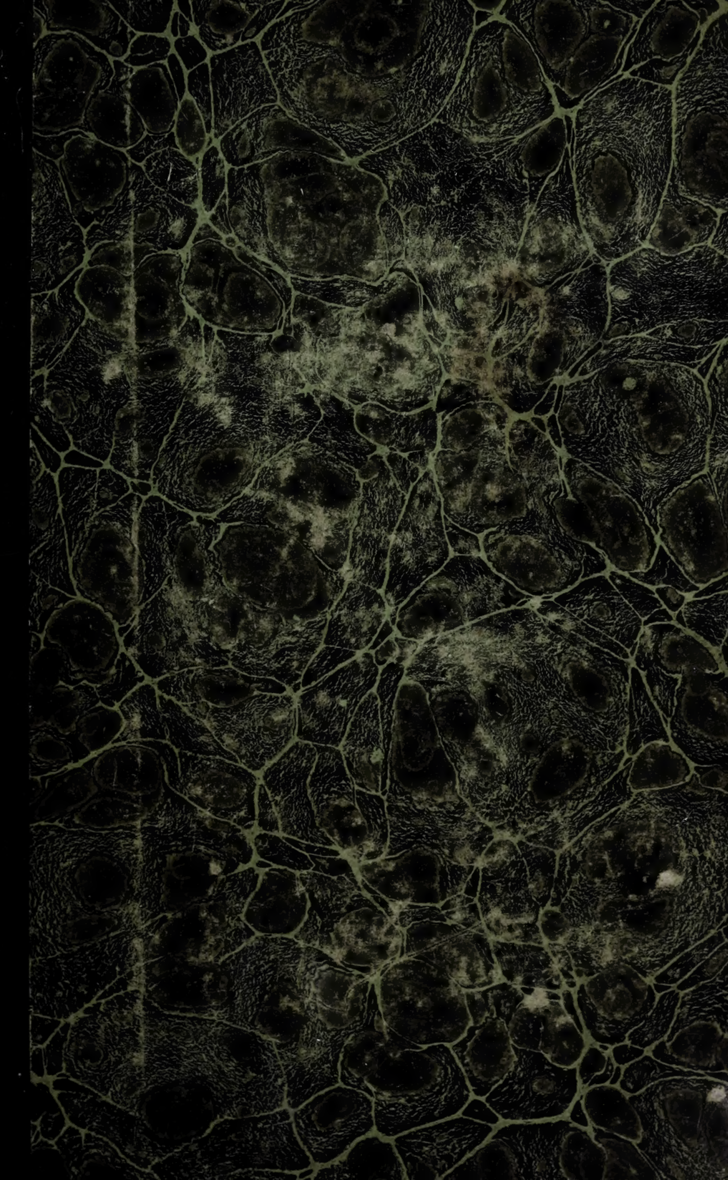
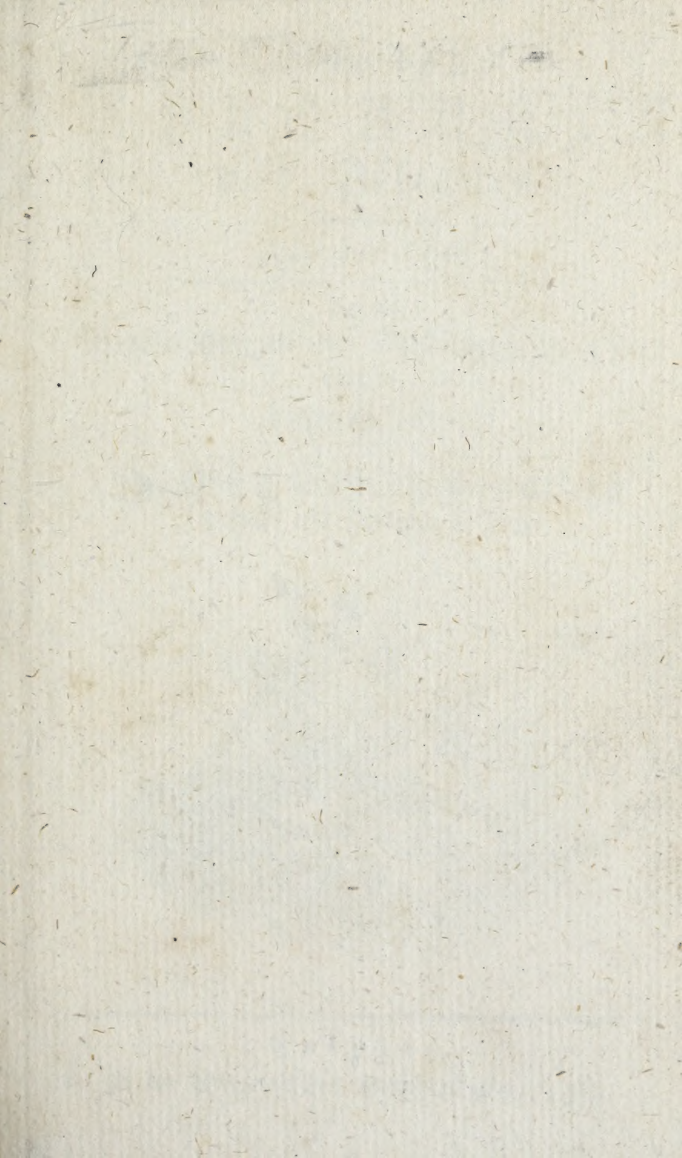




Von den
Ahndungen
und Visionen

Zweyter Theil,

der die
Voraussehungen und Ahndungen der Thiere
enthält,
herausgegeben
von

Justus Christian Hennings
Hofrath und Professor in Jena.



Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung, 1783.

Dem

Wohlgebohrnen und Hochgelahrten Herrn

Herrn

Just Christian Loder

Der Arzneygelahrheit und Weltweisheit hochberühmten Doktor, Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht zu Sachsen Weimar, Eisenach und Jena Hochbestalten Hofrath und Leibarzt, wie auch auf der Akademie Jena öffentlichen ordentlichen Lehrer der Anatomie ꝛc.

widmet diese geringe Schrift

als ein Zeichen der Dankbarkeit gegen die mannichfaltig bewiesene gewogentliche Freundschaft

der Verfasser.

Vorrede.

Die Veranlassung zu der gegenwärtigen Schrift gab mir der in voriger Ostermesse unternommene neue Abdruck meines Buchs: Von Ahndungen und Visionen. Ich glaubte, es würde dem Zwecke einer neuen Auflage entsprechend seyn, wenn ich selbige mit der Lehre von den Voraussehungen, Ahndungen oder Anzeigen der Thiere vermehrte; da ich aber fand, daß die Abhandlung zu stark werden möchte, entschloß ich mich, die Ausführung von den Voraussehungen der Thiere als eine besondere Schrift ans Licht treten, und die Schrift von Ahndungen und Visionen blos abdrucken zu lassen. Ich glaube hierdurch einen doppelten Nuzen zu erreichen. Einmal würde ich durch eine allzustark vermehrte neue Auflage vielen Besizern des ersten Abdrucks unnöthige Kosten verursacht haben, wenn sie durch Anschaffung der neuen Ausgabe auch dasjenige noch einmal bezahlen müßen, was sie doch schon gelesen hatten, welches nunmehro durch die Absonderung der Lehre von den Voraussehungen und Ahndungen der Thiere vermieden wird. Denn die Besizer meines Buchs

von den Ahndungen haben jezt nur nöthig, gegenwärtige Schrift als einen zweyten Theil zu kaufen, ohne, daß dadurch der Besiz des vorigen Buchs unbrauchbar wird. Zweytens haben diejenigen, welche nur allein die Lehre von den Voraussehungen und Anzeigen der Thiere zu lesen wünschen, nicht nöthig, sich das Buch von Ahndungen und Visionen anzuschaffen. Daher habe ich die Veranstaltung getroffen, daß das gegenwärtige Buch unter zweyerley Titeln erscheinet. Einmal: Von den Ahndungen der Thiere, durch Beyspiele aus der Naturgeschichte erläutert. Zweytens: Von den Ahndungen und Visionen, zweyter Theil, der die Voraussehungen nnd Ahndungen der Thiere enthält.

Was nun die Einrichtung meiner gegenwärtigen Schrift betrift, so kann sie füglich als eine auf Erfahrung sich gründende Seelenlehre der Thiere betrachtet werden. Denn weil sich die gewöhnlichen Voraussehungen der Thiere auf die Sinne, Einbildungskraft, und das Gedächtniß gründen, so mußte ich auch diese Lehren zum Gegenstande meiner Abhandlung nehmen. Besonders war meine Absicht darauf gerichtet, durch viele Beyspiele thierischer Handlungen aus der Natur-

ge-

geschichte die Seelenkräfte der Thiere zu erklären. Ich habe sowohl aus den neuern als ältern Schriftstellern Exempel aufgestellet, ob mir schon bewußt ist, daß die Alten in diesem Fache den Neuern in der Glaubwürdigkeit nicht gleich zu schäzen sind. Daher ich auch oft angezeigt habe, wo Irrthum oder doch Ungewißheit herrsche. Daß ich manche noch zweifelhafte Verrichtungen der Thiere mit angeführet habe, geschahe aus dem Grunde, Philosophen und Naturforscher aufzufordern, künftig in ihren Wahrnehmungen die historische Gewisheit mehr ins Licht zu sezen, und sie auf solche Handlungen aufmerksam zu machen. Inzwischen habe ich mich bemühet, die philosophische Begreiflichkeit bey diesen und jenen Unternehmungen der Thiere, welche die Schriftsteller erzählen, unter der Bedingung der historischen Wahrheit, vor Augen zu legen. Auch habe ich keinem Beyspiele eine beweisende Kraft zugeeignet, wo ich nicht wenigstens einen glaubwürdigen Gewährsmann zur Bestätigung der historischen Wahrheit aufstellen konnte. So habe ich z. E. die Geschichte von den Störchen, in wie ferne sie eine Art des Gerichts über ihre Verbrecher halten, nicht für eine Fabel ansehen können,

da viele glaubwürdige Zeugen die historische Wahrheit der Geschichte bekräftigen, unter welche ich auch besonders die Verfasser des neuen Schauplazes der Natur rechne, weil an diesem Werke die grossen Naturforscher, Hr. Prof. Titius in Wittenberg, der selige Prof. Statius Müller in Erlangen ꝛc. gearbeitet haben.

Psychologen werden auch aus meinen mannichfaltigen Beyspielen von den Handlungen der Thiere den Materialismus der thierischen Seelen mit Nachdruck zu bestreiten in Stand gesezt werden, und auch aus diesem Gesichtspunkte scheint die gegenwärtige Schrift einigen Nuzen zu haben.

Daß ich je zuweilen von dem berühmten sel. Reimarus mit Anführung meiner Gründe abgehe, kann wenigstens Gelegenheit geben, manches genauer zu prüfen. Ich glaube, Reimarus lege den thierischen Seelen zu wenig, andere hingegen zu viel bey. Glücklich würde ich mich schäzen, wenn man von meiner Schrift sagen könnte, sie habe den Mittelweg gefunden. Doch dies überlasse ich dem Urtheile meiner Leser, deren fernern Gewogenheit ich mich bestens empfehle. Geschrieben Jena den 16. April. 1783.

Erstes

Erstes Kapitel

von den Sinnen und der Erinnerungskraft der Thiere.

§. 1. Was die Voraussehungen sind, und wie sie entstehen, sammt den verwandten Begriffen.

Man pflegt die Gegenstände der Welt oft in Beziehung auf die Zeit, da sie ihr Daseyn haben, zu betrachten. Ist eine Sache oder eine Begebenheit jetzo wirklich, so pflegt man sie etwas gegenwärtiges zu nennen. Da aber die Begebenheiten auf diesem Erdkreise eben sowohl wie die Dinge selbst, die sie verursachen, veränderlich sind, so geschiehet es gar leicht, daß dasjenige, was heute sein Daseyn hatte, morgen oder in der Zukunft nicht mehr wirklich ist. Weil nun alles dasjenige, was ehemals war, und nicht mehr ist, etwas vergangenes heißt; so ist fast alles in der Welt vergänglich. In allen Reichen der Natur fin-

den wir dieses bestätiget. Eine Blume, die jetzo blühet, erreicht in wenigen Tagen das Ziel ihrer Dauer, sie war und ist nicht mehr. Daher wir sie unter solchen Umständen zu den Vergangenen rechnen. Der Mensch, als das edelste Geschöpfe, bis zu dem verächtlichsten Thiere dauern, wenn sie auch durch keine äussere Gewalt zerstört werden, nur eine Zeit, die das wesentliche Ziel ihrer Dauer erheischt, sie sind demnach ebenfalls ein Gegenstand der Vergänglichkeit. Noch vielmehr finden wir bey den Begebenheiten Veränderlichkeit und Vergänglichkeit. Auch dasjenige, was nicht wirklich ist, sondern noch erst wirklich werden wird, d. i. das Zukünftige ist veränderlich, und was nach einiger Zeit zum Daseyn kommt, ist kurze Zeit darauf oft etwas vergangenes.

Sollte mir unter diesen Voraussetzungen nicht erlaubt seyn, die Folge herzuleiten, daß unsere Kenntniß der Dinge und Begebenheiten in der Welt auf die dürftigste Art begränzt seyn würde, wenn wir nur das Gegenwärtige einsehen könnten? Denn da das Gegenwärtige vorübergehend ist, so würde die Kenntniß desselben gar bald verschwinden. Eben deswegen hat uns der weise Schöpfer die Gedächtnißkraft

als

als ein Geschenk der Natur verliehen, um uns durch selbige desjenigen zu erinnern, was wir ehedessen als gegenwärtig dachten. Die Empfindungskraft ist das Mittel, wodurch wir die gegenwärtigen Dinge und Veränderungen wahrnehmen; man wird daher nicht irren, wenn man sich die Gedächtnißkraft als eine Vorrathskammer gedenket, in der die Jdeen, die wir durch die Empfindungskraft erhielten, aufbewahrt werden, um davon auch auf die Zukunft einen schicklichen Gebrauch zu machen. Man kann mit Recht behaupten, daß die Seele der Monarch unsers Leibes sey, der durch die Vernunft, als seinen geheimden Rath, sich der Sinne und Empfindungsglieder wie auch des Gedächtnisses als Botschafter bedient, und seiner Glieder, als Vollzieher seiner Befehle, damit das Zukünftige nach seinen Wünschen erfolge.

Beydes, sowohl die Gedächtniß- oder Erinnerungskraft, als auch die Empfindungskraft zwecken daher darauf ab, um uns die Zukunft wenigstens nach der Absicht des Schöpfers, ersprieslich zu machen. Durch die Vereinigung beyder wird unsere Denkungskraft auf dasjenige geleitet, was künftig geschehen könnte, da-

mit wir im Voraus darauf Bedacht nehmen können, was wir zu thun haben möchten, künftige Uebel von uns abzuwenden, und künftige uns vortheilhafte Begegnungen zu befördern. Mit Grunde behaupten daher die Philosophen, daß die Voraussehungen (Prävisionen) oder Vorstellungen des Zukünftigen, Erfolge des Vergangenen und Gegenwärtigen sind. *)

Die Voraussehungen sind also aus dem Vergangenen und Gegenwärtigen zu erklären, aber freilich ist es in manchen Fällen sehr schwer, die Zukunft aus dem Vergangenen und Gegenwärtigen einzusehen. So, wie die Prävisionen, wenn sie sich gleich in den Vorstellungen des Vergangenen und Gegenwärtigen gründen, dennoch aus dem Vergangenen und Gegenwärtigen begreiflich zu machen, uns oft schwer und unmöglich fällt. Ist nicht der Wille des Menschen ein sehr wandelbares Ding? Hängen nicht unsere Handlungen von so vielen innern und äussern Umständen ab, daß man es kaum wagen sollte, im voraus zu sagen, was man den andern Tag thun werde? Wenn auch der Tod keinen Querstrich durch unsere Rechnung macht,

*) Siehe mein Buch von Ahndungen und Visionen §. 13.

macht, so leitet doch so oft das eigensinnige Schicksal unsere Schritte dahin, wohin wir anfangs gar nicht dachten; oder irgend eine unbezwingliche Leidenschaft läuft mit uns davon, und läßt den langweiligen Verstand zurück, um seine Anmerkungen darüber zu machen.

Diesem ohngeachtet ist es dennoch eine zweifelsfreye Wahrheit, daß der natürliche und gewöhnliche Weg, auf dem wir zu Prävisionen gelangen, durch folgende Regel gebahnet werde: die Vergleichung einer gegenwärtigen Empfindung mit einer ehemals gehabten, lässet mich in die Zukunft sehen, oder erkennen, und vermuthen, was künftig — mit Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit — geschehen wird. Der Mensch pflegt bey seinen Prävisionen nach folgendem Schlusse zu handeln:

Ehemals geschahe dieses oder jenes, und es erfolgte darauf diese oder jene Veränderung der Zukunft;

Nun aber geschiehet jetzo etwas von der Beschaffenheit, was ehemals geschahe.

Also wird auch diese oder jene Veränderung der Zukunft erfolgen.

Freilich macht der Mensch nicht immer ausdrücklich einen solchen Schluß, weil es ihm zur Gewohnheit worden ist, so zu schliessen, die Art und Weise aber, wie er zu seinen Vorhersehungen gelangt, pflegt doch nach diesem Schlusse zu folgen. Da nun der erste Satz (Obersatz) eine Wirkung der Gedächtnißkraft; der zweyte aber (der Untersatz) ein Erfolg der Empfindungskraft ist; und der letzte Satz (Schlußsatz) die Prävision enthält; so ist offenbar, daß die Voraussehungen Wirkungen der Gedächtniß- und Empfindungskraft sind. Ein kluger General, der ehemals wahrnahm, daß die feindliche Armee, sobald ihre Glieder in Unordnung kamen, die Schlacht verlor, wird bey einer ähnlichen Empfindung, die heute oder gegenwärtig erfolgt, sogleich auf die Gedanken verfallen, daß die feindliche Armee abermals die Schlacht verlieren werde. Der letzte Grund von dieser Schliessungsart liegt in dem allgemeinen Satze: Aehnliches pflegt Aehnliches zum Erfolg zu haben, oder ähnliche Ursachen haben auch ähnliche Wirkungen.

Wenn eher kann ich aber mit Gewißheit oder nur mit Wahrscheinlichkeit auf das Künftige schliessen? Ich antworte, die Gewißheit des

Zu-

Zukünftigen findet nach der Regel statt: Wenn jetzo etwas völlig so beschaffen ist, und auf vollkommen ähnliche Art wirket, wie ehemals; so wird auch eben dieselbe Wirkung, eben derselbe Erfolg, oder einerley Künftiges zum Daseyn kommen. Bin ich aber nicht überzeugt, daß das zu verschiedenen Zeiten Wirkende, auf völlig einerley Art wirke, so kann ich auch nicht mit Gewißheit einerley Zukunft bestimmen. Bey mechanischen Wirkungen wird es mir daher sehr leichte fallen, das Künftige mit Gewißheit vorher zu sagen, weil ich leicht erforschen kann, ob völlig einerley Mechanik in der vergangenen und gegenwärtigen Zeit vorhanden sey. Ist eine Uhr genau und nach allen Regeln der Mechanik verfertiget worden, ist ferner kein Hinderniß vorhanden, das ihre Wirkung aufhalten könnte, so weis ich mit Gewißheit vorherzusagen, was für Erfolg auf die Zukunft sich ereignen werde. Daher können wir auch mit Gewißheit die Sonnen- und Mondfinsternisse im voraus bestimmen, weil sie nach einer immer gleichförmigen Mechanik erfolgen müssen. Aber weit schwerer und unsicherer läßt sich die Zukunft im Moralischen und bey freyen oder willkührlichen Handlungen bestimmen, weil künftige von der Willkühr ab-

hangende Handlungen sich in so vielen zufälligen und veränderlichen Umständen gründen. Inzwischen können wir doch aus den äusserlichen und innerlichen Reizungen gar ofte mit Wahrscheinlichkeit das künftige Zufällige voraus sehen.

§ 2. Ob auch unvernünftige Thiere Prävisionen haben können?

Wo ich die Quelle von Voraussehungen antreffe, da bin ich auch befugt, auf ein Voraussehungsvermögen zu schliessen, weil der Schluß von den Ursachen auf die Wirkungen tadelsfrey ist. Da nun aus den Beobachtungen über die Handlungen der Thiere erhellet, daß sie Empfindungs- und Gedächtnißkraft besitzen, und aus diesen Quellen die Prävisionen ihren Ursprung nehmen (§. 1.) so kann es wohl nicht bezweifelt werden, daß auch den Thieren eine Voraussehungskraft beyzulegen sey. Weil sich ferner die Stärke der Voraussehungen nach der Stärke der Empfindungs- und Gedächtnißkraft richtet, indem der Grad des Wirkenden allemal dem Grade des Gewirkten und umgekehrt, entspricht, so können diejenigen Thiere, die etwas Ausgezeichnetes in den Empfindungen

und

und der Erinnerung besitzen, auch auf vorzügliche und genaue Prävisionen Anspruch machen. Alles wird demnach darauf ankommen, daß ich ausser Zweifel setze, es komme den unvernünftigen Thieren eine Empfindungskraft und ein Gedächtnißvermögen zu. Von beyden will ich besonders reden.

§. 3. Die Thiere besitzen eine Empfindungskraft, und zwar erstlich einen vorzüglichen Geruch.

Daß den unvernünftigen Thieren mancherley Empfindungen eigen sind, davon kann sich ein jeder überzeugen, der mit gehöriger Aufmerksamkeit die mancherley Verrichtungen der Thiere in Erwegung ziehet. Um anders zu urtheilen, muß man schlechterdings seine Augen verschliessen. Wie oft legt das Thier durch ein ängstliches Geschrey und Winseln, seinen Schmerz eben so deutlich an Tag, als der Mensch seine Bedrängnisse durch jammernde Klagen zu erkennen giebt. Wie oft läßt das Thier sichtbare Merkmale der Freude blicken? Ja, es scheinet, als ob der Schöpfer durch das Mitgefühl an den Schicksalen der Thiere, das uns eingepflanzt ist, uns einen Wink geben wollen, den unvernünftigen Geschöpfen die Empfindung

nicht abzusprechen. (a) Selbst die allerhartnäckigsten Anhänger der Meinung, daß die Thiere machinenmäßig handeln, gestehen ihnen stillschweigend eine Erinnerungskraft zu. Denn sie wollen kluge Hunde haben, und bestrafen sie deswegen. (b) Ja, die thierischen Hand-

(a) Die Gelehrten nennen dieß die moralische Sympathie. Siehe meine Sittenlehre der Vernunft. Altenburg 1782. S. 147. f. Der selige Abbt sagt daher in der Abhandlung vom Verdienste S. 150. „Die Natur muß jeden gut organisirten Menschen für die Zuckungen eines sterbenden Thiers empfindlich machen, und es entsteht allemal auch eine Empfindung, weil das Nervensystem die Aehnlichkeit uns nur allzudeutlich zuzittert. Die Natur hat mir die Saite des Schmerzens allzugut in der Seele aufgezogen, als daß ich eine solche Saite, wenn sie an einem andern Geschöpfe gerührt wird, nicht sollte sogleich an meiner eigenen zittern und tönen hören.“ Inzwischen gebe ich gerne zu, daß die Erziehung zuweilen die Theilnehmung an den Empfindungen der Thiere verdunkelt.

(b) Ich glaube, die Immaterialität der Seele sowohl in Absicht auf die Menschen, als auch in Ansehung der Thiere vollständig, und nach mancherley Gesichtspunkten in meiner Geschichte von den Selen der Menschen und Thie-

Handlungen geben uns oft zu erkennen, daß sie bey manchen Empfindungen vor dem Menschen

Thiere, Halle 1774. dargethan zu haben. Und ebendaselbst zeige ich, daß die Handlungen der Thiere unmöglich aus einem blossen Mechanismus erklärbar sind. Zugleich habe ich die Einwürfe der Materialisten weitläuftig geprüft; daher ich Bedenken trage, diese Gründe und Gegengründe hier aufs neue zu wiederholen. Und sollte denn die List des Fuchses, die Treue des Hundes gegen seinen Herrn, die sorgsame Sparsamkeit des Hamsters auf die Zukunft, der Stolz des aufgeschirrten Pferdes, die übermäßige enthaltsame Schamhaftigkeit des Elephanten, die Geilheit des Auerhahns, die Vorsicht des ganzen Thierreichs und Beobachtung ihrer Feinde, mit der Natur eines blossen Staubklumpens vereinbarlich seyn? Der Wolf geht gleich dem Algierer auf Kaperey aus, und entdeckt eine wohlbewachte Schafheerde, er wird sie nicht allein anfallen, er ruft seine Brüder; zwey formiren eine falsche Attake, retiriren sich bald, locken die Hunde und den wachsamen Schäfer auf sich; schnell brechen drey andere aus dem Hinterhalt hervor und führen die Beute davon. Oder sie kommen des Nachts an des Bauern schlecht verwahrte Viehställe, wo sie gemeiniglich unter der Wand sich einen Eingang graben; umsonst werden

sie

schen mit dem Preise des Vorzugs prangen. Vorzüglich haben wir bey dem Viehe auf den Geruch, auf das Gesicht und auf das Gehör Rücksicht zu nehmen..

Es ist unstreitig, daß viele Arten der Thiere einen bis zur Verwunderung feinen Geruch besitzen. So, wie der Mensch in Ansehung des Gefühls weit über die Thiere erhaben ist, eben so giebt der Geruch den Thieren den schätzbarsten und hervorstechendsten Vorzug. Deswegen sagt Büffon (c) „Bey den Menschen ist der erste und vollkommenste Sinn das Gefühl, der

sie nicht wie Thoren eine beschwerliche Schatzgräberey unternehmen, sie machen erst hinter dem Stall ein Geräusch, die aufgeschreckten Gänse, Schweine u. d. gl. verrathen sich sogleich ihren Feinden selbst. Das sind Thatsachen, keine verschönerte Erzählungen, in mehrern Ländern allgemein bekannte Erfahrungen. Tausend Menschen fangen ihre Unternehmungen weit unvorsichtiger an. Man sehe mit mehrern: Anmerkungen und Zweifel über die gewöhnlichen Lehrsätze vom Wesen der menschlichen und thierischen Seele. Riga 1774. S. 81 f.

(c) In der allgemeinen Naturgeschichte, 7. und letzter Theil. Berlin 1774. S. 35. ferner S. 57.

der letzte oder schwächste, der Geruch. Bey den Thieren verhält sichs umgekehrt. Auf den Sinn des Gesichts können wir uns, wenn wir etwas erkennen wollen, blos in sofern sicher verlassen, als er durch das Gefühl unterstützet und geleitet wird. (d) Aus diesem Grunde ist er auch bey den Thieren unvollkommener, als bey den Menschen (e), oder wenigstens kann er

(d) Es wird dieses unter andern durch das Beyspiel bestärket, daß ein Mensch eine eckichte Sache in der Ferne nicht gehörig mit den Augen empfinden kann, wenn er nicht das Gefühl zu Hülfe nimmt. Daher glaubt oft der Mensch, ein viereckigter Thurm in der Entfernung sey rund u. s. w. ob ihn schon das Gefühl eines andern belehren kann. Wenn wir ferner etwas in der Entfernung sehen, so können wir nicht genau wissen, wie weit der Abstand sey, woferne wir nicht das Gefühl zu Hülfe nehmen, und durch selbiges die Entfernung ausmessen.

(e) Dieß muß mit manchen Einschränkungen verstanden werden. Denn die Raubvögel, besonders die Adler haben gewiß einen merklichen Vorzug im Gesichte vor den Menschen, wovon ich weiter unten (§. 6.) reden werde. Auch in Ansehung des Gefühls ist zu bemerken, daß manche Thiere, besonders Insekten ein ausgezeichnetes Gefühl besitzen. Deswegen

er nie bey ihnen zu dem Grade der Vollkommenheit gelangen. Das Ohr ist bey den Thieren vielleicht mit eben so viel Kunst als bey den Menschen gebauet, es kann aber jenen so nützlich nicht werden, als diesen, weil es den Thieren an der Sprache fehlet, welche bey den Menschen vom Gehör abhänget und ein mittheilendes oder ein solches Werkzeug ist, welches diesen Sinn in Wirksamkeit setzet, der sich hin=

wegen sind sie auch von dem Schöpfer mit besondern Fühlhörnern versehen worden. Mit diesen pflegen sie bey dem Trinken die Säfte und Feuchtigkeiten anzufühlen und zu versuchen. Einige kleine Gewürme haben in den Füssen eine besondere Geschicklichkeit zu fühlen. Wer weis nicht, was für ein zartes Gefühl in den Füssen der Spinnen ist? Sie merken es bald, wenn nur die geringste Bewegung an ihrem Netze gemacht wird. Diese künstlichen Thierchen sind mit besondern Spinnspitzen versehen, deren Anzahl sich bey manchen in die 400 erstrecket Bald wird der Faden aus vielen, bald aus wenigen gezogen. Dieses empfindet die Seele der Spinne auf das genaueste und sie weis die Stärke und die Dicke des Fadens, durch die Füsse, deutlich zu unterscheiden. Mehreres vom Gefühl der Thiere mag man lesen in Reimarus von Trieben der Thiere. Dritte Auflage. Hamburg 1773. S. 298.

hingegen bey den Thieren fast blos leidend verhält. Der Mensch hat also ein vollkommneres Gefühl, Gesicht und Gehör, aber einen minder vollkommenen Geruch, als das Thier. Weil nun der Geschmack gleichsam einen innern Geruch vorstellet, und sich mehr, als irgend ein anderer Sinn, auf den Appetit beziehet, so ist leichtlich zu glauben, daß auch dieser Sinn bey den Thieren mehr Zuverlässigkeit und Vollkommenheit, als bey den Menschen haben müsse. Man könnte dieses durch den unüberwindlichen Abscheu, den die Thiere gegen gewisse Speisen empfinden, oder durch das natürliche Verlangen beweisen, wodurch sie gereizet werden, alle Nahrungsmittel, welche ihnen am zuträglichsten sind, ohne Irrung, zu wählen, da hingegen der Mensch, ohne vorhergegangene Warnung, die Frucht eines Manchinelbaums eben-so gern, als einen Apfel, den Schierling eben so gern, als Petersilien geniessen würde. (f)

Die

(f) Schon Aristoteles hat den Geschmack und Gefühl mit einander verbunden. *Gell.* N. A. VII. 6. und ganz richtig urtheilet der sel. Reimarus von Trieben der Thiere S. 298. in der Note, daß man sich wundern müsse, wenn Perrault in seinen Oeuvres diverses de Physique et de Mechanique Vol. II. Leid. 1721.

Thiere können daher den Menschen zum Unterrichte dienen, ob diese oder jene Frucht schädlich

1721. 4. p. 337 sq. den Insekten nichts als das einzige Gefühl zugestehen will. Zwar ließ sich wohl gedenken, daß ein Thier einen starken Trieb zum Essen haben könne, ob es schon keinen Geschmack hätte, weil der sel. D. Ernesti in seiner neuen theologischen Bibliothek 1760. X. St. p. 890. von einem Geistlichen ein Beyspiel anführet, der durch einen Schlagfluß Geruch und Geschmack verloren, und doch begierig zum Essen gewesen. Vielleicht ersetzte bey ihm das innere Gefühl im Magen, das den Hunger erregt, den Mangel des Geschmacks. Allein dieses aussernatürliche Beyspiel berechtiget uns eben so wenig den Thieren den Geschmack abzusprechen, als es fähig ist, allen Menschen den Geschmack abzuleugnen. Da wir auch aus der Erfahrung wissen, daß die Thiere oft ihre Speise prüfen, und kosten, und das übelschmeckende wegwerfen, so kann man den Sinn des Geschmacks keinesweges den Thieren absprechen. Man merke aber wohl, daß der Geschmack nicht allemal eine Zunge oder einen Mund erfordere. Bey den Polypen scheint er in der ganzen innwendigen Höhlung ihres Leibes, bey vielen Insekten in ihrem Säugerüssel, bey den Ameislöwen in seiner hohlen Fangzange, damit er seinen Fang aussauget, zu liegen. Siehe den angeführten Reimarus S. 302.

lich oder dienlich sey. Daher die Seefahrenden, wenn sie an einem Orte anlanden, und ihnen unbekannte Früchte sehen, sich nicht leicht ohne genaue Prüfung zum essen derselben bestimmen. Sobald sie aber wahrnehmen, daß ein Vogel die Frucht angebissen hat, so genießen sie selbige ohne alle Furcht. Zwar möchte man den Einwurf machen, daß man die Thiere leichte zum Giftfressen bestimmen könnte, und folglich selbige nicht genau das Schädliche von dem Unschädlichen unterscheiden könnten. Allein dies geschiehet nur alsdenn, wenn man das Gift in unschädlichen und den Geruch und Geschmack reizenden Speisen verhüllet. Wie ausgebreitet der Geruch vieler Thiere sey, davon überzeugen uns eine Menge thierischer Handlungen, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich in einem gewissen Verstande behaupte, daß der Geruch bey manchen Thieren die Stelle aller Sinne vertritt (g). Das Thier siehet gleichsam die Gegenstände vermittelst des Geruchs und der Nase, es höret die entfernten Objekte durch den Geruch, es fühlet und schmecket dieselben durch eben

(g) Siehe mein Buch von Ahndungen und Visionen §. 17.

eben diesen Sinn. Der Geruch desselben reichet oft viel weiter, als das Gesicht. Es riechet in einer grossen Entfernung nicht allein gegenwärtige wirkliche Körper, sondern auch die Ausdünstungen und Fehrden oder Fußstapfen der abwesenden, längst vorbeygegangenen Thiere. Der Geruch ist daher bey den Thieren nicht allein das Hülfsmittel, Ideen von gegenwärtigen sondern auch von vergangenen Dingen zu erwecken. Daher glaube ich berechtiget zu seyn, den Geruch als eine Quelle der Empfindungen und Erinnerungskraft bey Thieren anzusehen. Ich weiß wohl, daß man den Thieren die Erinnerungskraft abzusprechen pflegt. Allein davon werde ich §. 8. vollständig handeln. Durch die Feinheit dieses Sinnes sammeln sich demnach die Thiere Kenntnisse und Ideen, deren die Menschen nicht fähig sind, da sie keine so feine und geübte Nase haben. Was vermag nicht der Hund und der Wolf durch die Hülfe dieses Sinnes? Was bewirken nicht die Raubvögel durch eben diesen Sinn?

Es wird mir erlaubt seyn, einige Beyspiele aus der Naturgeschichte anzuführen, um das bisher allgemein Gesagte zu bestätigen. Ein zwar ungenannter, aber sonst glaubwürdiger

Schrift=

Schriftsteller (h) erzählet von einem Hunde folgende Begebenheit. Der Meister eines kleinen Barbets hatte Geschäfte bey mir. Er und der Hund kommen mit einander. Während dem Gespräche des Meisters mit mir, räumt indessen der Barbet die Katzenschüssel in der Küche. Dadurch verspätet er sich, und der Meister geht ohne ihn fort. Kaum merkt dies der Hund, so wird er unruhig, und winselt, um ihn herauszulassen. Ich gehorche und öfne die Hausthüre. Nunmehr ist er in der Freyheit. Aber, welchen Weg gieng sein Herr? Es gehen 3 bis 4 Wege zu mir. Desto schlimmer für das Thierchen, denn es sollte dies wissen. Es brennt von Begierde dem Meister zu folgen. Da sieh du zu, Barbet! auch thut ers. Kein Mathematiker würde es so gewiß gefunden haben. Er suchet in gröster Eile die Spure von einem und von dem andern Zugange. Aber vergebens, wenigstens traut er sich noch nicht. Er muß seiner Sache

(h) In den Gedanken über die Seele des Menschen und Muthmassungen über den Zustand derselben nach dem Tode, meistens auf Erfahrung gegründet. In vier Theilen. Nebst einem Anhange von den übrigen denkenden Wesen. Berlin und Leipzig, bey Decker. 1777. Vierter Theil S. 192. Not. b.

gewiß seyn. Wie greift ers an? — Er machet meine Hausthüre zum Mittelpunkt aller Zugänge, als wären sie so viele Strahlen eines Zirkels. Er läuft dabey im Kreise herum, daß er nothwendig diese alle überlaufen muß, und beriechen kann. Er thut es ein, zwey, drey mal, so geschwind als er kann. Das viertemal findet er die Spur. Nun ist er derselben gewiß, und folgt ihr so behende, als ihn die Füße tragen können. Diese Geschichte beweiset zugleich eine Geschicklichkeit, sich aus einem Zweifel zu reißen. Und dieser Zweifel scheinet zugleich einiges Nachdenken darzuthun.

Eben dieser Schriftsteller (i) giebt noch ein Beyspiel von einem Jagdhunde, wobey er ein Augenzeuge gewesen, und betheuert die Wahrheit desselben mit den Worten: „ich würde es für höchst sträflich halten, wenn man, um seine Meinung zu behaupten, Zuflucht zu Lügen nähme. So heilig ist auch bey mir die Wahrheit.„ Die Geschichte ist folgende: Ein Jagdhund, dessen Herr auf dem Lande wohnte, lief einsten eilends zu diesem, der sich nebst mir in seiner Studierstube befand. Die Thüre war zu. Der Hund kratzet und billt, und dieses mit Wiederholung. Man öfnet

(i) Am angef. Orte S. 191. f.

öfnet ihm endlich die Thüre. Er wedelt, winselt, heult, und springt voller Freude, an seinen Herrn auf. Von ihm zum Ofen, wo die Jagdflinte steht, und so wieder zum Herrn, auch wiederum rückwärts zur Flinte. Der Herr merket, daß der Hund ihm etwas zu sagen habe, und nimmt daher die Flinte. Sogleich giebt der Hund freudig einen Laut, läuft zur ofnen Thüre hinaus; kömmt wieder zurück, läuft zu einer Hinterthüre des Hauses, und führt also den Herrn da hinaus, wo ein Berg lag. Ich und der Herr folgen ihm. Der Hund geht immer hüpfend und heulend voraus, und wieder zurück. Wir gehen etwan vierzig Schritte fort, und der Hund immer vor uns. Aber nun fängt er eine andere Pantomime an. Er giebt deutlich zu verstehen, wir sollen links gehen, schließt sich an den Herrn, drückt ihn an denselben Weg, hüpft, billt, und wiederholet solches. Wir folgen seiner Anweisung, und er begleitet uns einige Schritte. Er aber dreht sich in der Geschwindigkeit rechts, umlauft den Weg und Berg. Indessen gehen wir links, langsam bergan fort, bis fast hinauf, da der Hund in dieser Zwischenzeit den ganzen Ring, rechts um, um den Berg gemacht hat. Nun ist er schon höher, als wir. Er giebt einen Laut,

und siehe! er treibt einen Hasen vor sich her, dem Herrn vor den Lauf, der auch mit seinem Leben die Mühe bezahlen muste. — In diesem Beyspiel scheinen viele der Aufmerksamkeit werthe Handlungen des Hundes vereiniget zu seyn. Denn es hat den Anschein, daß der Hund gekommen, um seinen Herrn abzuholen, und einen Hasen in den Schuß zu jagen, den er zuvor ausgespüret haben muste. Zugleich wäre auch dies Beyspiel ein Beweiß von der Erinnerungskraft des Hundes. Zwar dürften hier viele den Einwurf machen, daß der Hund durch diese Handlungen keinen auszuführenden Vorsatz an Tag gelegt, oder die Menschen zu Erreichung eines Zwecks angeführet habe; weil alle diese Begebenheiten auch auf eine andre Art erklärbar wären. Denn vielleicht wollte der Hund durch das Hin- und Wiederlaufen vom Herrn zur Flinte, und von der Flinte zum Herrn nur zu erkennen geben, der Herr möchte mit ihm, wie sonst oft geschehen sey, sey, auf die Jagd gehen. Wie nun der Herr mit dem Hunde aufs Feld kam, fand letzterer die Spur von einem Hasen, und leitete, seiner Gewohnheit gemäß, seinen Herrn zu selbiger. Keinesweges sey aber die Verrichtung des Hundes ein Beweiß, er habe den bereits vorher ausgespür-

gespürten Hasen im Gedächtniß gehabt, um solchen in das Eigenthum seines Herrn zu bringen. Und ich will auch gerne dieses alles zugeben. Das aber doch dies Beyspiel eine Beweißkraft behalte, der Hund müsse einen guten Geruch bey Ausspürung des Hasens gehabt haben, wird man nicht mit Grunde leugnen können. Und ich werde im folgenden schon auffallendere Exempel angeben, welche die Erinnerungskraft der Hunde ausser Zweifel setzen.

Hr. D. Krünitz (k) bekräftigt die Stärke des Geruchs bey den Thieren, wenn er sagt: „Einige Thiere haben, blos zu unsern Diensten einen bis zum Erstaunen subtilen und scharfen Geruch bekommen. Ein Jagdhund entdeckt blos durch die Ausdünstungen, die der Hirsch von sich auf seiner Spur zurückgelassen, das Lager desselben. Ein getreuer Joli findet, wenn er seinem Herrn entführet und etliche Meilen weit weggebracht worden ist, den Weg zu so vielen geliebten Personen wieder, von denen er sich mit der äussersten Betrübniß entrissen sehen muß. Und eben deswegen hat er eine längere Nase bekommen, damit theils in derselben mehr Geruchsnerven angebracht werden konnten, theils

 auch

(k) In der Oeconomischen Encyclopädie, Artikel Geruch. 17. Theil. S. 446. f.

auch die Geruchstheile darinn an den Seiten desto öfter anstossen müßten, um die Stärke des Geruchs zu vermehren.„

Boyle (l) erzählet ein merkwürdiges Exempel. Ein Edelmann hatte von einem seiner Bedienten einen Spürhund besonders abrichten lassen. Einstmals wollte er eine Probe anstellen, ob der Hund den Menschen ausspüren könnte. Der Bediente mußte daher vier Meilen weit an einen gewissen Ort, und von da noch drey Meilen in eine Stadt gehen, wo gleich Marktag war. Einige Zeit nach seiner Abreise ließ der Edelmann den Hund laufen, und schickte hierauf einige Bediente nach, welche ihm schlechterdings folgen musten, wo er hinging. Unterwegens begegneten ihm viele Menschen, welche zu Markte giengen. Er ließ sich aber in seiner Spur durch nichts irre machen, und kam endlich in die Stadt, lief durch die Gassen derselben, bis er an ein Haus kam, wo der Bediente, der ihn abgerichtet hatte, in dem Oberstockwerke saß, ohne daß die nachgeschickten Leute etwas davon wusten. Wie viel 1000 Geruchstäubchen von verschiedenen Dingen berührten

(l) In seiner Abhandlung von den Eigenschaften der Ausdünstungen.

ten nicht die Nase dieses Hundes auf seinem Wege? dennoch muste sie der Hund von einander, besonders von denenjenigen unterscheiden, die von den Fußstapfen seines Unterrichters zurück geblieben waren.

Was von den Hunden in Ansehung ihres scharfen Geruchs gesagt worden, gilt auch von den Wölfen. Denn Hr. Klein, Linné und andere Naturkenner rechnen den Wolf mit Recht unter die Hunde. Nur ist er die gröste und wildeste Gattung derselben (m). Denn obschon Büffon den Wolf als eine ganz eigne, nicht zum Hundegeschlechte gehörige Gattung betrachtet, so sind doch seine Gründe nicht zureichend. Die Sinnen sind bey den Wolf fast alle scharf und vortreflich. Er kann sehr weit in die Ferne sehen, und hat ein überaus feines Gehör. Der Geruch ist bey ihm so stark, daß er dadurch das Aas auf Meilenweit ausspüret. Auch lebendige Thiere wittert er in grosser Ferne durch den Geruch aus, und folget ihrer Spur lange nach. Er geht aus dieser Ursache immer dem Winde entgegen, um von Weiten die Ausdün-

(m) Siehe Neuer Schauplatz der Natur. 10ter und letzter Band. Leipzig 1781. S. 1.

stungen von todten und lebendigen Thieren auszuforschen.

Alle Raubthiere und Raubvögel überhaupt, vor allen aber der Geyer (n), haben einen durchdringenden Geruch. Bey ihnen ist dieser Sinn das vornehmste sinnliche Werkzeug, das sie in den grösten Entfernungen von allen Verhältnissen unterrichtet, in welchen die Gegenstände mit ihrer Erhaltung stehen. Der Geruch ist ihr Lehrmeister, wenn sie wissen wollen, ob der Gegenstand, den sie sich zuzueignen wünschen, bald mehr, bald weniger entfernt sey. Sie können durch Hülfe des Geruchs den Abstand der Dinge, die ein Gegenstand ihrer Witterung sind, ausmessen und bestimmen, damit sie zur Sättigung ihrer Raubbegierde solche Mittel und Wege aussuchen können, die ihrer Absicht und ihren Wünschen entsprechen. Finden sie, vermittelst ihrer Witterung, daß sie der Sache, die sie für ein ihnen gutes Wildpret halten, nahe sind, und daß ihr Fang ihnen entgehen könnte, woferne sie mit Sturm und Heftigkeit auf sie los gehen würden, so schleichen sie mit Behutsamkeit so nahe, daß sie

(n) Vergleiche D. Johann Georg Krünitz Oekonomische Encyclopädie etc. 17 Theil. Berlin 1779. S. 443.

sie das Ziel ihrer Wünsche erreichen. Der Fuchs giebt hiervon ein beweisendes Beyspiel. Er läßt sich auf seinen Gängen allezeit durch ein überlegtes (o) Mißtrauen leiten. Nur selten reißt ihn der Heißhunger hin, einen flüchtigen Raub zu verfolgen. Er kommt schleichend an die Gegenstände seines Raubes, thut alsdenn einen leichten Satz auf dieselbe, und bemächtiget sich ihrer. Die Stärke des Geruchs bey Raubvögeln ist auch der Grund, daß die Raben und andere Vögel sich bey entfernten todten Körpern gar balde einfinden. Auch der Geruch von einem absterbenden oder bereits verstorbenen Menschen reizet diese Thiere, sich selbigem zu nähern. Und dies hat eben den Aberglauben

(o) Man vergebe mir diesen Ausdruck. Ich weiß wohl, daß man den Thieren nicht gerne eine Ueberlegung zugestehet. Da aber doch die Wirkungen, die der Fuchs durch seine Handlungen an den Tag legt, den Wirkungen der Ueberlegung sehr ähnlich sind, so glaube ich kein Aergerniß zu geben, wenn ich von Ueberlegungen der Thiere rede. Sagt man doch, dem Viehe sey das Vernunftähnliche (analogon rationis) eigen, eben so kann ich auch selbigem das Ueberlegungsähnliche (analogon consultationis) zueignen.

den erreget, es sey ein böses Anzeigen, wenn ein Rabe oder Raubvogel auf dem Dache eines Sterbehauses sich sehen lasse. Auf solche Art werden diese Thiere ganz natürlich Unglückspropheten. Daß die Fische eine Geruch besitzen, erhellet daher, weil sie durch einen riechenden Köder ins Netz gelockt werden, oder von den Schiffen, welche mit Schwefel beladen oder bestrichen sind, fliehen. Selbst die Wasserinsekten werden durch riechende Lockspeisen hergezogen. Die Krebse gehen dem Luder in die Netze nach. Die Schnecken riechen den Sallat und das Grüne, welches sie zu fressen pflegen, von Weiten, und kommen in Bewegung, wenn man dergleichen an den Ort bringt, wo sie sich aufhalten, ob sie gleich noch nichts davon sehen. Die Purpurschnecken, Schraubenschnecken und andre dergleichen, werden von den Fischern durch den Köder eines stinkenden Fleisches, so, wie die Fische und Landschnecken herbeygelocket und gefangen (p). Die Wasserkä-
fer

(p) Daß die Fische durch riechende Dinge gefangen werden, davon ist Richter in der Ichthyotheologie 1 B. c. 6. §. 7. und c. 13. §. 2. sqq. p. 270 sqq. der Gewährsmann. Daß der Schwefel die Fische vertreibe, davon

ser riechen so stark, daß sie die Ausdünstungen eines todten Hundes über 1000 Schritte weit empfinden, und auf ihn zufliegen. Und woher käme es wohl, daß die Bienen oftermals in die entlegendsten Oerter fliegen, wenn sie nicht durch den Geruch der Blumen dahin gezogen würden?

Fehlerhaft würde der Schluß seyn, wenn man denenjenigen Thieren den Geruch absprechen wollte, bey welchen man kein Werkzeug des Geruchs wahrnimmt. Die Aasfliegen (Fleisch- oder Schmeißfliegen, beym Rösel: Aasmücken) und Aaskäfer haben ohne Zweifel einen Geruch, und zwar recht scharfen Geruch; weil sie dem Aase von weitem nachfliegen, und also

von können Andersons Nachrichten von Island S. 22. f. gelesen werden. In Ansehung der Krebse müssen die Physikalisch-ökonomischen Abhandlungen VI. Th. S. 321. verglichen werden. Noch sind von dem Geruch der Insekten lesenswerth: Lessers Testaceoth. p. 656. sqq. und die Insectoth. §. 145. oder P. II. p. 6. sq. und p. 11. nach Lyonnets französischen Ausgabe. Rösel T. II. p. 39. sq. D. Hill in dem Hamb. Magazin XVII. B. p. 391. sq. Ferner von den Sinnen der Thiere überhaupt, Reimarus am a. O. §. 130 f.

also von dessen schwefelartigen Ausdünstungen eine Empfindung haben müssen. Allein es ist bisher noch nicht entdeckt worden, wo ihnen die Nase, oder ein ähnliches Werkzeug des Geruchs sitze. So hat auch Rösel (q) von dem Papilion der schädlichen, geselligen orangengelben Raupe geschlossen, daß er einen Geruch von dem andern Geschlechte haben müsse, weil er um eine verdeckte Schachtel, darinnen weibliche Papilions der Art waren, stets herumgeflattert, und wie die Schachtel geöfnet worden, sich alsobald mit ihnen gepaaret hat (r). Noch ist auch anmerkenswerth, daß die Werkzeuge des Geruchs bey manchen Thieren ganz anders gestaltet seyn können, als diejenigen sind, welche man gewöhnlich als das Geruchswerkzeug annimmt. Die Naturkundigen glauben z. E. daß die Fühlhörner der Insekten das Werkzeug des Geruchs wären, weil sie hohle Röhren sind. Andere wollen ihren Bart dafür angesehen wissen, weil sie nicht leicht eine Speise anrühren, welche sie nicht erst mit dem Bart untersucht hätten. Daß der Saugrüssel zugleich ein Werkzeug des Geruchs seyn solte, hält Reima-

(q) T. I. Tagvögel II. Classe, Num. III. §. 7.

(r) Reimarus am angeführten Orte S. 302.

marus (s) nicht für wahrscheinlich. Er behauptet, daß die Luftgefässe, womit alle Insekten versehen sind, das Werkzeug ihres Geruchs seyn könnten, wenigstens habe es mit unserer Nase, dadurch wir die Luft einziehen, und zugleich die riechbaren Theile empfinden, unter allen übrigen Theilen der Insekten die größte Analogie.

§. 4. Doch haben auch Menschen zuweilen einen zarten Geruch.

Gewöhnlicher massen übertreffen daher die Thiere den Menschen in dem Sinne des Geruchs, wenn ich gleich nicht leugnen will, daß je zuweilen unter den Menschen einige angetroffen werden, die ebenfalls einen ungemein zarten Geruch besitzen. Denn man erzählt von den Schwarzen auf den Antillen, daß sie die Spur eines Menschen nicht allein, wie die Hunde, durch den Geruch zu unterscheiden, sondern auch dadurch zu entdecken vermögend seyn sollen, ob ein Franzose oder ein Schwarzer diesen Weg gegangen sey. Man weiß aus vielen Beyspielen von Menschen, die man in der Wildniß gefangen, daß sie einen ausnehmenden Geruch

(s) Am angef. Ort. S. 308.

Geruch gehabt haben. Ich will verschiedene aus den neuesten Schriftstellern beybringen. Dahin gehört ein neunjähriger Knabe, der von den Jägern in Litthauen 1661 unter den Bären gefangen worden. (t) Er aß nichts als Bärenfutter. Er wurde, wie Herr Prof. Müller sagt, gleich anfangs getauft, und mit dem Namen Joseph Ursinus belegt. Im Jahr 1717 bekam man auch in einem gebirgigen Walde, bey Kranenburg, ohnweit Zwolla, in Oberyssel, im Monat August ein Mädchen, die ihren Eltern, als sie 16 Monate alt gewesen, entwendet, und bereits 18 Jahr lang vermißt worden war. Es lief zwar selbige auf zwey Füssen, wie andere Menschen, abrr ihre Nahrung bestand ebenfalls nur aus grünen Kräutern, die sie durch den Geruch unterscheiden konnte, wie

(t) Iuvenis urſinus Lithuanus. Linn. Müllers Linneisches Natursystem 1 B. S. 86. Schreber in der allgemeinen Geschichte der Menschen S. 32. *Vallm. de Bom.* Dict. d'Hist. Nat. Tom. V. p. 587. Büffon allgemeine Naturgeschichte 6 Th. S. 264. f. D. Wünsch in den kosmologischen Unterhaltungen für die Jugend. 3 B. vom Menschen. Leipzig 1780 S. 25. f.

wie auch aus Baumblättern. (u) Hieher können auch die 2 Knaben gerechnet werden, die 1719 auf den Pyrenäen, zwischen Spanien und Frankreich, entdeckt und gefangen wurden, welche wie Gemsen auf den Gipfeln dieses Gebirges herumkletterten. (x) Ferner 1724 ein dreizehnjähriger Knabe, den man in freyem Felde bey Hameln gefangen nahm, um welchen noch der vermoderte Rest eines alten Hundes hieng. Er wählte sich anfänglich zu seiner Nahrung nur rohe Erdfrüchte. (y) Nicht weniger verdient der Geschichte eines Menschen aus Lüttich, (z) und eines Mädchens aus Champagne ge-

(u) Puella Transiluana. 1717. Linn. p. 18. Müller am angef. O. S. 87. Schreber am angef. O. S. 34. Ihre Geschichte ist in den Breslauer Sammlungen von Natur- und Kunstgeschichten im XXI. Versuch S. 437. f. ausführlich zu lesen. Büffon a. a. O. S. 267.

(x) Pueri 2 pyrenaici 1719. Linn. am a. O. Müller am angef. O. Schreber a. a. O.

(y) Iuuenis Hanoveranus 1724. Linn. und Müller am a. O. Auch Büffon a. a. O. S. 268.

(z) Iohannes Leodicensis. Schreber a. a. O. S. 36. Büffon a. a. O. S. 293.

gedacht zu werden. Der erstere war im fünften Jahre seines Alters verloren gegangen, und 16 Jahre hernach erst wieder gefunden worden, da er unterdessen vorzüglich seinen Geruch dergestalt geschärft hatte, daß er dadurch eßbare Wurzeln, die seine Nahrungsmittel waren, in der Erde aufsuchen, und zu unterscheiden im Stande war. Auch empfand er seine Wärterin von Ferne. Das Mädchen aus Champagne hingegen, war ohngefähr 10 Jahr alt, als es in einem Dorfe Songi, bey Chalons 1731 in Gefangenschaft gerieth. (a) Sie war ungemein beherzt, und wußte sich mit einer Keule so geschickt zu vertheidigen, daß ein grosser Hund, welchen man los ließ, um es fest zu halten, das Leben verlor. Auf den Bäumen kletterte es fast wie ein Eichhorn herum, indem es sich an den Aesten mit seinen Daumen befestigte, die davon auch weit dicker waren, als sie von Natur hätten seyn sollen. Laufen konnte sie mit erstaunlicher Geschwindigkeit, ohne je-

(a) Puella campanica Linn. Müller und Schreber a. a. O. Merc. de Franc. 1731. Dec. Allgem. Mag. VII. Th. S. 219. f. Recueil pour l'esprit & pour le coeur, a Zelle. T. II. 1764. p. 33, *Vallm. de B m.* Dict. Tom. V. p. 587. Büffon a. a. O. S. 269.

jedoch grosse Schritte zu machen. Eben so verstand sie die Kunst gut zu schwimmen und unterzutauchen, um Fische und Frösche zu fangen, die es roh verzehrte. Mit Verlust ihrer Gesundheit wurde sie an eine menschliche Lebensart gewöhnt. (b) Tulpius (c) gedenket eines sechzehnjährigen Knabens, der aus Irland gebürtig war, in seiner Kindheit von seinen Eltern wegkam, und unter wilden Schaafen (d) in Wäldern und rauhen Gebürgen sich bis zum gedachten Alter aufgehalten hatte. Dieser hatte völlig die Sitten der Schaafe, unter denen er gelebt hatte, an sich genommen. Die Stirn war etwas niedergedrückt und eingebogen, hingegen das Hintertheil des Haupts erhoben, und über sich stehend. Der Mensch war verwegen und unerschrocken, doch bemerkte man nichts Menschliches an ihm. Seine Stimme bestand im Blöcken, wie bey den Schaafen. Menschliche Speisen genoß er nicht, sondern fraß Heu und

(b) Vollständig ist die Geschichte dieses Mädchens zu lesen in Büffons allgemeinen Naturgeschichte, nach Martini Uebersetzung 6 Theil. S. 269 — 293.

(c) Siehe *Nic. Tulpii* obseruat. med. lib. 4. c. 9.

(d) Allein es ist nicht dargethan, daß es in Irland wilde Schaafe gebe.

und Gras, wie andere Schaafe, suchte aber das Beste mit allem Fleiße, und vermittelst des Geruchs heraus. (e) Doch ich habe nicht nöthig, mehrere Beyspiele von wilden Menschen anzuführen, die sich im Geruch ausgezeichnet haben, weil Wißbegierige ihre Neugierde anderwärts befriediget finden. (f) Die Frage aber, woher bey solchen Menschen ein so scharfer Geruch komme, scheint wichtiger zu seyn. Herr D. Krünitz (g) glaubt, daß die Wilden weit schärfer empfinden, als andere Menschen, weil sie sich, aus Mangel einer aufgeklärten Vernunft, von Kindheit an, blos auf die Kultur ihrer Sinne legen müssen. Diegby erzählt hier=

(e) Dieser wilde Mensch wird der Iuvenis hibernus ouinus seyn beym Linné, Müller a. a. O. p. 87. und Schreber a. a. O.

(f) *Fuchs* diss. de nexu inter logicam naturalem & artificialem Jenæ 1738 p. 8. sqq *Bernhard Connor* in evangelio Medici Art. 15. p. 133. Edit. Ien. 4tæ. Ferner Histor. Acad. Sc. Parisinæ Ao. 1703. p. 22. H. C. Coenigii Scheriasma de hominum inter feras educatorum statu naturali. M. Bezolds Dissert. de hominibus a bestiis nutritis. Und in den bereits angeführten Schriftstellern.

(g) In der ökonomischen Encyclopädie 17 Band S. 446. f.

hiervon ein Beyspiel, welches alle natürliche Glaubwürdigkeit hat. Die Unruhen des Kriegs nöthigten die Eltern eines gewissen Knaben, sich mit ihm in einen Wald zu begeben, und daselbst von Kräutern zu leben. Dieser Knabe erhielt durch die Uebung einen so starken Geruch, daß er vermittelst desselben die Ankunft der Feinde entdecken lernte. Diese besondere Kraft erhob ihn hernach zu der Ehrenstelle eines Spions, wozu er viel Geschicklichkeit blicken ließ. Allein, weil er mit diesem neuen Amte zugleich eine ganz andere Lebensart anfieng, so verlor seine Nase vieles von dieser Scharfsinnigkeit, ob er gleich stets vermögend blieb, seine Frau von jeder andern durch den Geruch zu unterscheiden, und die Spur, wie der beste Hund zu verfolgen. (h) Daß in Indien manche Kaufleute ohne Probierstein, die Güte des Goldes und des Silbers blos durch den Geruch bestimmen könnten, scheint mir der Wahrheit nicht gemäß zu seyn. (i) Ich will mich vielmehr auf ein ander Beyspiel berufen, von dessen Wahrheit die allzuhäufige Erfahrung uns die Gewähr leistet. Nemlich, wem

(h) Vergleiche mein Buch von Ahndungen und Visionen §. 17.

(i) Siehe Krünitz am a. O. S. 447.

sollte unbekannt seyn, daß mancher Mensch durch die starke Einwirkung der Dünste eines verborgenen Thier's, welche die mehresten Menschen gar nicht empfinden, bis zur größten Entkräftung gerühret wird. Jedermann weiß, daß es Menschen giebt, die blos durch die verborgene Gegenwart einer Katze in Ohnmacht fallen. Diese Wirkung kann aber von keiner andern Ursache abstammen, als von dem Sinne des Geruchs, wenn nemlich die zarten Riechungsfibern des Menschen allzusehr angegriffen werden. Ich habe mit allem Bedacht behauptet, daß mancher Mensch durch die verborgene Gegenwart einer Katze vermittelst des Geruchs betäubt, und ohnmächtig werde, um dem Streite vorzubeugen, den einige dadurch erreat haben, daß sie behaupteten, das Gesicht nehme mehr Antheil an einer solchen Kraftlosigkeit, als der Geruch, weil vielleicht ein Schrecken und Abscheu, Antipathie, oder wie man es nennen will, der wirkende Grund der Ohnmacht sey. Ja manche haben gar sich erdreustet, den Augen mancher Thiere giftige Ausdünstungen beyzulegen, die bis zur Tödtung in ein anderes lebendes Geschöpf wirken könnten. Man hat sowohl von Menschen als von Thieren verderbliche und sogar tödende Blicke behauptet. Und die Meinung

von

von solchen schädlichen Menschenblicken ist sehr alt. (k) Im ganzen Orient stehen die Perser, Türken, Griechen und Araber in dem Wahn, daß es gewisse Leute gebe, welche durch ihren Blick alles vergiften könnten, was sie mit Augen sähen. Die Perser insbesondere glauben, daß der Blick solcher Personen auch wider ihren Willen eine so schädliche Kraft äussere. Daher sie in ihre Thüren wächserne Bilder stellen, in der zuversichtlichen Hofnung, daß alles Gift an denselben kleben bleibe. Die Griechen hingegen meinen, daß solchen Menschen auch ein böser Wille eigen sey, durch ihren Anblick sowohl Menschen als andere Dinge, indem sie solche

(k) Es gilt auch von schädlichen Hauchen, die ich auch eher zugeben will, indem die Aerzte nicht ohne Grund behaupten, daß ein Mensch, der die Neapolitanische Krankheit, oder die so genannten Franzosen hat, einen andern durchs Anhauchen anstecken könne. Nur muß man sich auch hüten, den alten Schriftstellern nicht sogleich Beyfall zu geben, wenn sie den schädlichen Hauchen der Menschen allzuausgedehnte Gränzen geben. Denn so erzählt schon Plinius im 2. Kap. des 7ten Buchs seiner Naturgeschichte, daß es in Afrika gewisse Leute gegeben, die durch ihr Lob, Bäume, Pflanzen, Menschen, Weiber und Kinder vertrocknet, oder getödtet hätten.

lobten, zu vergiften. Daher kommt es auch, daß sie allemal, wenn der andere ein Kind, oder Vieh, oder auch eine leblose Sache ansiehet und rühmt, sogleich ausrufen: Gott behüte es! Gott erhalte es! Und diesem Ausrufe legen sie die magische Kraft bey, daß er alles Widrige von dem Gegenstande entferne. Wer wollte zweifeln, daß dieser Aberglaube sich bis auf unsere Zeiten unter dem gemeinen Volk erhalten habe. Denn ich weiß es selbst aus der Erfahrung, wenn ich ein kleines Kind gelobt habe, ohne dazu zu sezen, Gott behüte es! man sogleich selbst diese Worte beygefügt habe, mit dem Zusatz, damit das Kind nicht beschrien oder berufen werde. Man pflegt auch dem Virgil, (l) ja dem heiligen Augustin die Behauptung von einer solchen Schädlichkeit der Augen, die tödend wäre, beyzulegen. Neuere Schriftsteller (m) hegen ebenfalls eine solche Meinung.

Herr

(l) Nemlich, wenn er im 3ten Hirtengedicht sagt:

Nescio quis teneros *oculus* mihi *fascinat* agnos.

wodurch zu erkennen geben wollen, daß die Römer eben der Meinung gewesen wären.

(m) In der Nouveau voyage d'Espagne wird angeführt, daß es daselbst Personen gäbe, die

bald

Herr Dumont(n) versichert, daß ihm etliche glaubwürdige Freunde aus Spanien und Portugal eben diese Sache betheuret, und verschiedene Geschichte erzählet hätten, die ihnen selbst als Augenzeugen bekannt wären. Daß aber auch dem Viehe schädliche Blicke der Augen beygelegt werden, ersiehet man aus verschiedenen Schriftstellern. Montagne führt ein Beyspiel von einer Katze an, die auf einen Vogel lauerte, der sich auf dem Zweige eines nahen Baums gesezt hatte. Sie sahe den Vogel immer starr an, als ein Wildpret, das ihrem hungrigen Magen wohl behagen würde, und nach Verlauf einer kurzen Zeit fiel das arme Thier in die Klauen der Katze, ohne die geringsten Zwangsmittel auf Seiten der Katze wahr zu nehmen. Er glaubt daher, die Blicke der Katze hätten den Vogel kraftlos gemacht. Allein schwerlich wird ein Philosoph durch dieses Beyspiel sich

bald in beyden, bald aber nur in einem Auge eine so verderbliche Kraft hätten. Diese leztern trügen auf dem andern, Menschen so verderblichen Auge ein Pflaster, damit es seine schädliche Wirkung nicht thätig beweisen könnte.

(n) Im dritten Theile seiner Reisen von 1699. S. 132. f.

überzeugen lassen, weil vielleicht eine ganz andere Ursache das Fallen des Vogels verursacht haben kann. (o) Vielleicht war der Vogel krank u. s. w. Andre ziehn die Erzählung des vorhin angeführten Dümont hieher, da einige Freunde auf einem Spatziergange eine Wiesel mit der größten Aengstlichkeit und Heftigkeit um einen Baum herumlaufen gesehen, gleichsam, als ob dieses Thier durch eine äussere Gewalt an diesem Orte zurückgehalten würde. Sie näherten sich der Wiesel, die aber nicht entfloh, daher sie solche todt schlugen. Da sie sich nun genau umsahen, erblickten sie vier Schritte davon eine grosse Kröte, mit weitgeöfneten Schlunde und grossen Augen. Dieses giftige Thier, behaupten sie, hätte in seinen Augen eine anziehende Kraft, eine Wiesel so feste zu halten, daß sie nicht entfliehen könnte, und endlich alles Widerstrebens ohngeachtet, vor den Augen derselben sterben, und ihr zur Nahrung dienen müsse. — Aber auch dieses Beyspiel hat keine Beweißkraft. Denn vielleicht ist die Wiesel für Schrecken und grosser Einbildung in Verwirrung gerathen u. s. w. und selbst eine solche anhaltende Angst kann den Tod eines Thieres nach sich ziehn, indem dies eben sowohl möglich ist, als

(o) Daher Nachdenkende eine fallaciam non caussæ ut caussæ einwerfen werden.

als viele Menschen von einem blossen Schrecken gestorben sind. Erschrecken doch oft Menschen mit Heftigkeit für ein Thier, das ihnen keinen Schaden zufügen wird, noch zufügen kann. Z. E. für einer Maus, Spinne. Und ich leugne, daß die Einbildung bey solchen Fällen, wie die angeführten Schriftsteller behaupten, nicht in Anschlag gebracht werden könnte, sondern ein anderer verborgener Grund vorhanden seyn müsse. (p) Auch könnte man sagen, die Wiesel sey vielleicht durch giftige Ausdünstungen der Kröte (q) betäubt worden, daß sie im Kreise herum-

p) Man lese mit mehrern des Hofr. Francheville * lehrte französische Zeitung (Gazette litteraire de Berlin) 1764 4to. 1765 im XLVII. Stück. Wie auch Berlinisches Magazin, oder gesammlete Schriften und Nachrichten für die Liebhaber der Arzneywissenschaft, Naturgeschichte und den angenehmen Wissenschaften überhaupt. I B. V St. 1765. S. 582. f.

(q) Ich weiß wohl, daß die Naturforscher darinn nicht einig sind, ob die Kröten Gift bey sich hätten oder nicht. Herr Professor Blumenbach in Göttingen leugnet es in seiner Naturgeschichte mit andern. In dem Schauplatze der Natur aber findet man eine gegenseitige Meinung. S. 774. unter der Rubrik Kröte. Wenn von der gemeinen Kröte gesagt wird: Sie gehört, wie fast alle Krö-

umgelauffen, so, wie die sogenannte Klapperschlange (r) durch ihre giftige Ausdüftungen einen Vogel in der Luft, der über ihr schwebt, betäubt, daß er herunter und in ihren Rachen fällt. Diese Schlange ist sehr giftig, und heißt bey den Indianern Teuthlacoth-Zauphin, Boicininga, Boicononinga; Onegansi. Sie unterscheidet sich von andern durch die besondere Beschaffenheit der Schwanzspitze, vermittelst deren sie ein Geräusch, das wie eine Klapper klingt, erregen kann. (s) Viele legen ihr eine An-

Kröten, unter die giftigen Thiere, indem ihre Warzen eine sehr schädliche Feuchtigkeit von sich lassen.

(r) Crotalus Linn. Eigentlich verstehe ich hier: Crotalum horridum, siehe die folgende Note.

(s) Der Ritter von Linné bemerket fünf Arten von diesem Geschlechte. Nemlich Crotalus miliarius, Crotalus horridus, Crotalus dryinas, Crotalus durissimus, und Crotalus mutus. Die erste Art, Crotalus miliarius, welche man vorzüglich in Carolina antrift, wird von Herrn Müller Schleuderschwanz genennet, weil sie den Schwanz schleudern muß, wenn sie die Klapper bewegen will. Die zwote Art, Crotalus horridus, oder nach Herrn Müller, die Schauerschlange, welche Namen ihr deswegen beygelegt worden sind, weil sie für die aller-

Anziehungskraft bey, durch welche sie allerhand kleine Thiere soll zwingen können, daß sie sich ihrem

Rachen

allergiftigste unter den Klapperschlangen gehalten wird, ist gelb, weiß und braunbunt mit schwarzen Flecken, welche kettenweise über den Rücken gehen. Sie hat unter dem Bauche 167, unter dem Schwanze aber 23 Schilde. Die zween obern Giftzähne, ausser denen man sonst keine Zähne in ihrem ganzen Rachen antrift, sind sehr scharf zugespitzet, etwas krumm, und im Zahnfleische verborgen. Man findet diese Schlange, welche eine Länge von fünf Schuh und drüber erreichet, in verschiedenen amerikanischen Gegenden, wo man ihr durchgängig eine gewisse Zauberkraft, oder vielmehr Anziehungskraft zuschreibt. Die dritte Art Crotalus dryinas, nennt Herr Müller das Ungeziefer. Die vierte Art Crotalus durissimus, heißt von Herrn Müller Klapperer. Die fünfte, Crotalus mutus, wird von Herrn Müller Stumpfschwanz betitelt, und gehört eigentlich nicht unter die Klapperschlangen, weil sie aus Mangel der Klapper nicht klappern kann. Das Fleisch der Klapperschlangen ist für die Menschen unschädlich, wenn ihnen nur der Kopf geschwind abgehauen wird, damit sich das Gift, welches unter und in den holen Hundszähnen, die an der Spitze eine Oefnung haben, enthalten ist, nicht in die übrigen Theile des Körpers ausbreiten kann. Daher die Indianer selbige ohne Gefahr essen.

Rachen nähern müssen. Man will nemlich bemerkt haben, daß die Eichhörnchen und Vögel, denen diese Schlangen vorzüglich nachstellen, von einem Aste auf den andern springen, sobald sie eine solche Schlange gewahr werden, und nach und nach von dem höchsten Gipfel eines Baums unter vielem Schreyen bis zur Schlange herab kommen, welche alsdenn ihren Rachen öfnet, und sie verschlingt. Herr Catesby erzählet eben dieses von einer ähnlichen Art aus Carolina. Die Indianer glauben, daß die Eichhörnchen und Vögel durch die Augen der Klapperschlangen bezaubert würden. Allein, wenn man die Erzählungen von dieser Art Schlangen, auch völlig als wahr will gelten lassen, woran noch manche zweifeln, so hat man doch nicht nöthig, die Erklärungsart zuzugeben. Vielmehr kann man sagen, die Thiere fallen für Schrecken und Angst, wie Herr Müller vermuthet, oder wegen des häßlichen Gestanks, den die Klapperschlangen erregen, oder endlich, wie ich glaube, wegen der giftigen Ausdünstungen herunter. Manche suchen diese Begebenheit aus einer blossen Antipathie zu erklären, da doch ein ganz natürlicher Grund von der Wirkung der Klapperschlange angegeben werden kann.

§. 5.

§. 5. Den Thieren ist zweytens ein vorzügliches Gehör eigen.

Daß auch den Thieren ein, obschon nach ihren Arten verschiedenes Gehör beyzulegen sey, kann ebenfalls nicht bezweifelt werden. So weiß man, daß ein Pferd, besonders, wenn man in der Nacht reitet, die Ohren spitzet, um einen entfernten Schall genauer zu empfinden, daher man dem Pferde, so, wie auch andern Thieren ein Horchen beyleget. Hat ferner der Hund nicht ein genaues Gehör, das ihn eben in denStand setzet dieHäuser zu bewachen, und gegen Diebe zu sichern? Man könnte aus diesem Grunde die Hunde auch wohl im Kriege als schickliche Schildwachen gebrauchen. Wie man denn erzählt (t) daß Philipp V. zu Porto-Hercole, einigen Hunden, die um die Festung sich aufhielten, Commißbrod habe geben lassen, weil sie so gute Dienste thaten, als die besten Schildwachen und Patrouillen. Wenn sich die Feinde nur regten, so machten die Hunde Lärm. Wenn Streifpartheyen ausgeschickt wurden, so giengen die Hunde voraus, und entdeckten alle Oerter,

(t) In den Reflexions militaires de Santa-Crux.

Oerter, wo sich etwan Feinde versteckt hatten, und wurden diese in die Flucht getrieben, so spürten sie den Weg aus, auf welchen sie geflohen waren. Wenigstens ist es den mehresten Hunden eigen, daß sie wachsam sind, wenn gleich die Hunde bey Bewachung des Kapitols geschlafen, und die Römer deswegen einen Hund mit einem Stricke erwürgt haben sollen. Ja, selbst das in Ansehung der Kenntniß verächtliche Thier, die Gans, hat ein ziemliches Gehör, und schnattert, wenn des Nachts Menschen ihr nahe kommen. Daher auch die Römer, nach Plutarchs Bericht, an einem gewissen Festtage eine Gans in eine Senfte sezten, und mit vielen Ehrenbezeugungen in Rom herumtrugen, weil die Gänse die heranketternden Gallier durch ihr Schnattern verrathen hatten. Kriechende Thiere besitzen ebenfalls ein Gehör, weil sie gewissen Schällen und Zeichen Folge leisten. Dahin gehört das Beyspiel, das die Frau dů Noyer in einem ihrer Briefe erzählet. Sie sagt, daß sie einer Parlamentsräthin zu Dijon einen Besuch gegeben habe, die eine Schlange abrichtete. Es befand sich diese Dame nicht recht wohl, und die Frau dů Noyer fand sie auf einem Bette mit guter Gesellschaft, die sie bey sich hatte. Ihre nachlässige Klei-

dung

dung gab ihr das Ansehen einer Nymphe, sagt die Frau dü Noyer; ich näherte mich dieser liebenswürdigen Kranken; aber wie sehr erstaunte ich, als ich sie mit einer Schlange spielen sahe, die mit einem feuerfarbichten Bande an ihren Arm gebunden war, doch so lang, daß sie auf dem Bette allenthalben herum spatzieren konnte. Ich that einen grossen Schrey, bey diesem entsetzlichen Anblicke, und von dem Abscheue, den man insgemein gegen diese Thiere hat, schauerte mir die Haut. Die Dame sagte mir aber, daß ich nichts zu fürchten hätte, ihre Schlange würde mir keinen Schaden thun; und nachdem sie ihr einen kleinen Schlag gegeben, wie man etwan einem artigen Hündchen geben würde, sagte sie, sie solle schlafen. Das gelehrige Thier schlich sich in ihren Busen, und schien einen Augenblick darnach wirklich zu schlafen. Ihr habt meine Schlange nun gesehen, fieng die Dame an, und ich muß euch sagen, daß ich sie schon seit sechs Jahren habe, und daß sie, wider die Natur dieser Thiere, mir nicht den geringsten Schaden gethan hat. Die ganze Gesellschaft versicherte eben das, und ich gieng von dieser Dame mit einer Verwunderung weg, von welcher ich mich noch nicht wieder erholen kann. Sie wollte mich sehen lassen, was die

Schlange alles thäte. Die Dame pfiff ganz gelinde; die Schlange wachte auf, machte tausenderley Affenpossen, worauf man ihr eine Büchse öfnete, in welcher Kleyen waren, von denen sie fraß (u). Die Fische hören, denn man kann mit einer Pfeife oder Glocke sie zum Futter locken, wie auch von den sinesischen Goldfischen in den Schwedischen Abhandlungen bezeuget wird (x). Lachse sind vor dem Schall scheu (y). Freylich muß hierbey vorausgesezt werden, daß der Schall sich unterm Wasser fortpflanzen könne, das auch Abt Nollet gezeigt hat. Doch hat Baker (z) den Einwurf gemacht, das die Fische eigentlich kein Gehör noch Gehörswerkzeuge hätten, sondern daß ihr Gefühl die Stelle des Gehörs vertrete. Die Vögel, besonders diejenigen, welche den Gesang anderer nachahmen, müssen ebenfalls ein gutes

(u) Siehe Dictionnaire d'Anecdotes. Paris 1767 Art. Instinct. des Animaux.

(x) 2 Th. S. 182.

(y) Ebendas. VII. Th. S. 278.

(z) In den philosoph. Transaction. n. 463. Und in dem Hamb. Magaz. V. B. S. 655 f.

gutes Gehör haben, so, wie überhaupt die Kenntniß der Musik ein gutes Gehör voraussezet. In welcher Entfernung locken sich nicht oft die beyden Gatten, zur Zeit ihrer Paarung? Auch die Insekten geben zur Zeit ihrer Paarung, wie die Vögel einen Schall von sich, um das Weibchen herbey zu locken. Z. E. die Grillen, Cicaden, Heuschrecken, manche Käfer, und die Bienen, besonders wenn sie schwärmen wollen. Sie lassen sich auch zum Theil von Menschen durch einen Schall locken oder scheuchen. Also müssen sie ein Werkzeug des Gehörs haben, wenn man solche gleich nicht wahrnehmen kann. Ja, die verschiedenen Stimmen der Thiere, sowohl von einerley als von verschiedener Art, sind das Mittel, wodurch sich die Thiere ihre Gedanken, Begierden und Leidenschaften, Furcht, Schmerzen, Lust u. s. w. mittheilen. Daher man auch allerdings dem Viehe eine Art der Sprache zueignen muß. Wenn eine Truthenne in der Höhe einen Raubvogel erblicket, der unsern Augen als ein schwarzer Punkt erscheint, so läßt sie einen ängstlichen Laut von sich hören, worauf sich ihre Jungen sogleich verbergen. Ist aber der furchtsame Feind verschwunden, so erhebt die Alte einen freudigen Ton, die Jungen hören es, ver-

gessen die Unruhe, und versammeln sich wieder frölich um die lockende Mutter, wie Büffon zeigt. Ein Vogel bedienet sich eines andern Tons, wenn er für Gefahr warnen will, als derjenige ist, den er, um sein Vergnügen auszudrücken, von sich hören läßt. Wenn die Turteltauben Eyer gelegt, oder Junge ausgebrütet haben, so gebrauchen sie die gröste Vorsicht, daß ihr Nest nicht möge entdecket werden. Wenn das Männchen von diesen Vögeln Speise gesucht hat, und in das Nest zurückkehren will, so fliegt es nicht gerade zu; sondern setzet sich auf einen nahe stehenden Baum, fängt an zu rufen, und erwartet Antwort von dem Weibchen, welches in dem Neste zurück geblieben ist. Wenn dieses jemanden in der Gegend vermerkt, so antwortet es nicht eher, als bis es glaubt, daß sie alleine sind. Alsdenn ruft es, und der ausgeflogene Gatte kömmt sogleich in das Nest zurück. Lässet nicht eine Gluckhenne einen andern Ton von sich hören, wenn sie zu erkennen geben will, die Küchlein sollen ihr folgen, und wieder einen andern, wenn sie kleine Körner findet, die eine schickliche Speise für die Küchlein sind, um solche ihnen zur Nahrung anzuweisen. Auch die Feldgrille mit Maulwurfsfüssen leget einen Beweiß von der Spra-

che der Thiere ab. Wenn das Männchen auf eine gewisse Art zu schwirren anfängt, so wird das Weibchen in der Ferne, da es gänzlich von ihm abgesondert ist, gleich aufmerksam und suchet seinen Gatten. Daß die Störche im Stande sind, einander ihre Gedanken bekannt zu machen, solches ist aus einer merkwürdigen Geschichte zu ersehen, die Herr Keyßler (a) erzählet. Die Begebenheit trug sich in dem Collegio zu Tübingen zu. In dem Hofplatze des gedachten Collegii hatte sich ein zahmer Storch viele Jahre lang aufgehalten. Auf einem benachbarten Hause war ein Nest, in welchem die ankommenden Störche jährlich zu hecken pflegten. In dieses that einstmals im Herbste ein damals im Collegio studirender Graf, mit Nahmen Victor von Gräfenitz, einen Büchsenschuß, wodurch der im Neste sitzende Storch mochte verwundet worden seyn, weil er von der Zeit an in etlichen Wochen nicht ausflog. Hierauf aber zog er mit den übrigen Störchen zu ihrer gewöhnlichen Zeit hinweg. In dem folgenden Frühlinge fand sich ein Storch auf

(a) In der neuesten Reise durch Deutschland, Böhmen und andere Länder in dem funfzehnten Schreiben.

dem Dache des Collegii ein, welcher dem zahmen mit seinem Klappern zu verstehen gab, daß er zu ihm kommen möchte. Allein dem zahmen waren die Flügel verschnitten. Der wilde kam also selbst nach einigen Tagen in den Hof. Der zahme gieng ihm klappernd entgegen, als wenn er ihn bewillkommen wollte; ward aber von dem wilden mit großem Ungestüme angefahren. Die gegenwärtigen Zuschauer beschützten ihn zwar. Allein der wilde kam nichts destoweniger darauf wieder, und beunruhigte ihn den ganzen Sommer hindurch. In dem folgenden Frühjahre kamen, an statt eines einzelnen, vier Störche mit einander, welche den zahmen in dem Hofe feindlich angriffen. Da er nun der Menge der Widersacher nicht widerstehen konnte, so kamen ihm die im Hofe befindlichen Hähne, Hüner, Enten und Gänse, sammt dem übrigen Federvieh zu Hülfe, und stellten sich dergestalt, daß er sich mit Ehren aus seinem Kampfe entziehen konnte. Man gab nun fleißiger auf den zahmen Storch acht, und verhinderte, daß er den Sommer hindurch nicht weiter angepackt wurde. Hingegen im Anfange des dritten Frühjahrs stürzten über zwanzig Störche mit völliger Wuth in den Hof, und brachten den zahmen Storch um das Leben, ehe ihm Menschen

und

und Thiere Beystand leisten konnten. Der Haß dieser zwanzig Störche hat ohne Zweifel von dem Hasse der viere seinen Ursprung gehabt, und die viere sind durch die Feindschaft desjenigen, der zuerst mit dem zahmen Storche gekämpft hat, zu gleicher Feindseligkeit aufgemuntert worden. Und ob man gleich mit keiner Gewißheit behaupten kann, daß entweder der Verwundete selbst die erste Feindschaft das Jahr darauf ausgeübet, oder einen andern angestiftet habe; so lässet sich doch soviel abnehmen, daß die Feinde, welche den zahmen Storch drey Jahre nach einander angegriffen, ihre feindlichen Gedanken einander müssen entdecket und mitgetheilet haben. (b)

(b) Man erzählet freylich auch Beyspiele von Thieren, welche, wenn sie wahr wären, sogar ein vernünftiges Sprechen beweisen würden. Gelehrte sollten sich aber solcher Mährchen enthalten, weil man dadurch der guten Sache mehr Schaden als Vortheil zufügt. Ich rechne hieher die Exempel von einigen Papagoyen, die in der philosophischen Untersuchung der Frage, ob die Seelen einiger Thiere einen gewissen Grad der Vernunft haben? Leipzig, bey Breitkopf. 1742. S. 87 f. angeführet werden. Es heißt daselbst: Zu London fiel einstmals ein Papagoy in die Them=

Ja, sehr angesehene Schriftsteller behaupten, daß die Störche über ihre Missethäter ordent-

Themse, welcher in seiner Gefahr, gleich redenden Menschen, die Schiffer, welche damals vorhanden waren, um Hülfe rief. Er sagte: Wer mir heraus hilft, der soll zwanzig Pfund haben. Als sein Erlöser bey Ueberbringung desselben das versprochene Geld vom Könige verlangte; so wollte der König nicht glauben, daß ihm der Papagoy dergleichen Versprechen gethan hätte, doch, sagte er in Gegenwart des Papagoyes, wenn der Vogel sein Versprechen wiederholt, so sollst du zwanzig Pfund haben. Der Papagoy antwortete sogleich auf die Worte des Königes: Gieb dem Schelm einen Ducaten. — In Venedig schlug eine Magd einen Papogoy, welcher ihr vom Kälberbraten gefressen hatte, mit dem Suppenlöffel auf den Kopf daß der Papagoy die Federn verlor. Sein Herr wunderte sich über diesen Verlust. Nach einiger Zeit kam ein alter Mann mit einem kahlen Kopfe zu ihm: Der Papogoy sah ihn mit Verwunderung an, und sagte: Du hast gewiß auch Kälberbraten gefressen! — Von noch einem andern Papagoy wird erzählet, daß er an einem Fenster gestanden, durch welches die Schlossen in seinen Bauer geflogen wären. Er habe sich umgesehen, um zu erfahren, wer ihn geschmissen habe, dabey er mit grossem Ver-

dentlich Gericht halten, kann dieses aber wohl geschehen, ohne daß sie sich ihre Gedanken mittheilen? Herr J. Cl. Flachat, Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften zu Lyon, und Vorsteher der französischen Handlung in der Levante, der sich verschiedene Jahre, dieses seines Postens wegen, in Constantinopel und dem türkischen Gebiete, aufgehalten, bringt (c) ein sehr auffallendes Beyspiel von diesem Verfah-

Verdruß gerufen: Pfuy doch! Pfuy doch! — Solche Verrichtungen übersteigen offenbar die Kräfte der Thiere, und sind erdichtet. Da inzwischen diese Beyspiele von jungen sich übenden Rednern herkommen, so muß man ihnen einige Nachsicht geben. Es gehören eigentlich 6 Abhandlungen zusammen, die unter der allgemeinen Aufschrift erschienen: Philosophische Untersuchungen von dem Seyn und Wesen der Seelen der Thiere, von einigen Liebhabern der Weltweisheit, in sechs verschiedenen Abhandlungen ausgeführet und mit einer Vorrede ans Licht gestellet, von Joh. Heinr. Winkler, Professor zu Leipzig, 1742 — 1745. 8. Noch kann verglichen werden: Reimarus von Trieben uud Kunsttrieben der Thiere, dritte Ausgabe, Hamburg 1773. S. 282.

(c) In seinen Untersuchungen zur Beförderung der Handlung, Künste ꝛc. II. Th. S. 216. der deutschen Uebersetzung.

ren der Störche bey. „Als ich, spricht er, am Ufer des Kanals, in einer lustigen Gegend, wo die Wasserleitungen nach der Stadt angelegt sind, mit andern spatzieren gieng, bemerkten wir unter den Bäumen eine große Menge Störche, die sich ziemlich hoch in die Luft erhoben, und schleunig wiederum niederfielen. Diese Thiere hielten sich fast sämmtlich allda an einem einzigen Orte versammelt auf, und schlossen einen Kreis. Wir hatten auch bemerket, daß sich eines derselben in der Mitte dieses Truppes befand, welches kaum fliegen konnte, und gegen welches die übrigen ihren Abscheu zu bezeugen schienen. Dieses Thier stellte sich von selbst in die Mitte des Kreises, hielt den Kopf gegen die Erde, und betrug sich wie ein Missethäter, wenn über denselben das Todesurtheil gesprochen wird. Das Schicksal desselben endigte sich auch bald; denn einer von diesen Störchen begab sich von der Stelle, gieng auf den erwähnten zu, und versetzte ihm einen Stich, mit dem Schnabel. Die übrigen verfuhren eben so, und hörten mit diesem grausamen Betragen nicht eher auf, als bis das erwähnte Thier in Stücken zerfleischt war. Der Gärtner, welcher mich herumführte, und die Landleute, welche zugleich mit mir diese Execution angesehen

hatten,

hatten, versicherten mich, daß dieses Thier eine Henne, und deswegen am Leben gestraft worden wäre, weil es gegen seinen Hahn Untreue bewiesen hätte. „ Man muß diese Geschichte nicht mit ungläubigen Augen ansehen, wie Herr Wilke, der Uebersetzer des Flachat. Schon Plinius, Aelianus, und unter den Neuern Aldrovand, Geßner, und andere, erzählen ähnliche Verfahrungsarten von den Störchen. Auch Herr von Beust, der um die Zeiten bald nach der Reformation, als Doctor der Rechte und Professor zu Wittenberg stand, sagt (d): „Nicht weit von Kemberg haben viele Leute auf einer grossen Wiese gesehen, wie ein Trupp von mehr als hundert Störchen gleichsam ein Blutgericht gehalten haben, da das schuldige Thier in der Mitte eines Kreises traurig gestanden, und die übrigen in der Ordnung umher fast zwey Stunden lang unter sich mit den Köpfen genicket, gleich als wenn sie Berathschlagung hielten, und sich unterredeten. Endlich wären sie insgesammt mit einemmal auf den Schuldigen, als einen nun zum Tode verurtheilten, hergefallen, und hätten ihn

(d) In seiner Rede: De legum & ordinis politici dignitate. (Oratt. Melanchton T. V. p. 490.)

ihn in kleine Stücken zerrissen. Einige Gelehrten wollen hieraus auch beym Aristophanes das Gesetz der Treue und des Gehorsams aus dem Gesetzbuche der Storchrepublik erklären; und die so genannten pelargici nomi, des Inhalts, daß die Kinder ihre Eltern, wenn sie schwach und unvermögend würden, versorgen sollten, sollen auch aus dem Verfahren der Störche erklärbar seyn. Wenn gleich andere glauben, es werde hier mehr von den Pelasgern, den alten Griechen, als von den Störchen und ihrer Gewohnheit geredet (e).

Von den Murmelthieren erzählet man ähnliche Geschichten. Es ist bekannt, daß sie familienweis in Höhlen wohnen, ehe sie nun am Morgen herauskommen, steckt eins der ältesten den Kopf hervor, sieht aufmerksam umher, ob alles sicher sey; dann pfeift es stark, und nun sieht man sie aus diesem und andern benachbarten Löchern haufenweis herfürgehen. — Zeigt dieses Pfeifen nicht eine Sprache an? Uebrigens halten sie ebenfalls Gericht über ihre Missethäter. Denn bisweilen schleicht eins in räuberischer Absicht in eine fremde Höhle; aber welche

(e) Siehe Neuer Schauplatz der Natur, 8 B. S. 628 f.

welche Strafe bey der Entdeckung! Nach ihrem Criminalrecht wird der Diebstahl nicht am Leben bestraft; vielmehr schleppen die Eigenthümer den Räuber aus der Höhle, zerbeissen ihn erbärmlich, wobey die ganze Familie geschäftig ist, dann lassen sie ihn laufen. Man siehet hieraus, daß die Murmelthiere eben so wenig den Diebstahl, als die Störche den Ehebruch straffrey zulassen.

Der Kater giebt durch sein unterschiedliches Mauen dem Herrn sein Anliegen, der Gattin seine Liebe, und dem Nebenbuhler seinen Zorn zu erkennen.

Einen neuen Beweiß von einer, obschon nicht tönenden, sondern vielleicht Pantomimensprache reichen die Beyspiele von solchen Handlungen dar, welche Thiere in Verbindung unternehmen, um einen Zweck zu erreichen, den sie nicht erreicht haben würden, wenn sie nicht vereinbarlich und mit Einverständniß gewirket hätten. Zwey Wölfe, um sich gemeinschaftlich die Jagd zu erleichtern, theilen unter sich die Rollen aus, um einer Beute habhaft zu werden. Der eine läuft, um die Beute zu verfolgen, da indessen der andere es auf sich nimmt, dieselbe an einem bestimmten Orte zu

erwar=

erwarten, um sie mit frischen Kräften zu verfolgen. Ferner ein Wolf geht bey einer Heerde Schaafe auf den Hund los, und fliehet, wenn der Hund ihn verfolgt, sobald aber der Hund weit genug entfernt ist, packt ein anderer Wolf, auf einer ganz andern Seite ein Schaaf, und führt es davon. Müssen nicht diese Wölfe sich ihren Plan auf irgend eine Art mitgetheilt haben?

Können also diese Thiere sich ihre Gedanken vermittelst der Töne nicht mittheilen? Ist dies aber nicht eine Art der Sprache. Freylich erstreckt sich selbige nur auf das Sinnliche, und begreift wenige Töne in sich. Inzwischen können doch die Thiere einander soviel sagen, als ihnen nöthig ist. Sie können mit ihrer Stimme anzeigen, wenn sie Hunger oder Durst leiden; wenn ihnen etwas gefällt oder mißfällt u. s. w. Denn daß sie durch wenige Töne ganze Urtheile ausdrucken, und sich mittheilen sollten, wie die Menschen oft durch künstliche Worte eine Reihe von Gedanken anzeigen, das würde freylich die Fähigkeiten der Thiere übersteigen, und ohne allen Grund behauptet werden. Daher ich dem Verfasser in der Untersuchung der Frage, ob die Seelen einiger Thiere einen gewissen

wissen Grad der Vernunft haben? (f) nicht beystimmen kann, wenn er sagt: „Es ist wohl wahr, daß wir in den Tönen, wodurch die Thiere ihre Begierden entdecken, nicht so viele Abwechselungen anmerken, als in dem Ausdrucke unserer Begierden. Allein wie wäre es, wenn ihre Töne so beschaffen wären, daß einer nicht nur eine Idee, sondern ein ganzes Urtheil, ja wohl eine ganze Verbindung von Urtheilen in sich begriffe? Haben nicht die Philosophen einige Kunstwörter erdacht, welche von dieser Beschaffenheit sind? Begreift nicht das bekannte Celarent drey Urtheile in sich? Zeigt es nicht an, daß der erste Satz in einer Schlußrede allgemein und verneinend, der andere allgemein und bejahend, und der dritte gleichfalls allgemein und verneinend seyn solle? Könnten nicht auch die Thiere dergleichen Töne haben, da einer viele Urtheile ausdrückte.„

Damit man die Gränzen in Ansehung der Thieressprache nicht überschreite, will ich einige Begriffe hiebey entwickeln. Die Sprache kann in eine natürliche und künstliche eingetheilt werden. Jene fasset alle Zeichen in sich, wodurch man

(f) Leipzig 1742. S. 82. f.

man seine Gedanken einem andern mittheilet. Hingegen diese, oder die künstliche Sprache, erfodert eine grosse Menge sylbiger und willkührlicher Töne, die man durch Uebung und Unterricht erlernet, und kann den Thieren nicht zugeeignet werden. Man nennt dies auch das eigentliche Reden. Daß aber dem Viehe eine natürliche Sprache nicht abzusprechen sey, erhellet aus den bisher angeführten Beyspielen. Diese natürliche Sprache könnte wiederum in zwey Gattungen unterschieden werden, indem sie entweder eine tönende oder eine Gebehrden- oder Pantomimensprache seyn kann. Die erstere erfodert Schälle oder Laute, die Zeichen der Gedanken sind, und solche bestehet bey den Thieren aus unsylbigen Lauten, die bey allen einzelnen Thieren jeder Art völlig gleichförmig sind, so, daß einerley Laut niemals ganz verschiedene Empfindungen und Ideen ausdrücket. Und in Ansehung dieser Eindeutigkeit hat die natürliche tönende Sprache der Thiere einen Vorzug sogar vor der künstlichen Sprache der Menschen. Denn wie viele Worte und Laute sind nicht in dieser letztern vieldeutig. Die letztere oder die Pantomimensprache fasset alle Zeichen in sich, die von Tönen verschieden sind, dennoch aber Ideen ausdrücken. Auch diese ist

dem Viehe eigen, wie aus den bereits angeführten Beyspielen sichtbar ist. Man denke an die obigen Exempel von Störchen, und Wölfen. Es können auch die Enten zum Beweiß dienen. Wenn sie auf das Wasser gehen wollen, so bereden sie sich stillschweigend hierzu, durch wiederholte Zeichen mit dem Kopfe, wie Menschen zu thun pflegen, wenn sie etwas genehmigen.

So wenig man befugt ist, den bedeutenden Ausdruck und Ton der Thiere über die Grenze auszudehnen, eben so wenig schicklich ist es, wenn man glauben will, die Thiere könten die Worte der Menschen eben so verstehen, wie die Menschen. Zwar verbinden die Thiere mit den Worten und Zurufungen der Menschen Gedanken, inwiefern diese Gedanken aus der Erwartung ähnlicher Fälle und der Erinnerungskraft erwecket werden, daß sie aber völlig einerley Sinn mit den menschlichen Ausdrücken verbinden sollten, wie die Menschen zu thun pflegen, würde ohne zureichenden Grund behauptet. So viel wissen wir, ein Hund, der mit einem bestimmten Nahmen gerufen wird, wenn man ihn dabey schmeichelt, auch wohl gar etwas zu fressen giebt, kommt, wenn man dies einigemal

wiederholet hat, sogleich, wenn ihn sein Herr wieder bey seinem Nahmen ruft, weil ihm einfällt, daß mit dem ehemaligen Ruf das Schmeicheln und die Erzeigung einer Wohlthat verbunden gewesen. Daher er ähnlichen Erfolg erwartet. Und hierin gründet sich auch das Abrichten der Hunde und Thiere überhaupt. Aber daraus zu schließen, daß das Vieh die eigentlichen Bedeutungen der Worte denke und mit den Worten verbinde, dies kann mit eben so wenigem Grunde vertheidiget werden, als wenn man annehmen wollte, ein Deutscher, der niemals die französische Sprache gelernt hätte, verbände, mit den Worten eines Franzosen eben die Ideen, die der Franzose damit verknüpft. Wenn daher einige behaupten, die Elephanten könnten sogleich verstehen, wenn Menschen sich über sie lustig machten, oder verächtlich von ihnen redeten, so kann ich darinne nicht beypflichten. Zwar will ich zugeben, daß, wenn man einen wilden Elephanten gefangen, und ihm die Füsse gebunden hat, der Jäger ihn anrede, ihn grüße, sich entschuldige, daß er ihn gebunden habe, auch wohl ihm versichere, es sey solches nicht geschehen, ihm Leides zu thun, vielmehr wolle man ihn pflegen und warten, auch daß alsdenn der Elephant sich gelassener bezeige; keines-

neswe-

neswegeß aber folgt hieraus, als ob der Elephant die Worte verstanden habe. Vielmehr kann das Schmeicheln, daß der Jäger unter seiner Rede nicht verabsäumen wird, dem Elephanten seine Furcht und seinen Zorn benehmen. Auch übersteigt es nicht die Kräfte einer Thieresseele, daß sie dem Menschen Folge leiste, wenn man durch Worte theils mit Schmeicheln, theils mit Schlägen verbunden, sie zu diesen und jenen Handlungen bestimmt. Stellet ein Herr seinen Hund auf die Hinterfüße an eine Wand, um ihn aufwarten zu lehren, ruft ihm auch zu: Warte auf, schlägt ihn aber, wenn er den Gehorsam versagt, so wird er ein andermal, aus Furcht für ähnlichen übeln Begegnungen, bey ähnlichem Zuruf, die verlangte Stellung annehmen. Es ist bekannt, daß man Hunden mancherley Bewegungen beybringen kann, und daß selbige diese Bewegungen bey gewissen Zuruffungen wiederholen. Dahin gehöret das Schildwachtstehen, ferner daß sie sich als todt anstellen. Schon Plutarchus (g) führet ein solches Beyspiel an, das er selbst in Rom gesehen hat. Unter andern Sachen, wel-

(g) Πότερα τῶν ζώων φρονιμώτερα.

che ein Gauckler auf der Schaubühne vorstellte, zeigte sich auch ein Hund, der nicht nur in mancherley Künsten geübt war, sondern auch die Gebehrden eines Menschen, welcher Gift bekommen, nachahmen konnte. Der Gauckler gab ihm ein Stück Brod, mit dem Zusatz: daß darinnen Gift enthalten wäre. Der Hund verschluckte es, und stellte sich in einer kleinen Weile darauf wie ein Zitternder und Taumelnder, der vor Schwachheit und Schwindel den Kopf nicht mehr halten kann. Endlich streckte er sich aus, und lag für tod, ließ sich hin und her schleppen, wie es die Einrichtung des Schauspiels erfoderte. Nachdem er aber aus den Reden und Handlungen seines Herrn die Zeit bemerkte; so fieng er an, sich sachte zu bewegen, als wenn er aus einem tiefen Schlafe erwachte, hob den Kopf in die Höhe, und sahe sich um, stund endlich auf, und gieng munter und liebkosend zu seinem Herrn. Jedermann, ja selbst der Kayser Flavius Vespasianus ward darüber in eine zärtliche Gemüthsbewegung gesetzt. Ich selbst erinnere mich ähnliche Handlungen und Kunststücke bey Hunden gesehen zu haben.

Daß man ferner manchen Thieren gewisse Worte auszusprechen beybringen könne, lehrt eben-

ebenfalls die tägliche Erfahrung. Aber sehr fehlerhaft würde daraus geschlossen werden, als ob das Vieh, das diese vernehmlichen Worte ausspricht, mit selbigen auch die Bedeutung verbinde, welche die Menschen damit zu verknüpfen pflegen. Wahr ist es, ein Papagoy lernt durch Nachahmung manche Worte ausdrücken, die ihm oft vorgeschwazt werden, auch thun dieses die Staare, ferner gewisse Raben, wenn man ihnen die Zunge löset. Alle diese sprechende Thiere wissen aber nichts von der Absicht und Bedeutung dieser Worte. So wenig eine redende Maschine mit den Worten, die sie, wenn sie aufgezogen ist, von sich hören läßt, Ideen verbindet. Herr Rath von Kempale (Kempele) in Preßburg, arbeitet jezt an einer künstlichen Maschine, die einen Türken vorstellen soll, der nicht nur auf alle ihm vorgelegte Fragen in deutscher und französischer Sprache antworten, sondern auch sehr vernehmlich und menschenähnlich lachen wird. (h) Wer wollte aber, wenn diese Maschine zu Stande kommt, woran

(h) Siehe Magazin des Buch- und Kunsthandels zum Besten der Wissenschaften und Künste. Leipzig 1782. 1. St. S. 71. und Hamb. neue Zeitungen 1782. 12 St.

ich nicht zweifle, (i) schliessen, daß diese Maschine auch die Gedanken, die solchen Worten ent-

(i) Denn da dieser berühmte Künstler seinen Schachspieler wirklich zu Stande gebracht hat, so ist kein Zweifel, daß er auch seinem Versprechen, in Ansehung der Türkenmaschine glückliche Erfüllung geben werde. Er erschien damit im Jahr 1768. Sie bestehet aus einem Tische, woran eine menschliche Figur sitzet, welche mit jedem, der Lust hat, im Schachbrete spielet, das auf dem Tische steht. Man hat, wie gesagt wird, noch kein Beyspiel gesehen, wo diese Figur eine Parthie verloren hätte. Vielmehr soll sie die berühmtesten Schachspieler zur Verzweiflung gebracht haben. Die Figur, welche von Menschenhöhe ist, scheint nachdenkend, mit dem rechten Arm auf dem Tisch gelehnt zu sitzen. Sie läßt den Spieler so lange nachsinnen als er will. Sobald er aber gezogen hat, erhebt sie ihren linken Arm, und ergreift einen ihrer Steine. Ist sie im Falle zu schlagen, so berührt sie den Stein des Gegners, welchen es trift, zum Zeichen, daß man ihn wegthun solle. Thut der Mitspieler einen Zug, der wider die Regeln des Schachspiels ist, so nickt sie mit dem Kopfe, und ruhet nicht, bis der Fehler verbessert, und die Ordnung des Spiels hergestellet ist. Diese Maschine wirkt gänzlich durch sich selbst. Sie erhält nicht

entsprechen, mit ihren Ausdrücken verbinde. Oder, wer wollte glauben, daß die redende Maschine des Bischof Alberts eben das gedacht habe, was sie sprach? (k) Man weiß ja, daß einerley Wirkung von mehrern Ursachen herrühren könne. Daher man behutsam gehen muß, wenn man von der Aehnlichkeit der Wirkungen auf die Aehnlichkeit der Ursache schliessen will, wie bereits Moscati (l) angemerkt hat, und dabey das Beyspiel anführet: „Wenn sich auch ein Hund bey dem Grabe seines Gönners wie ein Freund beträgt, so folge doch deswegen noch nicht, daß er es begreift, sein Herr sey gestorben. Kann er nicht eben so klagen, als wenn er ihn in einer grossen Menge Volks

nicht den mindesten äussern Einfluß. Niemand steckt darin verborgen. Vergleiche die Gothaischen gelehrten Zeitungen, 71 St. 1777. S. 600, wo diese Stelle aus den Denkwürdigkeiten von Wien, aus dem Französischen übersezt, angeführt worden.

(k) Siehe mit mehrern meine Geschichte von den Seelen der Menschen und Thiere, §. 72. S. 456. f.

(l) In der akademischen Rede von dem körperperlichen und wesentlichen Unterschied zwischen der Struktur der Thiere und der Menschen.

verloren hat? so sehr leicht kann jemand sich und Andere betriegen, wenn er die Natur nur obenhin beobachtet. " So wahr dieses ist, eben so richtig ist aber auch das Urtheil eines Ungenannten Schriftstellers (m) wenn er bey dieser Meinung äussert: „Aber eben so sehr leicht kann sich Jemand betriegen, der sich zu sehr an das angenommene System bindet. Gesezt, der Hund wisse nicht, daß sein Gönner todt ist, so weiß er doch, daß er ihn verloren hat. " Aehnliche Wirkungen bey ähnlichen Dingen, unter ähnlichen Umständen sich immer gleich, geben die höchste Vermuthung ähnlicher Wirkursachen. Unter dieser Einschränkung, glaube ich, könne die Regel: von der Aehnlichkeit der Wirkungen, kann man auf ähnliche Ursache schliessen, ohne Gefahr zugegeben werden.

Noch muß ich bey der Untersuchung des Gehörs in Ansehung der Thiere, die Bemerkung machen, daß manche Thiere ohne Gehör zu seyn scheinen, die doch wirklich diesen Sinn besizen. Denn der Schall kann in die Thiere dringen, und

(m) In den Anmerkungen und Zweifeln über die gewöhnlichen Lehrsätze vom Wesen der menschlichen und der thierischen Seele. Riga 1774. S. 104.

und ein Werkzeug in Bewegung setzen, das wir für kein Ohr halten würden. Die Fische hören, auch dasjenige, was sie nicht sehen können. Aber es ist schwer zu sagen, welches ihr Werkzeug des Gehörs sey. Doch gebe ich gerne zu, daß bey manchen Wasser= und Landinsekten gar keine Spur ihres Gehörs zu entdecken ist. Eine Raupe scheint auch kein Gehör zu haben, weil Lesser (n) eine solche auf dem Tisch im Garten liegen hatte, und nicht das geringste Zeichen eines Gehörs an ihr wahrnahm, wenn er gleich etlichemal eine Pistole losschoß. Zwar dürfte man den Einwurf von einer Raupe beym Rösel (o) machen, die vor dem Händeklatschen zu erschrecken schien, und sich zusammen rollte, allein dieser Erfolg kann vielleicht aus dem zarten Gefühl der bewegten Luft entstanden seyn. Von den Erdschnecken wird ebenfalls das Gehör geleugnet. (p) Ja Lesser ist nicht abgeneigt, allen Schaalthieren das Gehör abzusprechen.

(n) Insectotheol. p. 234. nach der deutschen Uebersetzung. Und nach der französischen P. II. p. 5.

(o) T. I. Nachtvögel. II. Cl. num. XXXIV. §. 6.

(p) Lesser Testaceotheol. 1. Th. 1 B. 7. Kap. §. 213. p. 658. sqq.

Inzwischen vertritt doch sicher bey solchen Thieren, die kein Gehör haben, ein anderer Sinn die Stelle. Noch pflegt man an dem Gehör des Chamäleon (q) zu zweifeln, weil man nichts bey ihm gefunden, wodurch es bewirkt werden könnte, obschon Klein (r) diesem Thiere Gehör beylegt. Dagegen hat es etwas Besonderes, und von andern Thieren Abweichendes, in Ansehung der Augen. Denn jedes Auge lässet sich nach einer besondern Richtung bewegen. Mit dem rechten Auge kann es in die Höhe sehen, und zugleich mit dem linken auf die Erde. Der Grund ist, weil die Augennerven dieses Thieres, wie die Zergliederung gelehrt hat, zwar an einem Orte ihren Ursprung nehmen, hernach aber sich nicht, wie bey den Menschen und den übrigen Thieren mit einander vereinigen.

Um nicht unrichtig von dem Gehöre der Thiere zu urtheilen, muß man wissen, daß dieses und jenes Thier, wenn es in einem bestimmten Zustande betrachtet wird, kein Gehör zu haben

(q) Heißt Lacerta Chamæleon.

(r) In den Danziger Versuchen und Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft 1 Th. S. 128.

ben scheint, ob es schon seiner Natur nach, das schärfste Gehör besizet. So ist von manchen Thieren bekannt, daß sie zur Zeit ihrer Paarung fast gar nicht zu hören scheinen, und dennoch darf man ihnen das Gehör nicht absprechen. Der Auerhahn hat, wie bekannt ist, ein zartes Gehör, daß ihm auch deswegen schwer beyzukommen ist. Wenn er aber die Hize des Vermehrungstriebes fühlt, so ist nichts leichters, als ihn, besonders wenn er eben palzet, zu überraschen. Alsdenn ist er von seinem eigenen Geschrey so betäubet, oder wenn man lieber will, für Wollust so trunken, daß weder der Anblick eines Menschen, noch sogar ein Flintenschuß ihn aus der Stelle vertreiben können. Er scheint in einer Art von Entzückung, Gesicht und Gehör verloren zu haben. Das ist eben die Veranlassung, warum insgemein gesagt und geschrieben worden, daß der Auerhahn in der Palzzeit als völlig taub und blind zu betrachten sey. Er ist aber nicht blinder, als in gleichen Umständen sich fast alle Thiere, der Mensch nicht ausgenommen, zeigen. Herr von Büffon und auch Frisch versichern sogar, daß die Deutschen jeden Verliebten, der um seines Abgottes Willen alle Sorge für sein Glück und seinen

nen Wohlstand vergißt, und sich nur mit dem Gegenstande seiner erhizten Leidenschaft beschäftiget, einen Auerhahn zu nennen pflegten. (s)

§. 6. Viele Thiere besitzen drittens ein weit schärferes Gesicht, als die Menschen.

Ich gehe nun zu dem Sinn des Gesichts, und halte mich für berechtiget, selbige eben so, wie den Sinn des Geruchs, mit Vorzüge vor den Menschen, einigen Thieren beyzulegen. Die Raubvögel geben uns hiervon einen unverwerflichen Beweiß. Ueberhaupt haben die Vögel ein schärferes Gesicht, als die vierfüssigen Thiere. Selbst die Eulen, welche bey Tage nur wenig unterscheiden, haben in der Dämmerung das schärfste Gesicht. Die Natur hat auch den Augen der Vögel viele Vortheile gegeben, welche andere Thiere entbehren. Sie haben zwey Häute mehr, als die menschlichen Augen. Einmal die äusserste Augenhaut, die zur Reinigung und Glättung der Hornhaut, wie auch zur Beschüzung des Auges dient. Sie ist eine sehr dünne,

(s) Martini allgemeine Geschichte der Natur in alphabetischer Ordnung. 3 Th. S. 518. f. Unter dem Artikel: Auerhahn.

dünne, aus einem weißlichten Gewebe bestehende Haut, die aber, wenn sie auch das Auge bedecket, dennoch Licht durchläßt. Sie heißt auch die nickende Haut. Zweytens haben sie noch eine Haut im innern Augengrunde, die aus den Zweigen des ausgebreiteten Sehnerven zu entstehen scheint. Der Vorzug dieser Augen zeigt sich auf doppelte Art. Denn nicht allein bemerken sie mit selbigen die Gegenstände sehr genau, sondern auch viele Objekte zugleich. Die Raubvögel erblicken aus einer Höhe, worinn wir sie kaum mit unsern Augen erreichen können, alle kleine Gegenstände, die zu ihrer Nahrung dienen. Erdmäuse, kleine Vögel, Eydechsen, Schlangen, Frösche u. d. g. Und eben deswegen fliegen sie sehr hoch, um eine ganze Gegend übersehen zu können. Solche Augen sind verhältnißmäßig viel grösser, als die Augen der Menschen und der vierfüssigen Thiere. Auch haben sie eine grosse Beweglichkeit, daher die Vögel sie sehr geschwind nach allen Seiten drehen können. Zu bewundern ist es, daß der Raubvogel blos durch sein Gesicht nicht allein den weiten Abstand der Dinge bemerkt, sondern auch durch seinen Stoß seinen Raub glücklich trift, und folglich weiß, in welchem Abstande er auf den unter ihm fliegenden

Vo-

Vogel stossen soll, um sich seiner theilhaftig zu machen. Wir Menschen können bey den von einander abstehenden Dingen nicht so genau die Entfernung angeben, woferne wir nicht das Gefühl zu Hülfe nehmen. (§. 3. in einer Note daselbst) Dies aber bedarf der Raubvogel nicht. Auch andere Vögel bemerken in grosser Entfernung die Körner, die ihnen zur Speise dienlich sind. Eine Truthenne siehet gen Himmel, und läßt zuweilen einen sehr ängstlichen Laut von sich hören. Sobald ihre Jungen dieses hören, verbergen sie sich, und legen sich starr auf die Erde. Man sollte sie für todt halten. Die Alte verdoppelt ihr Seufzen, indem sie aufwärts blickt. Was sieht sie da? einen schwarzen Punkt, den wir kaum unterscheiden können — einen Raubvogel, welcher der Wachsamkeit und Scharfsichtigkeit dieser durch die Natur unterrichteten Mutter nicht entwischen konnte. (§. 5.). (t) Zeuget dieses Verfahren nicht von einem scharfen Gesichte der Truthenne?

Wenn ich den Vögeln ein ausserordentlich scharfes Gesicht zueigne, so will ich dadurch eben nicht

(t) Büffon allgem. Naturgeschichte 7. Theil. S. 158.

nicht alle vierfüssige Thiere ausgeschlossen wissen. Denn schon das Sprichwort: der Mensch hat Augen wie ein Luchs, kann uns das Gegentheil lehren. Freilich hat ein Luchs ein ungemein scharfes Gesicht, so wie man überhaupt dem Katzengeschlecht scharfe Augen beylegen muß. Die Ursache von dem genauen Sehen der Katzen, auch in der Nacht, liegt in der besondern Struktur ihrer Augen. Ihre Augen glänzen im Finstern, und die Pupille hat die Eigenschaft, daß sie sich bey sehr hellem Lichte sehr stark zusammenziehen, und bey geringem Lichte sehr stark ausdehnen kann.

Selbst Gelehrte streiten darüber, ob alle Thiere den Sinn des Gesichts haben. Daher ich keine Ausschweifung zu begehen glaube, wenn ich mich in die Untersuchung dieser Frage hier einlasse. Die Polypen gehn dem Lichte nach, wie Baker, Rösel und andere beobachtet haben, (u) und es ist doch bis jezt, sagt man, kein Werkzeug des Gesichts, oder etwas

den

(u) *Baker's* Natural History of Poype p. 68. sq. n. 81. *Roesel* T. III. p. 439. 466. 546. sq.

den Augen ähnliches an ihnen entdeckt worden. Deswegen auch Rösel ihnen die Augen abspricht, dennoch aber ein Sehen ihnen beylegt. Ledermüller (x) glaubt zwar, er habe zwey Augen an den Polypen entdeckt, die er auch abbildet. (y) Allein, er sezt selbst hinzu, er habe auch wohl irren können. — Meines Erachtens lässet sich der Streit am besten entscheiden, wenn man sagt, Gesicht überhaupt ist weiter nichts, als die Empfindung des Lichts, oder der Lichtstrahlen. Das Werkzeug, wodurch man diese Empfindung bekommt, mag nun den gewöhnlichen Augen ähnlich oder nicht ähnlich seyn. Vielleicht vertritt auch ein zartes Gefühl oft die Stelle der Augen. Genug, daß die Thiere eine Empfindung haben, die ihnen eben die Kenntniß giebt, die uns die Augen darreichen. Man weiß ja auch von Menschen, daß oft der eine Sinn, den Mangel des andern ersetzet. Ein Blindgeborner erkennet oft durch das Gefühl, fast eben so genau die körperlichen Gegenstände, als der Mensch selbige durchs Gesicht wahrnimmt. In dem Kunstkabinet zu Kopen-

(x) In seinen mikroskopischen Beobachtungen.

(y) Tab. LXXI. p. 138. und LXXXII. p. 159.

penhagen zeigt man sehr künstlich verfertigte und mit Figuren ausgelegte Stücken, die ein von Jugend auf blinder Tischer blos durch Hülfe des Gefühls verfertigt hat. Bey ihm vertrat also das Gefühl die Stelle des Gesichts.

Manche Thiere haben sogar mehr als 2 Augen. Die vierhörnichten Schnecken haben deren viere. Die Keller- und Gartenspinne hat 6 Augen. Andere Spinnen haben gemeiniglich 8 Augen. Einige sind mit zehn Augen versehen. Aber die Stelle, wo sie sitzen, ist sehr verschieden. Die Raupen haben an jeder Seiten sechs Augen, folglich zusammen 12 Augen. Ein Insekt, das unter der Rinde alter Bäume lebt, hat sechzehn verschiedene Augen, nemlich achte an jeder Seite des Kopfs. (z) Und ein anderes ex Podurarum genere hat eben so viele. (a) Ja Schwammerdamm (b) behauptet, der Scorpion habe vierzehn Augen, deren zwey sehr kenntlich oben auf dem Brustschilde sitzen, die übrigen zwölfe aber an dessen vorderm Rande,

(z) Schwedische Abhandlungen II. Th. S. 15.
(a) Ebendas. im V. Th. S. 242.
(b) In Bibliis Naturæ, p. 94. oder 42 nach der deutschen Ausgabe.

de, an jeder Seite sechs. Allein Rösel (c) will die zwölf letzten nicht zugeben, weil sie anders gestaltet sind, und nur als glänzende Punkte erscheinen, deren mehrere auf andern Theilen des Leibes sichtbar sind. Die mancherley Gestalten der Augen müssen uns nicht irre machen; denn diese sind freylich sehr abweichend von einander. Man hat viele Insekten, die an jeder Seite des Kopfs eine gegitterte und mit kleinen Erhöhungen versehene Halbkugel haben, worinne jede Erhöhung in der That ein besonderes Auge ist. Dergleichen besitzen die Käfer, Papilionen, Libellen, Mücken, Fliegen, geflügelte Ameisen, Bienen, Wespen, Hummeln, Heuschrecken. Erweget man nun, daß manche Insekten noch mehr als zwey solcher Halbkugeln besitzen, so kann man leicht denken, daß eine ungeheure Anzahl der Augen vorhanden seyn müssen. Denn an dem Uferaase (Ephemero) hat Reaumur (d) vier Halbkugeln bemerket, davon zwey kleinere zur Seiten sitzen, und braun spielen, zwey grössere aber oben auf dem Kopfe eine schöne Citronfarbe haben. Nur in einem einzigen

(c) T. III. Bey der 65 Supplementstabelle §. 9.
(d) T. IV. P. I. Mem. W. p. 309 sq. und aus ihm Lyonnet P. II. p. 27.

zigen gegitterten Auge eines Käfers hat Leeuwenhoek 3181 Erhöhungen, folglich Augen wahrgenommen. In einer Fliege; aber über 8000. Puget berechnete an einem Papilion 17325 dergleichen, so, daß auf beyden Augenkugeln 34650 Augen herauskommen. Reimarus (e) sezt hinzu: Leeuwenhoek, Puget, und Chatelan, haben auch die hornartige und durchsichtige Haut der Halbkugel abgesondert und gereinigt, und alsdann mit einem Mikroskop wahrgenommen, daß die Gegenstände dadurch viel tausendmal vervielfältigt erschienen sind. Daher man nicht zweifeln kann, daß ein jedes Puckelchen in der gegitterten Halbkugel ein wahres Auge für sich selbst sey; und daß diese in solcher Stellung desto geschickter sind, die Bilder der Gegenstände von allen Seiten zu empfangen, weil sie sich sonst nicht drehen können. Auch verbindet er damit den beyfallswürdigen Gedanken: Wir wundern uns, wie es zugehe, daß wir mit zwey Augen die Dinge nur einfach sehen, was wollen wir aber von solchen Thierchen sagen, welche in so viel tausend Bildern, die sich zugleich darstellen, dennoch nur ein einziges Ding sehen. Mich dünkt, es ist ein star-

(e) Am angef. Ort, S. 315. f.

ker Beweiß, daß die Seele dieser Thierchen, welche die so sehr vervielfältigte Vorstellungen in sich vereint, ein einfaches Wesen seyn müsse.

§. 7. Fortsetzung von den Vorzügen der Sinne bey Thieren.

Aus den bisher ausgeführten Beispielen (§. 3. 5. 6.) erhellet also, daß vielen Thieren allerdings in den Sinnen ein Vorzug vor den Menschen zukomme. Ausserdem unterrichten sie die Sinne viel genauer von dem, was gut oder böse ist, als solches die menschlichen Sinne zu thun vermögend sind. Daher sagt auch Reimarus (f) „Alle Thiere scheinen in allen Sinnen den Vorzug vor uns Menschen zu haben, daß ihre Sinnen in der Wahl des Guten und Bösen zureichend, und fast untrüglich sind, da wir hingegen ohne Gebrauch der Vernunft und Erfahrung das wahre Gute vom Bösen nicht richtig unterscheiden können.“ (g)

Die

(f) Am angef. O. S. 306.

(g) Man vergleiche, was ich oben §. 3. gesagt, daß nemlich die Seefahrenden getrost von einer

Dies ist nicht genug, vielmehr kann man mit einigen Gelehrten gar wohl behaupten, daß gewisse Thiere eine Art von Empfindung haben können, davon wir Menschen gar nichts wissen, und keinen Begrif haben. Denn nach dem Unterschiede der Gliedmassen, in welchen Nerven sind, (h) können auch die Empfindungen sehr verschieden seyn. Nun finden wir aber bey manchen Thierarten Werkzeuge und Glieder, die bey den Menschen nicht anzutreffen sind, und welche auch den Thieren zur Bewegung nicht dienen, oder wenn sie auch bewegt werden, doch also zur Bewegung kommen, daß es den Anschein hat, als wollten die Thiere dadurch Beschaffenheiten der Körper entdecken. Manche wollen hieraus erklären, warum die Thiere die künftige Veränderung des Wetters voraussehen können. Denn offenbar ist es, daß verschiedene Thiere voraussagende Barometer, Thermometer und Hygrometer sind.

ner Frucht essen, die von einem Vogel angefressen worden.

(h) Ich setze voraus, in den Theilen des Leibes, wo keine Nerven sind, ist auch keine Empfindung, wie ich in meinem Buche von Ahndungen und Visionen gezeigt habe.

Vermittelst des scharfen Geruchs und des Gesichts wissen auch die Thiere genau das ihnen dienliche Futter zu unterscheiden, und aus mehrern herauszusuchen. Linnäus hat durch 2314 Versuche gefunden, daß Ochsen 276 Kräuter essen, 218 aber stehen lassen; daß ferner Ziegen 449 Kräuter geniessen, aber 126 vorbeigehen; daß Schaafe 387 Kräuter für wohlschmeckend finden, 141 hingegen nicht berühren; daß Pferde 262 zur Nahrung brauchen, und gegen 212 einen Abscheu tragen; daß Schweine sich mit 72 Gewächsen nähren, aber 171 nicht achten. (i)

Die Vollkommenheit der Sinne bey Thieren legt sich auch dadurch an Tag, daß sie vermittelst selbiger nur zu solchen Handlungen gereizt werden, die ihrer Natur zuträglich und erspießlich sind. Wie weit stehen demnach oft die Menschen in diesem Stücke unter den Thieren? da es mehr als zu wohl bekannt ist, daß sie sich durch regellose sinnliche Reizungen ins Verderben stürzen, oft Sklaven der sinnlichen Triebe sind, und sich derselben nicht ihrer Natur gemäß bedienen.

§. 8.

(i) Car. Linnæus in Pane Sueco, sub fine. Amoen. Acad. Vol. II. p. 262. edit. Holm. 1751. 8. Respondente Nicol. L. Hesselgren.

§. 8. Vom Gedächtniß der Thiere.

In eigentlichster und strenger Bedeutung ist das Gedächtniß, oder die Erinnerungskraft (k) ein Vermögen, ehemals gehabte Ideen wiederum hervorzubringen, und sie als solche zu erkennen, die wir ehedessen besassen. Daher erfodert sie zwey Hauptcharaktere bey ihrer Aeusserung oder Thätigkeit. 1) Eine ehemalige Vorstellung muß wiederum zum Daseyn kommen. Diese Wirkung ist blos ein Erfolg der Einbildungskraft. 2) Man muß wissen, daß die erneuerte Idee eben dieselbige sey, die man ehedessen hegte, dieß ist die Erinnerung. Gesezt ich habe in vorigen Zeiten einen Freund Amand in einer Gesellschaft empfunden und gedacht. Heute fällt mir dieser Freund wieder ein, entweder durch gegenwärtige Empfindung desselben, oder auch ohne solche, und alsdenn ist die ehemalige Idee oder Vorstellung erneuert. Soweit wirkte die Phantasie oder die Einbildungskraft. Fällt mir nun dabey ein, dieser Amand ist derjenige, den ich vorher dachte und empfand, so erinnere ich mich seiner. Bey uns Menschen finden wir eine gedoppelte Art,

(k) Reimarus unterscheidet diese Worte, davon ich hernach reden werde.

wie wir in uns ehemalige Empfindungen und Ideen zurückbringen, oder uns das Ehemalige einbilden. Einmal, wenn wir durch eine gegenwärtige Empfindung, die der ehemaligen sehr ähnlich war, die vergangene Empfindung wieder gedenken. Z. E. Ich sehe oder höre die Sache wieder, die ich ehedessen empfand, sogleich denke ich wiederum an diese Sache, die ich schon sonst dachte. Zweytens, wenn wir eine ehemals gehabte Empfindung wieder zurückrufen, ohne durch eine gegenwärtige Empfindung veranlasset zu werden. Dieses letztere geschiehet, wenn wir blos durch unsere Bemühung und Nachdenken die ehemals gehegten Gedanken wiederum in uns erwecken. Z. E. wenn ein Mensch nachdenkt, was hast du doch am gestrigen, ehegestrigen Tage, vor acht Tagen, u. s. w. gethan, gehört und gesehen? und besinnet sich auf das, was er unternommen. Dieses leztere dem Viehe beyzulegen, haben wir keinen genugsamen Grund, vielmehr scheint es die Kräfte der Thiere zu übersteigen. Was aber das erstere betrift, so wird man gewiß keine Schwierigkeiten sichtbar machen können, wenn man es den unvernünftigen Thieren zueignet. Nicht weniger müssen die Thiere sich der ehemaligen und wiederum erneuerten Idee,

durch

durch Hülfe einer ähnlichen Empfindung erinnern, oder wissen, was ehemals erfolgte, weil dies die Handlungen der Thiere sattsam an den Tag legen. Ohne Gedächtniß würde kein Hund folgsam zu machen, und alle Abrichtung der Thiere unmöglich seyn. Wenn z. E. ein Hund ehemals gesehen, daß sein Herr den Stock aus der Ecke geholet, auf ihn zugegangen, und ihn geschlagen hat; heute sieht er abermals seinen Herrn den Stock nehmen, und auf sich zugehen, so ist dies eine Empfindung, die der ehemaligen sehr ähnlich ist, daher denkt auch der Hund wiederum das ehemalige ihm Unangenehme, das mit der ersten Empfindung vergesellschaftet war, und glaubt, er werde wiederum Schläge bekommen. Deswegen geht er nach der Thüre und winselt, um seine Furcht auszudrücken. Hat er aber mehrmals gesehen, daß sein Herr den Stock nahm, zur Thür hinaus gieng, und ihn mitnahm, so wird er freudig hüpfen, wenn der Herr wiederum den Stock nimmt, weil er sich eben das Angenehme wiederum denkt, das er ehemals bey solcher Empfindung empfand. (l) Man könnte, meines Er-

(l) Zur Erläuterung dient auch das oben §. 3. angeführte Beyspiel von einem Hunde, der seinen

Erachtens, diese lezte Art der Erinnerung, nemlich vermittelst einer ähnlichen Empfindung, das sinnliche Gedächtniß; hingegen die Erinnerung, die vermittelst der Ueberlegung, oder durch Hülfe unsinnlicher Vorstellungen, ehemalige Ideen zu erneuern, geschiehet, das vernünftige Gedächtniß nennen. Daher dem Viehe nur ein sinnliches Gedächtniß beyzulegen ist.

Die Träume, die man den Thieren nicht absprechen kann, sehen viele als einen neuen Gesichtspunkt an, aus welchem das Gedächtniß oder die Erinnerung der Thiere begreiflich seyn soll. Und allerdings pflegen die Thiere sich im Schlafe Dinge vorzustellen, womit sie beschäftiget waren. Hunde bellen im Schlafe. Sie thun es zwar nur mit schwacher Stimme; dennoch klingt es beynahe wie auf der Jagd, wenn sie zornig oder begierig sind u. s. w. Allein, meines Erachtens, beweisen die Träume nur Erneuerung ehedessen gehabter Empfindungen, nicht aber eine Wiedererinnerung. Kurz, die Träume sind nur blosse Wirkungen der Einbildungskraft, nicht aber des Gedächtnisses.

Ich

seinem Herrn durch Gebehrden einen Wink gab, die Jagdflinte zu nehmen.

Ich muß mich wundern, daß der berühmte Büffon (m) und Reimarus (n) den Thieren das Gedächtniß oder die Erinnerungskraft absprechen.

Der erstere giebt zwar zu, daß die Thiere, wie wir, Ideen erneuern, leugnet aber, daß sie ein Gedächtniß haben. Ohne Zweifel will er dadurch zu erkennen geben, daß die Thiere die ehemaligen Empfindungseindrücke zwar aufbehalten können, oder Wirkungen der Einbildungskraft besitzen, aber nicht fähig sind, die erneuerte Vorstellungen gehörig zu unterscheiden. Deswegen sagt er: „Da die Thiere, gleich uns, mit Sinnen begabt sind, so empfangen sie auch die Eindrücke von den äussern Gegenständen. Da es ihnen auch, wie uns, nicht am innern Sinne fehlet, so haben sie auch das Werkzeug, welches alle durch diese Eindrücke verursachten Erschütterungen aufbehält, folglich auch Empfindungen, die, gleich den unsrigen, sich erneuern, bald stärker, bald schwächer, bald anhaltender, bald flüchtiger seyn

(m) In der allgemeinen Naturgeschichte 7 Th. nach Martini Uebersetzung, S. 63. f.

(n) Von Trieben der Thiere. S. 28 — 33. und Anhang S. 395. 438. f.

seyn können. Inzwischen darf man ihnen weder Verstand und Wiz, noch Gedächtniß, wie uns (o) zueignen, weil ihnen das Vermögen fehlet, Vergleichungen zwischen diesen Empfindungen anzustellen. Er glaubt, das Gedächtniß erheische das Vermögen nachzudenken, oder Ueberlegung. Allein ich würde Achtsamkeit vom Nachdenken oder Ueberlegen unterscheiden. Lezteres geschiehet durch unsinnliche Ideen, und findet freylich nur bey dem vernünftigen Gedächtniß statt. Das erstere aber, oder die Achtsamkeit, Beachtung, kann durch Hülfe blos sinnlicher und imaginativer Ideen erfolgen, und widerspricht nicht der Natur der Thiere, sondern giebt ihnen ein sinnliches Gedächtniß. Wie könnte auch sonst ein Hund ganze Meilen weit sich in seine Heimath zurück finden, wie könnte er das Haus wieder finden, darinn sein Herr wohnet. Muß er nicht bey Erblickung oder bey der Empfindung dieses Hauses denken, das ist eben das Haus, wo du gewöhnlich dich aufhältst, er reproduzirt also nicht allein die ehemali-

(o) In gewissem Verstande gebe ich zu, daß den Thieren nicht Gedächtniß zukomme, wie uns. Nemlich wir erinnern uns oft des Vergangenen durch unsinnliche und allgemeine deutliche Ideen, welches die Thiere nicht thun.

mahlige Vorstellung von dem schon ehedessen empfundenen Hause, durch Hülfe seiner gegenwärtigen Empfindung, sondern weiß auch, daß diese Idee mit der schon oft gehegten einerley sey. Denn wüßte er dies nicht, so könnte er eben sowohl in ein anderes Haus laufen, als in die Wohnung seines Herrn. Nur muß man nicht hierbey ein deutliches Schließen, wie Menschen zu thun pflegen, annehmen. Der Hund, sobald er das Haus seines Herrn siehet, bemerkt eben so ein sinliches Bild, wie er sonst zu sehen gewohnt gewesen. Durch die Wiederholung dieser sinnlichen Vorstellung, wird in ihm der Gedanke von dem Hause sehr lebhaft, so, wie die ehemals mit solcher Empfindung begleiteten Ideen des ehedessen daselbst genossenen Angenehmen in ihm rege werden, daher zieht er diese Wohnung der benachbarten vor. Und just durch diese sinnliche Vorstellung, die bey ihm lebhafter ist, als die sinnliche Vorstellung anderer Häuser, und durch den Gedanken, du wirst wie ehemals hier Gutes zu erwarten haben, weis er, daß er da hineingehen müsse, und daß es eben das ehemalige empfundene Haus sey. Verdient aber dies nicht Gedächtniß, Erinnerung genennt zu werden?

Was

Was endlich die Meinung des sel. Reimarus betrift, so unterscheidet er die Erinnerungskraft vom Gedächtniß, und sagt, daß zwar die Thiere Gedächtniß aber nicht Erinnerungskraft besäßen. Er verstehet unter dem Worte Gedächtniß blos jede Erneuerung einer vergangenen Vorstellung, dabey man aber das Vergangene nicht vom Gegenwärtigen unterscheiden könne. Daher sagt er: die Thiere stellen sich das Vergangene nicht als vergangen und außer dem Gegenwärtigen vor. Denn wenn sie dies könnten, oder das Vergangene von dem Gegenwärtigen zu unterscheiden vermögend wären, so könnten sie das Vergangene mit dem Gegenwärtigen vergleichen d. i. reflektiren, folglich hätten sie alle Vorzüge der Menschen. Die Vorstellung des Vergangenen bey Thieren mische sich also in die Vorstellung des Gegenwärtigen also, daß sie alles für gegenwärtig ansähen. Bey den Thieren wäre alles heute, und nichts gestern, ehegestern oder morgen ꝛc. Inzwischen glaubt dieser Gelehrte, diese blosse Erneuerung einer ehemaligen Vorstellung, welche die Thiere für eine gegenwärtige hielten, habe doch eben den Erfolg, als eine Erinnerung oder Wiedererkennung habe. Deswegen spricht er (p): „Es thut

(p) Am angef. O. S. 29. §. 18.

thut doch die verworrene Vorstellung des Vergangenen unter dem Gegenwärtigen eben die Wirkung bey den Thieren, als ob sie sich des Vergangenen erinnerten. Denn das Vergangene wird ja doch in ihrer Vorstellung wieder gegenwärtig, und erneuert die vorige Lust oder Unlust, Neigung oder Abneigung, macht also zu ihren Affekten und Handlungen eben so gut einen Eindruck, als ob sie die vorigen Begebenheiten von den jetzigen unterschieden und mit den jetzigen verglichen hätten. Ihre verworrene Vorstellung des Vergangenen thut einerley Dienste, als die unsrige in denen Gewohnheiten, die wir von der ersten Kindheit bekommen haben. Z. B. in dem Gebrauche der rechten Hand. Ein Kind erinnert sich zwar heute nicht, daß es ihm schon gestern, ehegestern und vor ehegestern gesagt sey, daß es die rechte Hand gebrauchen solle, ja daß man ihm die andre Hand um deswillen festgehalten habe; unterdessen bleibt doch die Vorstellung in der Seele, und wird durch die öftere Wiederholung immer lebhafter, kräftiger und wirksamer bey den jederzeit gegenwärtigen Fällen, wenn es etwas handhaben will. Das Kind thut also ebendasselbe, als ob es sich erinnerte; ob es sich gleich in der That nicht erinnert, und hernach nimmer

mer zu erinnern weis, wie es zu der Gewohnheit gekommen ist.„ Ich sage, diese Vorstellungsart reicht nicht hin, die Verrichtungen der Thiere begreiflich und erklärbar zu machen.

Daher mir erlaubt seyn wird, hierbey einige Erinnerungen zu machen. Reimarus giebt zu, daß die Thiere sich vergangene Jdeen und Empfindungen gedenken, sowohl als gegenwärtige. Nun müssen aber doch die Vorstellungen von den gegenwärtigen Dingen, die wirklich in die Sinne wirken, lebhaftere Eindrücke bey den Thieren machen, als die Jdeen von den vergangenen Empfindungen, folglich müssen beyderley Jdeen in Thieren verschieden seyn. Also müssen die Thiere auch das Vergangene von dem Gegenwärtigen unterscheiden. Zwar nicht an sich (in abstracto) aber doch bey einzelnen Empfindungen (in concreto). Ja, wird Reimarus sagen (q): „Es können zwey Dinge, das Vergangene und Gegenwärtige, an sich, in etwas verschieden seyn, und also auch einen verschiedenen Eindruck auf die Sinne machen, aber ohne daß die Thiere die Verschiedenheit erkennen oder wissen.„ Allein ich glaube hier ohne

(q) S. 440.

ohne Beweiß annehmen zu dürfen (r) daß jeder Eindruck in den Nerven und Fibern, wie auch in dem Nervensaft eine ihm proportionirliche Idee in der Seele zum Begleiter habe. Da nun der Eindruck von gegenwärtigen Empfindungen bey den Thieren eine stärkere Veränderung in den Nerven und Nervensaft bewirken muß, als der Eindruck, das Bild oder die Vorstellung von ehemals gehabten Empfindungen; so muß auch in der Seele des Thieres bey dem Gedanken des Vergangenen eine weit schwächere Vorstellung, als bey dem Gedanken des Gegenwärtigen seyn. Verbindet daher die Thieresseele die Idee von einer vergangenen und auch von einer gegenwärtigen Empfindung, so muß sie auch eine schwächere (mattere) und stärkere Vorstellung verbinden, mit, oder ohne Unterschei-

(r) Weil ich es in meinem Buch von Ahndungen §. 2. f. bewiesen habe. Ich habe daselbst dargethan, daß jede Vorstellung der Seele gewisse Veränderungen im Nervensaft oder Nerven, und umgekehrt jede Veränderung der Nerven und des Nervengeistes eine Vorstellung in der Seele zu Begleitern habe.

terscheidung. Ohne Unterscheidung? — Dies lässet der innere Sinn der Thiere nicht zu; da sie sich ihrer Gedanken eben sowohl — wenn gleich vielleicht im Grade der Genauigkeit bey den Menschen etwas abweichend — bewußt sind, als die Menschenseelen. Sie unterscheiden ja alle ihre Gedanken, die sie von mehrern sinnlichen Gegenständen erhalten. Denn man setze einem Hunde ein Gericht Fressen vor, das aus vermischtem Brod und Fleisch bestehet. Der Hund bekommt vermittelst des Geruchs eine andere Idee vom Brode, und wiederum eine andere vom Fleische. Er unterscheidet durch Geruch und Gesicht beydes von einander, er denkt aber auch in seiner Seele diese durch die Sinne erhaltene Ideen als verschieden. Die Idee vom Fleische ist ihm angenehmer, als die vom Brode, weil er sich denkt, daß ehemals das Fleisch besser schmeckte, als das Brod. Daher läßt es das Brod liegen und frißt blos das Fleisch. Nur alsdenn entschließt er sich auch das Brod hinter drein zu fressen, wenn er sich vom Fleische nicht genugsam gesättiget hat. Die Bienen geben uns auch ein merkwürdiges Beyspiel, daß sie die Gegenstände, welche sogar sehr ähnlich sind, von einander unterscheiden, auch wissen sie ihre neue Wohnung, die man ihnen giebt, von

der

der ehemaligen als verschieden zu denken. Wenn man einen Bienenstock viele Meilen weit in eine ihnen unbekannte Gegend bringt, und lässet sie darauf ausfliegen, so entfernen sie sich zwar auf Feldern, Wiesen und Gärten, um Honig von den Blumen zu sammeln, allein sie wissen sich doch wiederum in ihre Wohnung zurück zu finden. Ja unter einer ganzen Menge Bienenstöcke wissen sie allemal den ihrigen zu finden. Sogar die jungen Bienen, wenn sie geschwärmt haben, und in einen andern Stock gesetzt werden, verfehlen nicht ihren neuen Stock, wenn gleich ihre alte Wohnung dabey stehen sollte. Und wenn zwey Bienenschwärme zugleich schwärmen, und unter einander gejagt werden, so vermengen sie sich dennoch nicht unter einander. Vielmehr kennet jede Biene ihre Königin, und zu solcher begiebt sie sich. — Ich glaube demnach überzeugt zu seyn, den Thieresseelen eine Unterscheidung des Vergangenen und Gegenwärtigen beylegen zu dürfen.

Wenn Reimarus ferner schließt: könnten die Thiere das Vergangene und Gegenwärtige unterscheiden, so würden sie auch beydes mit einander vergleichen können; so antworte ich, das ist auch so. Der Hund vergleicht allerdings die gegenwärtige Empfindung mit einer ehemals

gehabten, und mit dem damit Vergesellschafteten. Denn wenn er sich ehedessen, da ihn die Nothdurft dazu antrieb, unreinlich in der Stube aufgeführet hat, und die Schläge des Herrn nebst dem Hinauswerfen zur Stube damit verbunden waren; so wird er, wenn er wiederum seinem Naturtriebe Folge leistet und den Herrn mit dem Stock auf sich zukommen siehet, sich der ehemaligen Begegnung erinnern, er wird seinen ehemaligen völlig ähnlichen Zustand mit dem gegenwärtigen vergleichen, und ähnliche Begegnung befürchten. Daher er zu winseln anfängt, und zur Thüre hinaus verlangt. —

Aber, schließt Reimarus weiter, wenn das Vieh das Gegenwärtige mit dem Vergangenen vergleichen kann, so kann es auch reflektiren, und hat alle Vorzüge des Menschen und Vernunft. — Was das Reflektiren betrift, so finde ich mich gar nicht betroffen, solches auch den Thieren beyzulegen. Denn Reflektiren heißt weiter nichts, als die Stücke eines Ganzen unterscheiden, oder seine Aufmerksamkeit, Achtsamkeit auf die Merkmale einer Sache fortsetzen. Und warum wollte man dieses den Thieren absprechen? Wenn der Hund in einer Schüssel Fleisch und Brod unter einander gemischt vor sich siehet, so setzet er seine Achtsamkeit auf die

Theile

Theile dieses Gerichts fort, wodurch er eben Brod und Fleisch zu unterscheiden fähig ist. Spricht man, hierdurch sieht man sich gedrungen, den Thieren deutliche Ideen, folglich Verstand, wie Menschen besitzen, beyzulegen; so dienet zur Antwort: allerdings haben die Thiere deutliche Ideen, einzelne deutliche Vorstellungen (ideas distinctas singulares seu indiuiduales.) Aber deswegen folgt nicht, daß sie Verstand wie Menschen haben. Es bleibt noch eine gar weite Gruft zwischen den deutlichen Ideen der Thiere und der Menschen: Letztere können die Charaktere auch bey unsinnlichen und allgemeinen Ideen unterscheiden, das kann das Vieh nicht. Und Verstand erfordert eben deutliche Begriffe bey unsinnlichen Objekten, daher nur allein den Menschen wahrer Verstand beyzulegen ist.

Verschiedene suchen das Gedächtniß oder die Erinnerungskraft den Thieren deswegen abzusprechen, weil sogar Menschen, die von ihrer Jugend an in der Wildniß gelebt, und doch wohl mehr Fähigkeiten als die Thiere haben müssen, nachdem sie durch erlernte Sprache zum Gebrauch der Vernunft gelanget sind, sich dennoch ihres vorigen Zustandes in der Wildniß

nicht erinnern können. Allein, ich kann hier antworten, daß man doch auch Exempel von solchen in der Wildniß aufgewachsenen Menschen aufstellet, die sich der Löcher in der Erde oder gewisser Arten kleiner Hütten, in welche man auf allen vieren hineinkriechen mußte, erinnert haben. Ferner daß sie gewußt haben, wie sie oft auf den Bäumen gesessen, entweder den wilden Thieren auszuweichen, oder von weiten diejenigen Thiere desto besser zu entdecken, die sich für ihre Kräfte und Bedürfnisse schickten, um sie von daher anzufallen und sich davon zu nähren (s). Daß sich aber solche Menschen nicht leicht desjenigen erinnern, was in ihrer zarten Jugend vorgefallen, darüber muß man sich nicht wundern, da sie in der Kindheit, so wie andere Kinder, durch die schwache Aufmerksamkeit sich die Gegenstände nicht stark eindrücken, auch durch die bald folgenden neuern Empfindungen die ehemaligen leicht

(s) Hieher gehört die Jungfer Le Blank, oder welches gleich viel ist, das Mädchen, das 1731 zu Songi in Chalons in Champagne in die Gefangenschaft gerieth. Siehe oben §. 4. Vergleiche Büffon am a. O. 6 Theil, S. 284 f.

leicht wieder verdunkelt werden, gleichwie bey einem Menschen, der des Nachts geträumt hat, früh beym Erwachen, die lebhaftern Ideen, welche die neuesten Empfindungen darreichen, die im Traume gehabten Ideen verfinstern, daß oft ein solcher sagt: es hat mich was ganz Besonderes geträumt, was war es doch nur, kann sich aber doch nicht darauf besinnen. Ausserdem ist auch die Nichterinnerung der Handlungen in der zarten Jugend bey Menschen, die in der Wildniß gelebt haben, nicht ganz allgemein zu verstehen. Denn das vorhin gedachte Mädchen le Blank wuste sich doch von ihrer Kindheit da sie noch sehr klein gewesen, zu erinnern, entweder im Meere oder im Flusse ein grosses Thier gesehen zu haben, das mit zwo Klauen, wie ein Hund, geschwommen, mit einem runden Kopf und grossen funkelnden Augen, auch schwarzgrauen kurzen Haaren auf den aus dem Wasser hervorragenden Vorderleibe, versehen gewesen. Und da sie gemerket, wie es auf sie losgekommen wäre, sie zu fressen, haben sie zu ihrer Errettung sich ans Land begeben, und wäre schnell fortgelaufen, ohne das Thier näher zu betrachten (t). Diesem füge ich noch bey,

 daß

(t) Siehe Büffon am angeführten Ort 6 Th. S. 285.

daß solche wilde Menschen lange Zeit mit ganz andern und in der Deutlichkeit sich mehr entwickelnden Ideen beschäftiget worden, als sie in der Wildniß gehabt haben und zwar so lange, bis man sie zum rechten Gebrauch der Vernunft gebracht hat. Da nun diese durch langwierige Uebung erhaltene Vorstellungen einen weit höhern Grad der Deutlichkeit und Lebhaftigkeit erhalten haben, so ist es nicht zu verwundern, daß diese neuen Gedanken die ehemaligen schwächern und matteren Ideen vertrieben oder oder verfinstert haben (u). Was hingegen die Thiere betrift, so können bey ihnen die neuern Vorstellungen nicht einen so hohen Grad der Deutlichkeit und Genauigkeit erlangen, daß dadurch die ehedessen gehabten Empfindungen verfinstert werden sollten. Nur ein allzugrosses Licht macht den Schein des geringern Lichtes unmerklich.

Noch bitte ich meine Leser, sich des Satzes zu erinnern, den ich oben (§. 5.) angeführet habe: Aehnliche Wirkungen bey ähnlichen Dingen, unter ähnlichen Umständen sich immer gleich, geben die höchste Vermuthung ähnlicher Wirkursachen. Wende ich selbigen auf die

(u) Nach der Regel: Perceptio fortior obscurat debiliorem.

die Thiere an, so erhalten wir einen neuen Gesichtspunkt, bey den Thieren eine wahre Erinnerung vergangener Handlungen zu erkennen. Denn wir finden völlig ähnliche Wirkungen bey ihnen, wie bey den Menschen, unter ähnlichen Umständen, sich immer gleich, die bey den Menschen das Gedächtniß und die Erinnerungskraft zur Wirkursache haben. Warum sollten also diese Wirkungen bey den Thieren nicht auch von ähnlicher Wirkursache abstammen? Man denke doch an die Handlungen der Hunde? ihr Gedächtniß ist so groß, daß sie sich auch solcher Sachen erinnern, dieselben suchen und finden, welche von dem Orte, wo sie sich ordentlich aufhalten, weit entfernt sind. Manche Hunde sind so abgerichtet, daß sie sogar an einen entfernten Ort einen Brief tragen, und sich genau erinnern, wohin sie gehen sollen, wenn ihr Herr ihnen den Brief in die Schnautze giebt, und nach der Gegend weißt, wohin sie ehemals gesendet worden. Hieher gehöret auch das Beyspiel jenes Hundes, den sein Herr so abgerichtet hatte, daß er ihn durch gewisse Zeichen als Bote zum Speisewirth senden konnte. Er brachte allemal, was ihm der Speisewirth ins Maul gab. Alles gieng auch gut, bis an einem Abende zwey Hunde aus der Gegend, durch den süssen Geruch der

Pasteten angelocket wurden, sich über den Boten herzumachen. Gueule-noire so hieß der Hund, setzte sogleich seinen Korb auf die Erde, und sich davor, zausete sich auch tapfer mit dem einen herum, der ihn anfiel. Als er aber den einen bey den Ohren hatte, machte sich der andere indeß über die Pasteten her. Was sollte er nun machen? Bald wären sie aufgefressen gewesen, und Gueule-noire wäre dabey am meisten zu kurz gekommen. Da er also sahe, daß die Mahlzeit seines Herrn nicht zu retten wäre, drängte er sich mit den beyden andern Hunden hinzu, und fraß selbst mit auf, was noch da war (x). Auch können hieher die Hunde gerechnet werden, welche wissen das Verlohrne zu suchen. Zeigt man ihnen, wie sie rückwärts laufen sollen, und sagt dabey, daß sie das Verlorne suchen sollen, so gehen sie oft eine halbe Stunde weit, und noch weiter auf dem Wege zurück, und bringen das verlohrne Schnupftuch, oder den Stock, den man ihnen unwissend liegen lassen. Dies weis ich aus eigener Erfahrung, es ist auch eine Begebenheit, die jeder täglich erfahren kann. Wahr ist es zwar,

(x) Siehe Dictonnaire d'Anecdotes, Art. Instinct. des Animaux.

zwar, daß ein solcher Hund sich oft des Geruchs dabey bedienet, um die verlohrne Sache wieder zu finden, und von andern Gegenständen zu unterscheiden, aber eben dies beweiset, daß der Hund wisse, eine Sache, die diesen oder jenen Geruch habe, gehöre seinem Herrn, weil er ehemals einen Gegenstand von solchem Geruch empfunden, der seinem Herrn lieb und werth war. Wirft der Herr einen Stein entfernt, so daß er unter vielen andern zu liegen kommt, so bringt doch der Hund den rechten Stein, wenn man ihn reizt, selbigen zu holen, besonders wenn der Herr auf selbigen gespuckt hat, und in solchem Fall wird der Geruch der Lehrmeister des Hundes. Ich habe sogar hier in Jena gesehen, wie ein Englischer Stallmeister ein Pferd so abgerichtet hatte, daß es ein hingeworfenes Schnupftuch eben so, wie ein Hund holte, wenn ihm der Stallmeister es gebot. Hätte die Feldgrille (vergleiche §. 5.) keine Idee in der Phantasie von dem Schwirren ihres Gatten, und empfände nicht, daß das jetzige Schwirren eben so wäre, wie dasjenige, welches sie vormals empfunden; so würde sie nicht auf den Gatten zueilen, und ihn suchen. Es scheinet hier die Feldgrille eben das zu thun, was ein Mensch zu thun pflegt, wenn

er von einem andern gerufen wird. Eine Schwalbe kommt oft im Frühjahre in eben das Nest wieder zurücke, welches sie im Herbste verlassen hat. Rorarius (y) bestätiget dieses mit folgendem Versuche: Eine Hausmutter band einer Schwalbe, die in ihrem Hause ein Nest hatte, einen goldenen Faden um das Bein, in in der Absicht, zu erfahren, ob diese Schwalbe wieder kommen, und ihr altes Nest aufs neue bewohnen würde. Sie wurde im folgenden Frühjahre überzeugt, daß eben diese Schwalbe ihr ehemaliges Nest einnahm. Was den Einwurf betrift, als ob viele Schwalben im Winter in unsern Gegenden blieben, sich in Sümpfe versteckten u. s. w. und folglich die Wanderung derselben noch nicht ausgemacht sey, so verdienet davon ebenfalls die eben angeführte Schrift (z) gelesen zu werden.

Ueberhaupt nimmt man ein Argument für das Gedächtniß der Thiere aus ihrer Wanderung, da sie in sehr ferne Gegenden zögen, und sich doch wieder nach ihren vorigen Wohnplatz zurück

(y) Libr. 2. p. 180 sqq. Edit. Ribovii Helmstad. 1728.

(z) S. 179. Not. b.

zurück finden könnten. Allein diese Wanderung ist noch sehr strittig (a). Das beste ist, daß nichts daran gelegen, ob gewisse Vögel in die entferntesten Gegenden wandern, weil es genug ist, daß viele Vögel sich im Herbst von ihrem Wohnplatz entfernen, uud im Frühjahre wiederkommen, und zwar an den Ort wiederkommen, wo sie sich ehemals aufhielten. Dies beweißt schon ein Gedächtniß. Der zulezt unten angeführte Schriftsteller sagt: Es kommen bey den Streichen der Vögel ein Paar Hauptfragen vor, die bisher unter den Gelehrten manche Streitigkeit erregt haben. Wo bleiben unsere Landvögel, wenn sie von uns wegziehen? Warum kommen die Vögel in die verlassenen Länder wieder zurück, sogar an die Oerter, welche sie vorher inne gehabt?

Die erste Frage wird so beantwortet: Die meisten nehmen an, sie ziehen in weit entlegene mittägige Länder übers Meer weg, auf die Küste von Afrika, und in die wärmern Asiatischen Gegenden. Alles das will man durch Wahrnehmungen auf den Inseln des mittelländischen Mee-

(a) Siehe neuer Schauplatz der Natur, Leipzig 1780. Neunter Band unter der Rubrik: Vogel. S. 329 f.

Meeres, allwo sie ihren Durchzug halten, und in den obern Provinzen von Asien zu beweisen suchen. Man will auch die Reisen der neuern Seefahrer zu Hülfe nehmen, als welche manchmal in den Meeren von Europa Züge von Schwalben, Wachteln und andere mehr, gesehen haben, die um die Herbstzeit von den europäischen Gegenden hergekommen sind. Diese grossen Züge der Vögel nennen sie im eigentlichen Verstande ihre Wanderungen, das ist, die periodische Reise eines ganzen Geschlechts von Vögeln, über einen beträchtlichen Theil des Oceans. Und eine solche Wanderung bleibt gewißlich unwahrscheinlich, wenigstens zur Zeit noch ganz unausgemacht. Denn der Beweiß derselben kömmt vornehmlich auf den Hauptsatz an: Wir sehen gewisse Vögel in besondern Jahreszeiten, und nachher sehen wir sie nicht, hören auch weit und breit nicht, daß sie sich zu unsern Nachbarn wohin begeben hätten; folglich haben sie eine weite Reise über die See genommen. Aber im Grunde hat man von diesem Satze keine genugsame Beweise. Denn die Aussagen der wenigen Seefahrer, die irgend Vögel von der Gegend Europens im Herbste übers Meer haben herkommen, oder im Frühlinge dahin fliegen gesehen, sind noch

lange

lange nicht hinlänglich, auch nicht bewährt genug, diese Begebenheit zu berichtigen. Das sind alles Vögel aus den nahen Inseln gewesen, wo diese Schiffer irgend geseegelt haben; oder der Flug der Vögel ist auf diese nahen Inseln gerichtet, vielleicht auch auf, oder von einem festen Lande, in der Nähe gewesen. Das ist der Fall mit Willughby, der Wachteln im Archipelagus; der Fall mit Wagern, der Schwalben im Kanal von England; und mit Adanson, der ebenfalls Schwalben vor den Küsten von Senegal aufs Schiff bekam. Barrington (b) hat diese Fälle und Erzählungen insgesammt sehr sorgfältig geprüfet, und fast unwidersprechlich dargethan, daß dieses theils keine europäische Wachteln und Schwalben, sondern aus den nahen Ländern selbst welche gewesen; theils wenn sie von den europäischen Küsten waren, wie Wagers Schwalben im Kanal; so wollten sie nur von einem Vorlande zum andern, von einem

(b) In seiner Abhandlung über die periodische Erscheinung und Verschwindung gewisser Vögel in den verschiedenen Jahreszeiten, die aus den philosophischen Transactionen im Wittenbergischen Wochenblatte A. 1777. 33, 35 St. übersetzet ist.

nem Vorgebirge zum andern an den Küsten fliegen, und wurden durch Wind und Sturm etwas weit in die See getrieben. Europäische Vögel lassen sich von ähnlichen derselben Art in andern fernen Ländern nicht so leicht unterscheiden; so sehr kommen sie mit einander überein. Bey sehr vielen, von deren Wanderung man zuverlässig spricht, widersteht ihr natürlich niedriger Flug, ihre öftere und zum Fluge nöthige Ruhe, ihre Schwäche zu Aushaltung einer so grossen Ermüdung (c), ihre natürliche Einrichtung

(c) Man erzählet freilich von den Kranichen, daß sie in ihrem Zuge, wenn sie beym Anfange des Herbstes unsere nördlichen Gegenden verlassen, sich der Beschwerlichkeit sehr sinnreich entledigten. Denn sie versammelten sich in grosser Anzahl und stellten sich in zwo Linien, welche in einen Winkel zusammen laufen, an welchem sich einer von den Kranichen befindet, der die übrigen anführet. In dieser Figur verließen sie unsere Gegenden, und erhalten hierdurch den Vortheil im Fliegen, daß die Luft auf diese Art ganz leicht und ohne Beschwerde von einander getrieben würde. Zu noch mehrerer Erleichterung lege immer der nachfolgende seinen Kopf auf den Schwanz des voranfliegenden. Weil nun dieses der erste nicht thun könnte; so flöge er nach

richtung und Instinkt, niemals aus Lust, oder aus Vergnügen, sondern allein aus Noth zu fliegen, um das Futter zu suchen u. s. w. Und warum sollen eben blos zwey oder drey Beyspiele, die man nur von einer kleinen Anzahl auf

der

nach einiger Zeit, wenn er müde geworden, forne weg, und lege seinen Kopf auf den Schwanz des lezten, in der einen Reihe. Da hingegen rückte der, welcher ihm sonst am nächsten war, an seine Stelle, und führete nunmehr so lange den Flug, bis er seinem Nachfolger das Amt wiederum abträte, und sich wie der erste hinten anschlöße. — Allein, wenn auch alles dieses zweifelsfrey seyn sollte, so bleiben dennoch Schwierigkeiten genug, wie verschiedene behaupten. Denn der Weg bleibt aller dieser Erleichterungsmittel ohngeachtet zu weit, und zu beschwerlich. Verschiedene Neuere übertreiben durch ihren Witz die Beschaffenheit in dem Wandern und Wegzuge der Vögel. Z. E. daß sie sich im offenen Felde versammelten, Rathschläge zu ihren Zuge pflegten, das Gefolge durchmustertem, einen oder mehrere Anführer bestellten, welche die Ordnung, die Marschruthe, und die Rastrage bestimmen müßten. Auch sogar Büffon und Bonnet gehen in diesen Erzählungen zu weit.

der See erblickter Vögel beybringen kann, die ganze Sache ausmachen? Und in welchem andern Theile der Welt, wo diese Vögel irgend hingezogen seyn möchten, z. E. in den Asiatischen Ländern und Afrikanischen Küsten, werden sie denn während unsers Winters, als zahlreiche Fremdlinge angetroffen? da anjezt doch diese Gegenden ziemlich von Europäern durchstrichen werden, und sich viele ihrer Gewerbe wegen daselbst hin und wieder aufhalten. Barrington glaubt, daß die mehresten Vögel, die man aus England den Herbst als Strichvögel wegzuziehen glaubt; wie die Nachtigallen, Kuckucke, Schwalben, Finken, Schnepfen u. s. w. den Winter über in England bleiben, und sich nur verborgen halten; daß er sogar nebst seinen Freunden, verschiedene derselben zur Winterszeit aufgesucht und gefunden habe. Daher verschiedene Gelehrte dafür halten, es zögen die Vögel nur in benachbarte Länder, wenigstens soweit südlich, als es die für sie auskömmliche Witterung, und die daselbst vorgefundene hinreichende Nahrung erfodere. Und wenn man sie gleich in diesen Gegenden, wohin sie sich gewendet, nicht wahrnehmen sollte, so könnte es doch wohl seyn, daß sie sich daselbst in Wäldern, in Gebirgen, in abgelegenen Bezirken aufhiel-

aufhielten, wo man sie nicht bemerkte. Noch andere Gelehrte sagen, die mehresten Vögel pflegten sich in unwegsamen Oertern zu verbergen, in die tiefsten Thäler oder Klüfte von Gebirgen, um die Sümpfe, in warmen Waldungen und Gehölzen, in hohlen Bäumen und Gebüschen, in die Erdhölen; ja es lägen wahrscheinlich viel mehr Vögel, als man denken möchte, den Winter über in und unter der Erde, in einem ruhigen, ermatteten und fast gefühllosen oder betäubten Zustande verborgen und versteckt. Von da kämen sie bey warmer Frühlingswitterung mit einemmale in fliegenden Schaaren, und stellten sich als verreist gewesene Bewohner unserer Felder und Gegenden wiederum ein.

Was die zwote Frage betrift, nehmlich, warum die Vögel in die verlassenen Länder wiederum zurück, und sogar an die Oerter kommen, welche sie vorher inne gehabt haben; so glauben verschiedene Gelehrte, daß eben dadurch die Meinung bestätiget werde, die Vögel wären nicht weggezogen, sondern nur versteckt, wenigstens doch nicht weit entfernt gewesen. Zur Bestärkung dieser Meinung führt man an, daß solche Vögel, wenn man sie kurz nach ihrer Ankunft schießet, z. E. die Lerchen, sehr fett sind.

 Ja,

Ja, gesezt auch, spricht man, daß sie weggezogen gewesen, so kommen sie doch nur deswegen zurück, um ihrem Zeugungstrieb ein Genüge zu thun. Denn daß sie in den wärmern Strichen, wohin sie geflogen seyn sollen, nicht brüten, oder gebrütet haben, davon lassen sich verschiedene Gründe angeben. Es ist bekannt, daß alle Arten Vögel, Männchen und Weibchen, die zahmen Tauben ausgenommen, bald nach geendigter Brut einander verlassen, und sich eins ums andere nicht weiter bekümmern. Es ist also die Begierde, sich weiter zu begatten, auf einige Zeit in ihnen gänzlich erloschen. Die Paarung kann auch, nebst der Brut, in andern Ländern, während der Zeit nicht geschehen, weil alle diese Vögel, mit vollkommenen, unversehrten Federn wieder kommen, welches nicht seyn könnte, wenn sie mittlerweile gebrütet hätten. Denn durchs Brüten werden, wie bekannt, die Federn, sonderlich beym Weibchen, sehr abgenutzet, und darauf folget die Mauserzeit, welche im Jahre, auch bey den Vögeln, die hier bleiben, nur einmal geschiehet. Unterschiedene Vögel färben zur Zeit der Begattung und der Zeugungshitze ihre Federn und Schnäbel, z. E. der Finke, Hänfling, Staar u. s. w. welches so lange dauert, bis die Brut

zu

zu Ende ist, und gleich darauf das Maustern angehet; wo sie diese schönen Federn verlieren, und andere bekommen, die erst nach und nach, wenn das Zeugungsgeschäfte angeht, ihre Schönheit wieder erlangen. Aber die Vögel kommen alle mit ihren schön gefärbten Federn und Schnäbeln an, bringen auch ihren lieblichen Gesang gleich mit, wenn es auch noch so zeitig im Frühjahre ist. Daher urtheilet man mit Recht, daß sie währender Zeit nicht gebrütet haben. Endlich, wenn sich die verstrichenen Vögel in den entfernten Ländern vermehrt, und Junge gezeugt hätten, so müßten auch viele junge Vögel mit angezogen kommen, die man ganz sicher daran erkennen könnte, daß sie sich noch nicht gemaustert, und ihre Federn verloren hätten. So aber sieht man niemals ungemausterte, d. i. junge Vögel im Frühlinge ankommen, wie Kennern bekannt ist. Es müssen demnach die Vögel ihren Wiederstrich zu uns der Zeugung wegen anstellen.

§. 9. Mit der Erinnerungskraft der Thiere ist auch das Vermögen zu urtheilen verbunden.

Ich glaube nach den bisher angeführten Gründen berechtigt zu seyn, den Thieren nicht

allein eine Erinnerungskraft, sondern auch das Vermögen zu urtheilen, beylegen zu dürfen, und stimme daher der Lehre des Bonnets, wie auch einem andern Verfasser (d) bey, die mit der Erinnerungskraft der Thiere die Urtheilungskraft verknüpfen. Folgende Beyspiele, deren sie sich bedienen, sind doch fürwahr, meiner Meynung nach, überzeugend. „Bey einem Hühnerhunde hält der Schmerz der Schläge, an welchen sein Gedächtniß ihn erinnert, dem Vergnügen das Gleichgewicht, das er bey Verfolgung eines aufgejagten Hasens empfindet. Aus der Vergleichung dieser beyden Empfindungen entstehet das Urtheil, wornach er seine Handlung einrichtet. Zuweilen wird er von der lebhaften Empfindung des Vergnügens hingerissen; sobald aber öftere Schläge ihm das Andenken des Schmerzes tiefer einprägen, verliert das Vergnügen bey der angestellten Vergleichung. Er denkt über das Vergangene nach, und dadurch wird seinem Gedächtniß eine dauerhafte Idee von einer gewissen Verbindung zwischen einem Hasen, und den erlittenen Schlägen eingepräget. Mit der Zeit erhält diese Vorstellung eine so überwiegende Stärke, daß er

(d) In dem Dictionn. Encyclopedique.

er zulezt, beym Anblick eines Hasens, den Schwanz anzieht, und schüchtern zu seinem Herrn zurückkehrt. Durch die Gewohnheit, so oft einerley Urtheile zu fällen, erhalten endlich diese ein so natürliches Ansehen, daß man von der Ueberlegung nichts mehr bemerkt, wodurch solche Urtheile zu Grundsätzen geworden sind. Der Wolf dienet zu einem neuen Beyspiele. Denn der Geruch einer Lockspeise kann zwar einen alten Wolf nach einem Orte hinlocken, wo man ihm Fallen gelegt hat, allein jezt kömmt er näher hinzu. Seine Nase lehret ihn, daß in diesen Gegenden ein Mensch gegangen sey. (§. 3.) Dieser Gedanke scheint ihm Gefahr und Nachstellungen anzukündigen. Er bedenkt sich, kömmt nach einigen Nächten wieder in die Gegend, aus welcher ihn die Besorgniß einiger Gefahr entfernt hatte. Und woferne der Jäger nicht alle Kunstgriffe angewendet hat, einen solchen Wolf von Entdeckung der Falle abzuhalten; woferne der Wolf die mindeste Spur von Eisen entdeckt; so wird dieses durch Erfahrungen unruhig gewordene Thier durch nichts wieder sicher gemacht werden können. Endlich beweiset das Verfahren eines Fuchses, daß er seine Verrichtungen nach der Erinnerungskraft einrichte. In den Gegenden, wo er sich von

kleinem Wilde nähren kann, vermeidet er sorgfältig die bewohnten Plätze. Nur, wenn ihn die Noth antreibt, nähert er sich den Wohnungen der Menschen. Das Bewußtseyn und die Erinnerung der Gefahr reizt ihn unter solchen Umständen zu einer verdoppelten Vorsicht. Er schleicht unter dem Schutze der Nacht an Hecken und Gebüschen. Er weiß wohl, daß ein Huhn ihm wohl schmecken würde, aber das Gedächtniß erneuert auch in ihm die Vorstellung von Hunden und Schlingen. Die Verbindung dieser Ideen bestimmt und leitet seinen Gang. Bald halten ihn die leztern furchtsamen Vorstellungen auf, bald beschleuniget die erstere angenehme Idee seinen Weg, nachdem die Umstände der einen oder der andern Erinnerung ein Uebergewicht in der Lebhaftigkeit ertheilen. Ein entferntes Bellen eines Hundes ist hinlänglich, ihn in seinem Lauf anzuhalten. Er siehet jezt in Gedanken alle Gefahren vor sich, denen er zu verschiedenen Zeiten unterworfen gewesen. Sobald der Anbruch des Tages sich nähert, tritt die lebhafteste Raubbegierde an die Stelle der vorsichtigen Schüchternheit. Die Noth macht ihn beherzt, er eilt der Gefahr entgegen, weil er überzeugt ist, daß die Ankunft des Tages

noch

noch grössere Gefährlichkeiten drohet.“ (e) Der Hirsch ist ebenfalls ein belehrendes Beyspiel von der Urtheilungs- und Erinnerungskraft der Thiere. Denn wenn er oft in seinem Reviere beunruhiget worden, so wendet er, um dieses verborgen zu halten, eine Kunst an, die von einem ausgezeichneten Gedächtniß und einer Achtsamkeit, die den menschlichen Ueberlegungen sehr nahe kommt, zeuget. Er wechselt oft die Gebüsche nach Beschaffenheit des Windes, um alles desto besser durch die Witterung und durchs Gehör ausspüren zu können, was sich etwan von aussen zu seiner Gefahr nahen möchte. Anstatt zurück zu kehren, und sich gerades Weges nach seinem Bette zurück zu begeben, macht er oft falsche Umwege. Bald flieht er in den Wald, bald kömmt er wieder hervor, und macht sich eine Menge verführerischer Kreuzwege. Ohne einen gegenwärtigen Gegenstand der Beunruhigung spielt er eben die List, deren er sich bedienen würde, um der Verfolgung der Hunde zu entkommen, wenn er merkte, daß sie ihm nachsezten. Diese Vorsicht ist

 ein

(e) Siehe Büffons allgemeine Naturgeschichte nach Martini Uebersetzung, 7 Theil. S. 135. f.

ein Beweiß von Vorfällen, die ihm schon bekannt sind, und einer ganzen Reihe von ehemaligen empfundenen Ideen. Zwar will ich nicht behaupten, daß er so wie Menschen über die ehemaligen Sensationen raisonnire, aber die Wirkung ist von eben der Beschaffenheit, als wenn er folgende Ueberlegungen angestellet hätte: Ein Hund, der von einem Menschen angeführt wurde, hat mich oftmals zur Flucht gezwungen, und hat mir lange auf der Fehrde nachgesetzet, Meine Fehrde muß ihm also bekannt seyn. Was schon so oft geschehen ist, kann sich auch heute wohl zutragen, ich muß mich also heute mit Vorsicht vor dem hüten, was mir schon öfter wiederfahren ist. Ohne zu wissen, wie man es anfängt, meine Fehrde zu entdecken, und ihr nachzugehen, vermuthe ich, daß ich vermittelst einer falschen Wechselung meine Verfolger von der richtigen Fehrde werde abbringen können. Ich muß also verstellte Kreuzwege machen, um mir durch Verbergung der richtigen Fehrde sichere Ruhe zu verschaffen. (f)

Die

(f) Siehe Berlinisches Magazin, oder gesammelte Schriften und Nachrichten für die Liebhaber

Die bisher angeführten Beyspiele sollen theils die Erinnerungskraft, theils das Vermögen zu urtheilen ins Licht stellen. Da aber so grosse und angesehene Gelehrten, wohin besonders Reimarus (g) gehört, sowohl die wahre Erinnerungskraft, als das Urtheilungsvermögen den Thieren gänzlich absprechen, so erfodert meine Pflicht, diese Gegengründe zu prüfen. In Ansehung der Erinnerung habe ich bereits oben meine Gegengründe ausgeführet, daher bleibe ich blos beym Urtheilen stehen. Er glaubt: „wenn wir urtheilen, die Bäume werden grün, so habe doch ein Thier weder von dem Baume, noch von dem Grünen eine besondere Vorstellung, oder einen Begrif, und könne also beyde Vorstellungen nicht mit einander vergleichen, oder eins dem andern zuschreiben, oder absprechen; sondern es fliesse beydes, Baum und seine Grünigkeit in ein einzige sinnliche Vorstellung zusammen. Das Thier stellt sich nur verschiedene Dinge zugleich vor, und die verknüpfte Vorstellung verschiedener

haber der Arzneywissenschaft, Naturgeschichte, und der angenehmen Wissenschaften überhaupt. Berlin 1765. 1 B. S. 395. f.

(g) Am a. O. §. 22. §. 122. n. 16 — 18. &c.

dener Gegenstände habe nur eine Analogie mit unsern Urtheilen, womit sie nach ihren Bedürfnissen zurecht kommen könnten. Einem Vogel mache es zu seinem Nisten eben den Eindruck, als ob er urtheilte, nun werden die Bäume grün." — Ich gebe zu, daß die Thiere keine raisonnirende und durch Entwickelung der Ideen gefolgerte Urtheile bilden, d. i. sie verbinden nicht abstrakte, allgemeine oder gemeinschaftliche Subjekte und Prädikate. Allein sollten sie sich nicht die in die Sinne wirkende Objekte vorstellen (§. 3. 5. 6.) folglich die sinnlichen Subjekte und das, was ihnen zukommt, in wiefern, man es ebenfalls durch die Sinnen wahrnimmt? Ein Vogel siehet doch den Baum, er siehet das Grüne, das vorher fehlte, er weiß auch, wann ehemals dies beydes verbunden war, so machte er sein Nest auf den Baum rc. Daher fühlt er bey sich einen Trieb, eine Neigung, wiederum sein Nest zu bauen. Dieses sind blosse sinnliche Urtheile (judicia singularia) die dem Viehe noch lange nicht eine Gleichheit mit den Urtheilen der Menschen geben in welchen allgemeine Ideen verknüpft werden. Freylich wird der Vogel das Urtheil: der Baum ist grün, sich nicht nach dem Kapitel von Sätzen und Ur-

thei-

theilen in der Logik vorstellen, und denken, der Baum ist die Hauptidee, der das Grüneseyn zukömmt. Er gedenket sich aber doch die Verbindung des Subjekts und Prädikats durch Hülfe der Sinne, und dies ist so gut, als urtheilen. Zwar sagt Reimarus: (h) „Es ist falsch, daß wir schon Begriffe von einzelnen Dingen hätten, ehe wir die allgemeine Aehnlichkeit und Verschiedenheit der Dinge durch abgesonderte Vergleichung eingesehen, falsch, daß eine jede Vorstellung eines Dinges, nach einem klaren und deutlichen Eindrucke in gesunde sinnliche Werkzeuge, oder eine jede Beachtung des Eindrucks, oder auch jedes Kennen eines Dinges an einerley Eindruck und Empfindung, schon ein Begrif von dem Dinge sey. Unsere zarten Kinder zeigen das Gegentheil, welche die Amme, die Brust, die Milch nach einerley Empfindung des Anschauens, Gehörs und Geschmackes kennen, ehe sie noch Begriffe haben." Dabey führt er auch den blindgebornen Engländer an, welchem Cheselden den Staar benommen, der verschiedene Gemälde und Bildnisse gesehen, und doch erst nach 8 Wochen inne wurde, daß sie

Kör=

(h) Am a. O. S. 268.

Körper, und welche sie vorstellten. (i) Dieser hatte ja in diesen 8 Wochen, wie Reimarus glaubt, keinen Begrif von jedem einzelnen Gemälde, das er vor Augen gehabt, er hatte nichts dabey gedacht. — Ich zweifle aber sehr, daß diese angeführten Gründe meiner Behauptung Eintrag thun sollten. Sollte nicht Reimarus eine zu sehr eingeschränkte oder enge Vorstellung mit dem Worte Begrif verbinden? Ich verstehe unter Begrif, jede Idee, Gedanke, Vorstellung, deren ich mir bewußt bin, d. i. die ich von andern Vorstellungen unterscheiden kann. Und nach dieser Erklärung behaupte ich, daß auch kleine Kinder Begriffe von der Brust ꝛc. haben, so wie Cheselden allerdings auch Begriffe von den verschiedenen Bildern hatte, die er sahe, wenn er gleich noch nicht wußte, was für Gegenstände sie vorstellten. Es gieng ihm eben so, wie einem Menschen, der verschiedene Worte liest, verschiedene Schälle hört, dennoch aber die Bedeutungen davon nicht weiß. Demohngeachtet hat doch der Mensch klare Vorstellungen von den Worten und Schallen, er unterscheidet sie, obschon nicht

(i) *Philos. Trans.* n. 402. p. 447. Abridgment an. 1720 — 1732. by Reid and Gray. Lond. 1733. 4. P. IV. p. 42. sq.

nicht ihre Bedeutungen. Wenn man freylich unter dem Worte: Begriffe, dasjenige versteht, was Lambert (k) darunter verstanden hat, so will ich gern zugeben, daß weder Cheselden, noch Kinder, vielweniger ein Vogel, Begriffe mit allen durch die Sinne empfangenen Eindrücken verknüpft habe. Denn er nimmt das Wort in der eingeschränkten Bedeutung, nach der es so viel anzeigt, als genau, der wahren Beschaffenheit des Gegenstandes entsprechend sich etwas vorstellen, oder sich eine Sache so vorstellen, das man sie für das ansiehet, was sie ist, daß man sich darein finden, sich darnach richten, sie jedesmal wieder erkennen kann, ꝛc. (l) Allein solche Begriffe sind auch zu den Urtheilen nicht erfoderlich. Cheselden konnte gewiß urtheilen: das eine Bild, das die eine Art Körper vorstellte, sey nicht das andere Bild, das eine andere Art Körper darstellte. Eben so kann auch wohl ein Thier urtheilen. Es scheint demnach der Streit auf einen Wortstreit hinaus zu laufen. Wenn ferner Reimarus sagt: Bey dem Thiere fliesse die Vorstellung des Subjekts

(k) In seinem Organon. S. 1. f.

(l) Siehe mein kritisch-historisches Lehrbuch der theoretischen Philosophie. Log. S. 53.

jekts und Prädikats in eine einzige sinnliche Vorstellung zusammen, folglich bilde das Thier kein Urtheil; so kann dieses weiter nichts bedeuten, als daß die Thiere das Subjekt und das Prädikat als eine zusammengesezte Idee denken, so wie die Menschen oft Subjekt und Prädikat in ein zusammengeseztes Wort ausdrücken. Z. E. Ich denke: der Baum ist grün, dies drückt der Mensch auch so aus: Ich denke einen grünen Baum. Ferner, ich denke: der Degen ist von Silber, dies ist eben so viel, als wenn ich sagte: ich denke einen silbernen Degen. Ist denn aber ein solches zusammengesetztes Wort nicht wirklich ein Saz, ein Urtheil? (m) Eben so ist es mit der zusammengesezten Idee, die ein Vogel denkt. Sollte es nicht gleich viel seyn, ob ich sage, der Vogel stellt sich einen grünen Baum vor, oder: der Vogel denkt sich einen Baum, der grün ist. Beydes nenne ich, dem Sinn und Verstande nach, ein Urtheil.

§. 10.

(m) Die Logiker nennen es auch einen kryptischen Saz, wo das Verbindungswort ausgelassen worden, (propositionem crypticam omissa copulæ.)

§. 10. Merkwürdige Beyspiele von Thieren, die das Gedächtniß derselben beweisen.

Es fehlet nicht an Beyspielen, die, wenn sie historisch als wahr angenommen werden, ein ganz außerordentliches Gedächtniß bei den Thieren an Tag legen. Ich will verschiedne hier anführen, für deren Gewißheit ich zwar nicht haften kann, da ich sie nicht selbst erfahren habe, die aber doch von solchen Schriftstellern aufgestellet werden, denen man die Glaubwürdigkeit abzusprechen nicht befugt ist. Außerdem glaube ich auch deswegen mich auf selbige berufen zu können, weil die mehresten die thierischen Seelenkräfte nicht übersteigen, wie ich bey den Exempeln selbst zeigen werde.

Zuerst will ich einige merkwürdige Handlungen von Hunden aufstellen. Ein ungenannter philosophischer Schriftsteller (n) führet ein Bei-

(n) In den Gedanken über die Seele des Menschen und Muthmaßungen über den Zustand derselben nach dem Tode, meistens auf Erfahrung gegründet, in vier Theilen, nebst einem Anhange von den übrigen denkenden Wesen. Berlin und Leipzig 1777. Zweyter Band. S. 193. Not. d.

Beyspiel an, das uns beweiset, die Thiere erinnern sich auch der Beleidigungen, die man ihnen zugefüget hat, und geben ihren Zorn gegen den Beleidiger zu erkennen. „Ich war, sagt dieser Schriftsteller, im Jahr 1731 zu Angers auf der Akademie, mit einem Baron von Rackenitz. Wir wohnten vor dem Thore, hielten uns aber nicht weit davon entfernt, etliche Wochen lang in einem Gartenhause im Felde, einer Kur wegen auf. Einstens blieb ich spät allein in der Stadt, und gieng erst Nachts um 1 Uhr, ganz allein nach Hause. Der Stadtpförtner öfnete mir das ihm anvertraute, nur verriegelte kleine Pförtchen; warnte mich aber wohlmeinend, daß ich mich vor dem Stadthund, der kürzlich durchgegangen wäre, in Acht nehmen möchte. Er verstand unter diesem Stadthund ein Gespenst, welches der Sage nach, um Mitternacht da zu wandern pflegte. Ich dankte ihm und gieng fort. Mein Weg führte mich über einen etwas langen Wall, linker Hand, der außer dem verfallenen Stadtgraben hinläuft, und nicht mehr, als etliche Schritte breit ist. Kaum war ich etwan hundert Schritte darauf fortgegangen, so fand ich etwas quer über den Weg liegend; pechschwarz, wie es wegen der dunkeln, doch etwas sternhellen Nacht schien.

Ich stuzte, sonderlich wegen der neuerlichst empfangenen Warnung des Thorwärters. Ich dachte, es muß diese Erscheinung entweder der spuckende Stadthund oder ein Betrunkener seyn. Ich schrie das Ding an. Aber keine Antwort. Ich näherte mich, konnte aber nichts erkennen. Keinen andern Weg hatte ich nicht, sondern mußte hindurch, deswegen zog ich meinen Degen, um auf jedem Fall zur Vertheidigung bereit zu seyn, stach auch, doch so sachte, als ich konnte, darauf. Kaum mochte ich es berührt haben, so sprang das im Wege liegende Ding auf, gerade gegen die Spitze der Klinge, heulte und machte sich fort. Morgens darauf gehe ich, wie gewöhnlich, gegen eine benachbarte Mühle spazieren, auf einmal fällt mich zu meiner Verwunderung der Mühlenhund grimmig an, mit dem ich sonst bekannt, und von ihm sehr wohl gelitten war. Der Müller war eben vorm Hause, verwunderte sich über das Verfahren des Hundes, und hielt ihn zurück. Wir frugen einander beyde, woher diese Begegnung des Hundes kommen möchte. Die nächtige Abentheuer fiel mir ein. Wir besichtigten den Hund, und fanden, daß er am rechten Schenkel leicht verwundet war. Also ergab sich, daß es eben der Hund war, der die vorige Nacht, um

ein Uhr unter der schadhaften Schwelle des übel verwahrten Stadtthors mußte durchgegangen seyn, und hernach über dem Wege gelegen, über den ich gehen mußte. Auf solche Art war auch der Aberglaube des Pförtners wegen des Stadtgespenstes aufgelößt. — Erhellet nicht aus diesem Beyspiele, daß der Hund aus gerechter Rache seinen Beleidiger angefallen, und daß er sich der vorher von ihm empfangenen Beleidigung erinnert habe?

Ein noch weit auffallenderes Beyspiel von dem Gedächtniß eines Hundes, wie auch von der Rachbegierde, wegen einer seinem Herrn zugefügten Beleidigung, wird von verschiedenen Schriftstellern erzählet (o). Es ist folgendes: Unter der Regierung Carls V. Königs in Frankreich, trug sich zu, daß ein gewisser Aubri, von Montdidier, ganz allein mit seinem Hunde durch den Wald bey Bondi gieng. Daselbst wurde er angefallen, todt geschlagen und unter einen Baum verscharrt. Sein Hund hielt sich einige

Tage

(o) Es wird in dem Dictionnaire d'Anecdotes, Paris 1767. unter der Rubrik: Instinct des Animaux, aus den historischen Versuchen über Paris erzählet.

Tage lang auf dem Platze auf, und gieng nicht eher von der Stelle, bis ihn der Hunger dazu antrieb. Er kam nunmehro nach Paris zu einem vertrauten Freunde des Aubri, und schien durch sein trauriges Geheule den Verlust zu verkündigen, den sie erlitten hätten. Nachdem er gefressen hatte, fing er wiederum zu winseln an, lief nach der Thüre, und sahe sich um, als wollte er erforschen, ob man mit ihm käme. Da dies nicht geschahe, lief er wieder zu dem Freunde seines Herrn, zog ihn beym Rocke, als ob er ihm sagen wollte, daß er mit ihm gehen möchte. Die seltsamen Handlungen des Hundes, die Ankunft desselben, ohne seinen Herrn, den er sonst nie verließ, das Außenbleiben des Herrn selbst, und vielleicht die Strafgerechtigkeit Gottes, die dergleichen Verbrechen nicht lange unentdeckt läßt; alles dieses machte, daß man endlich mit dem Hunde gieng. Sobald er zu dem Baume kam, wo sein erschlagener Herr vergraben lag, fieng er wieder an zu heulen, scharrte in die Erde, als ob er zu verstehen geben wollte, daß man an diesem Orte nachgraben sollte. Man that es, und fand den Körper des erschlagenen Aubri. Einige Zeit darnach traf der Hund von ohngefähr den Mörder an, den alle Geschichtschreiber den Ritter

Macair nennen; der Hund packte ihn an, und man hatte alle Mühe ihn loszubringen. So oft er ihn antraf, fiel er ihn auf ähnliche Art und mit gleicher Wuth an. Die Erbitterung des Hundes gegen diesen Mann wurde für etwas außerordentliches gehalten. Man erinnerte sich der großen Treue, die er gegen seinen Herrn gehabt hatte, und zu gleicher Zeit verschiedener Gelegenheiten, bey welchen der Ritter Macair Beweise seines Hasses gegen den Aubri von Montdidier gegeben hatte. Einige andere Umstände vermehrten den Verdacht. Der König, der von allen Reden, die man darüber führte, benachrichtiget wurde, ließ den Hund holen, der so lange ganz ruhig war, bis er unter dem Haufen von ohngefähr zwanzig andern Hofleuten den Macair ansichtig wurde, den er sogleich anboll, und auf ihn zufuhr. Es war zu der damaligen Zeit gewöhnlich, daß der Ankläger und der Angeklagte mit einander auf einen Zweykampf herausgehen mußten, wenn die Beweise nicht entscheidend waren. Man nennte diese Duelle Gottesurtheile (Ordalien) weil man glaubte, der Himmel werde eher ein Wunder thun, als die Unschuld unterdrücken lassen. Der König, dem alle die Anzeigen, die wider den Macair zusammen kamen, merkwürdig schienen, befahl,

daß der Ritter mit dem Hunde einen Zwey-kampf halten sollte (p). Der Platz dazu wurde auf der Insel Notredame bestimmt, welche damals noch ganz wüste und unbewohnt war. Macair hatte zu seiner Vertheidigung einen grossen Stock, und der Hund ein offenes Faß, aus welchem er seine Anfälle thun, oder in welches er sich zurückziehen konnte. Man ließ ihn los; sogleich drehete er sich um seinen Gegner herum, wich seinen Schlägen aus, und fuhr bald von der einen, bald von der andern Seite auf ihn zu, bis er Gelegenheit fand, an ihn hinan zu springen. Er faßte ihn bey der Kehle, riß ihn zu Boden, und nöthigte ihn, in Gegenwart des Königes und des ganzen Hofes sein Verbrechen zu gestehen. Das Andenken dieses Hundes verdiente durch ein Monument auf die Nachwelt gebracht zu werden, welches auch noch über dem Kamine des grossen Saals im Schlosse zu Montargis zu sehen ist. — Wenigstens wird man doch bey dieser Geschichte zugeben, daß alle Handlungen dieses Hundes, aus welchen man Veranlassung bekam, den ermordeten Leichnam

(p) Dieser Umstand scheinet freylich sehr unwahrscheinlich zu seyn. Wenn man aber auf die damaligen abergläubischen Meinungen Rücksicht nimmt, so wird die Geschichte eben nicht als ganz unschicklich zu verwerfen seyn.

des Aubri zu entdecken, wie auch der Zorn dieses Hundes gegen den Mörder Macair, keine Ueberspannung der Seelenkräfte eines Hundes erheische, weil er alles, was er that, vermittelst seines Geruchs und Gesichts bewerkstelligen konnte.

Guer (q) und aus ihm Delacroix (r) erzählen eine ähnliche und zwar folgende Begebenheit. Im Jahr 1718 war ein Papierhändler von Marseille nach Toulon gegangen, um Papier einzukaufen, und ward auf seiner Rückkehr in dem Holze zu Cogniou, das zwischen diesen beyden Städten liegt, ermordet. Unerachtet der Nachforschungen, die der Sohn und die Wittwe desselben thun liessen, gaben sie doch endlich die Hofnung auf, seinen Tod zu rächen, weil sie nicht glaubten, den Urheber ihres Unglücks zu entdecken, der das Elend und die Armuth der ganzen Familie verursacht hatte. Inzwi-

(q) In seiner kritischen Geschichte von der Seele der Thiere. (Histoire critique de l'ame des bêtes.)

(r) In dem Taschenbuch für Naturliebhaber, oder Anekdoten von den Handlungen und Sitten der Thiere. St. Petersburg, bey Logan, 1782. S. 191.

zwischen geschah es, daß der Sohn eines Tages von ungefähr in ein Ballhaus trat, wo verschiedene Personen versammelt waren, theils zu spielen, theils Zuschauer des Spiels abzugeben. Der Hund seines erschlagenen Vaters war bey ihm, und solcher gieng mit aller Wuth auf einen von denen los, welche die Raquette hielten. Die Spieler liefen sogleich hinzu, dem Angefallenen zu helfen. Man schlug den Hund, man zog ihn, und wollte ihn wegreissen, allein er schien unempfindlich zu seyn, und verdoppelte seine Wuth. Man rufte den Herrn des Hundes, der auch den Hund zu sich rief, und mit Mühe zu sich riss. Er schallt und drohete ihm, der Hund schien sich zu besänftigen, allein einen Augenblick nachher wurde der Grimm des Hundes beym fernern Anschauen seines Feindes vermehret, er sprang von neuem auf ihn zu, und ließ ihn nur aus Gehorsam gegen die Stimme seines Herrns wieder los. Ein Kaufmann, der dieses Schauspiel mit ansahe, sagte hierauf leise zu dem Sohn des Papierhändlers: hatte ihr Vater den Hund mit, wie er die unglückliche Reise that, die ihm das Leben kostete? Ja, antwortete dieser, er kam sogar nach Hause, ehe wir von dem Unglück, das ihm zugestossen war, das geringste wußten. Während dieser geheimen

Unterredung hielt der Herr seinen Hund am Halsbande fest, und dieser hatte seine Augen unverwandt auf den Ballspieler gerichtet, und suchte an ihn zu kommen. Die anhaltende Verbitterung des Hundes erregte Verdacht. Laßt uns hinaus gehen, sagte der Kaufmann zu seinem Freund. Dieser Vorfall bringt mich auf Gedanken, die ich ihnen hier nicht mittheilen kann. Sie giengen hinaus. Ihre Unterredung hatte zum Gegenstande, daß die Erbitterung des Hundes vielleicht ein Anzeigen sey, der Ballspieler sey der Mörder des Papierhändlers, weil sich die Sache eben so zu verhalten scheine, wie mit dem Macaire und Aubri. Sie giengen zu dem Kommissär, und erzählten ihm den Vorfall, samt ihren Gedanken, und letzterer begleitete sie mit einer Wache nach dem Ballhause. Der Spieler hielte die Raquette nicht mehr, sondern ruhete aus, indem ein anderer aufgetreten war. Der Hund ward ihn sogleich gewahr, und erkannte ihn unter dem ganzen Haufen der Zuschauer. Er sprang von neuem auf ihn los, und dies bewog den Kommissär, den Verdächtigen in Verhaft zu nehmen. Er bekannte sein Verbrechen, ehe er noch ins Gefängniß gesezt war.

Aelian gedenkt ebenfalls einer sehr ähnlichen Begebenheit. Denn als Pyrrhus, König von Epirus, einstmals verreiste, traf er einen Hund bey dem todten Körper seines Herrn an, und vertheidigte selbigen sorgfältig. Er hatte schon drey Tage Hunger und Durst ausgestanden. Pyrrhus ließ den Körper eingraben, auch dem Hunde genugsames Fressen geben, der auch dagegen eine Zuneigung gegen ihn faßte. Kurz nachher ward dieser Hund, der sonst von einem sehr sanften Naturell war, bei Gelegenheit der Musterung, die der König über seine Armee hielt, die Mörder seines Herrn gewahr, und auf einmal so wüthend und beissig, daß es nicht möglich war, ihn zu halten. Er lief von dem Monarchen zu den Mördern, und von diesen wieder zu dem Monarchen, als ob er ihn um Gerechtigkeit gegen sie anflehen wollte, hörte auch nicht auf, sie mitten unter dem Haufen der Soldaten zu verfolgen. Der König ließ sie in Verhaft nehmen, sie gestanden ihr Verbrechen, und rechtfertigten die Anklage des Hundes vollkommen. — Mußte also dieser Hund sich nicht erinnern, daß diese Soldaten seinen Herrn umgebracht hatten? Nur muß man nicht aus dieser und der vorigen Geschichte mehr folgern, als in selbiger liegt. Ich behaupte nicht, wie ver-

schiedene thun, daß der Hund durch sein Anbellen und Anfallen die Mörder anzeigen wollen; daß er die gegenwärtigen Personen ermahnen wollen, die Mörder zu strafen; sondern sein Gedächtniß rufte nur die von Mördern begangene That, wodurch er sich für beleidiget hielt, wiederum zurück, erregte aufs neue seinen Abscheu und Zorn, den er an ihnen auslassen wollte. Obschon die dabey stehenden Menschen vermittelst ihrer Vernunft schlossen, es möchten die vom Hunde angefallenen Personen die Mörder seyn.

Daß auch die Hunde Rache gegen Diebe auszuüben suchen, und sich derselben erinnern, sie verfolgen ꝛc. beweisen verschiedene Beyspiele, wenn gleich manche Erzählungen übertrieben zu seyn scheinen. Dahin ich das Beyspiel des Plutarchs rechne, das er von einem Hunde zu Athen anführet. Es hatte sich nemlich ein Kirchenräuber in den Tempel Aesculaps geschlichen, und entwendete viele Kostbarkeiten, fand auch Mittel, unbemerkt und unentdeckt aus dem Tempel zu kommen, Der Hund, der den Tempel zu bewachen hatte, und Capparos hieß, that zwar seine Schuldigkeit im Bellen, da er aber keinen von den Bedienten des Tempels kommen sah, verfolgte er den Räuber, und setzte ihm

auf

auf seiner Flucht nach, und obschon ihn der Räuber mit Steinen warf, so sezte der Hund dennoch seine Verfolgung fort. Wenn es Tag wurde, gieng er nicht nahe bey ihm, sondern folgte ihm nur mit den Augen, und ließ ihn nie aus dem Gesicht. Warf er ihm Brod hin, so aß er es nicht; (s) legte er sich des Nachts schlafen, so blieb der Hund die ganze Nacht bey ihm; stand er des Morgens auf, weiter zu gehen, so machte sich dieser auch auf den Weg hinter ihm her. Wenn es sich zutrug, daß ihm Leute begegneten, so schmeichelte er ihnen, und wedelte mit dem Schwanze; den Dieb hingegen bellte er sehr rauh an. Sobald man den Raub entdeckte, spürte man dem Diebe nach. Die den Auftrag dazu hatten, und das Vorgegangene erfuhren, befragten sich bey denen, die sie auf dem Wege antrafen, wie groß der Hund, und von welcher Farbe er sey. Die darauf erhaltene Nachricht trieb sie an, dem Dieb desto hitziger und so lange nachzusetzen, bis sie ihn in der Stadt Crommyon erhaschten. Von da brachten sie ihn wieder nach Athen zurück: der Hund lief mit Freuden vor ihnen her, als ob er sich eine

(s) Dieser Umstand macht die Erzählung sehr verdächtig. Denn der Trieb zur Erhaltung ist der lebhafteste bey den Thieren.

eine Ehre daraus machte, die Gefangennehmung des Diebes bewirkt zu haben. Die Athenienser untersuchten die Wahrheit der Sache, und befahlen, daß der Hund mit einem gewissen Maaß Getreide auf öffentliche Kosten unterhalten werden sollte, und gaben den Priestern des Tempels Auftrag, daß sie, so lange der Hund leben würde, Sorge für ihn tragen sollten.

In Italien bedient man sich der Büffel zum Pflügen. In einigen Gegenden, sagt Valmont de Bomare, schickt man zahm gemachte Büffel in die Holzungen auf die Weide, wenn nun der Landmann zum Pfluge kommt, giebt er einem seiner Hunde ein Zeichen, in das Gehölz zu gehen. Dieser läuft hin, ergreift mit der größten Geschicklichkeit einen Büffel bey den Ohren, und bringt ihn, ohne ihn fahren zu lassen, nach seinem Herrn. Unter der Zeit, daß der Herr diesem das Joch auflegt, kehrt der Hund ins Holz zurück, und holt den andern, der neben jenem gehen soll. — Ist dieses wohl ohne Gedächtniß möglich?

Man erzählt noch weit auffallendere Handlungen von Hunden, die ich aber nicht als wahre adoptiren will. Ich will jedoch einige solche anführen, um andere zu ermuntern, künftig

auf

auf die Verrichtungen der Hunde aufmerksam zu seyn, ob sie vielleicht, wo nicht einerley, doch wenigstens ähnliche Handlungen wahrnehmen möchten. Ein Hund, der in einem Kloster gehalten wurde, soll den Menschen nachgeahmt haben, um sich Fressen zu schaffen. Es war nemlich in dem Kloster gebräuchlich, daß diejenigen, die etwas zu spät kamen, um Essen zu zu erhalten, an einem Glöckchen zogen. Da alsdann der Koch ihnen eine Portion durch einen Dreher herausschob. Der Hund gab auf dieses alles Achtung, weil er insgemein einige Knochen davon bekam, die für ihm eine Mahlzeit abgaben. Diese kleinen Ueberbleibsel waren für seinen Appetit nicht allemal hinreichend, indessen war er damit zufrieden. Eines Tages aber, da es nichts für ihn abgeworfen hatte, versuchte er selbst, das Glöckchen mit den Zähnen zu ziehen. Der Küchenjunge, der sich einbildete, es wäre jemand aus dem Kloster, schob eine Portion heraus; der Hund nahm dieses Versehen nicht übel, sondern machte sich gleich über dieselbe her. Das Mittel gefiel ihm, er machte es den folgenden Tag eben so, und fand nicht mehr für nöthig, auf andere zu warten. Der Koch aber bemerkte, daß man ihm eine Portion zu viel abfoderte, und beschwerte sich deswegen.

Man

Man fragte, man untersuchte, und fand endlich, daß es der Hund war.

Herr Delacroix (t) führt eine Begebenheit an, die von gar grosser Erkenntnißkraft der Hunde, besonders abgerichteter Hunde, zeigen würde, wenn sie als historisch wahr bewiesen werden könnte. Er sagt: „Eine Thatsache, so sich erst neulich vor den Augen der Hauptstadt auf dem Jahrmarkt von St. Germain zugetragen, beweißt auf eine ganz besondere Art, daß die Erziehung über die Thiere viel vermag. Ein gewisser Pachter wollte unter der Begleitung seines Hundes, das Vauxhall des Jahrmarkts sehen; man sagte zu ihm, sein Gefährte könnte nicht mit hineingehen. Daher bat er die Schildwache, ihn in Verwahrung zu nehmen, und versicherte ihm, das Thier würde nicht weglaufen. Der Pachter wurde eingelassen. Er sieht, er bewundert alles, was die Kunst und der Geschmack Schönes in diesem bezauberten Palast vereiniget hatte, den Schmuck und Kopfputz des Damen, die flatternde und eingebildete Mienen der süssen Herren, die verführerische Bescheidenheit

(t) In seinem Taschenbuch für Naturliebhaber. S. 162. f.

heit einer Menge junger Nymphen, die nach Blicken und Verbeugungen geizten, das Spielzeug der kleinen Buden und das Liebäugeln der hübschen Krämerinnen. So viele und schöne Gegenstände setzten ihn ausser sich. Er geht, er kommt wieder, er steht still, kehrt noch einmal zurück, und entreißt sich endlich diesem glänzenden Aufenthalte mit der größten Mühe. Er findet seinen Hund an der Thüre, wird aber in demselben Augenblick auch gewahr, daß er seine Uhr nicht mehr hat. Ueber sein Unglück erstaunt, ist niemand da, den er seine Noth klagen könnte, er entdeckt sich daher der Schildwache, und sagt, wenn der Dieb auf dem Jahrmarkt wäre, so zweifle er nicht, daß sein Hund ihn erkennen würde. Zugleich bricht er in Lobeserhebungen über seinen Hund aus, erzählt seine Gaben und Eigenschaften. Die Schildwache beredet ihn, einen Versuch zu machen. Er ruft seinen Hund, giebt ihm zu verstehen, daß er seine Uhr verloren habe, und befiehlt ihm, sie zu suchen. Nachdem das Thier seinen Herrn berochen hat, (u) schießt es wie ein Pfeil davon, und

(u) Daß die Hunde ausserordentlich feinen Geruch haben, ist oben §. 3. gezeigt worden, es scheint

und läuft zur Rechten und zur Linken in alle Zugänge zum Marktplatze. Es währt nicht lange, so sieht man es mit Bezeugungen von Freude, die mit Unruhe untermengt sind, zurückkehren, es macht ein leichtes Gebelle, zieht seinen Herrn beym Rock, läuft einige Schritte vorwärts, und kommt dann gleich wieder zurück, um ihm gleichsam zu sagen, daß er ihm folgen möchte. Man thut seinen Willen, und sieht den Hund vor einem gewissen Herrn still stehen, der sehr wohl gekleidet ist, und seine Augen in allen Buden herum gehen läßt. Man ruft das Thier; aber vergebens; es bleibt auf seinem Standort und widersetzt sich dem Vorbeygehen blos dieser einzigen Person, die seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen schien. Die Stösse und Drohungen derselben sind nicht vermögend, es von sich abzubringen. Diese so ausserordentliche Umstände werden der Schildwache berichtet, und diese macht sie einem Policeybedienten kund. Man nimmt diesen Herrn, den der Hund nicht einen Augenblick verlassen hatte, in Verhaft, und bringt

scheint aber dennoch in dieser Geschichte der Geruch des Hundes allzu ausserordentlich zu seyn, wenn er dadurch den Dieb entdeckt haben sollte.

bringt ihn seiner Einreden und des wichtigen Ansehens, das er sich zu geben weiß, ohngeachtet, vor einen Kommissär. Der Hund und sein Herr begleiten ihn dahin, und bleiben wohlbedächtlich an der Thüre stehen. Inzwischen durchsucht man seine Taschen, und findet acht Uhren und zwölf Dosen darinn. Diese Sachen werden verschlossen, und bey Seite gesetzt. Man läßt den Pachter herein kommen, selbiger giebt von seiner Uhr eine genaue Beschreibung, und bittet den Kommissär, seinen Hund noch einmal handeln zu lassen. Auf seine Bitte werden die Uhren in eine nah gelegene Kammer getragen. Dann befiehlt der Herr seinem Hunde, die seinige herzuholen. Der Hund fliegt gleichsam dahin, und bringt wirklich diejenige zurück, die bezeichnet worden war.“ —

Hirsche kann man fast eben so abrichten, wie Hunde. Ich habe selbst einen Hirsch folgende Kunststücke machen sehen. Er sprang durch viele aufgerichtete Reife, grüßte mit dem Kopfe die Anwesenden, schlug mit dem Fusse sovielmal, als Personen gegenwärtig waren u. s. w. Freilich geschah alles durch Winke seines Herrn und Lehrmeisters, inzwischen erhellet doch daraus, daß er sich erinnerte, was er auf die gegebenen

Zeichen zu thun habe. Herr Delacroix (x) erzählet auch ein hieher gehöriges Beyspiel. Es heißt bey ihm: Wie ich vor zwey Jahren zu Compiegne war, führten mich sehr liebenswürdige Verwandtinnen zu einem Deutschen, der einen Hirsch besaß, von dem man erstaunliche Dinge erzählte. Kaum hatten wir in einem Saal, der ziemlich groß war Plaz genommen, so führte man besagtes Thier herein, ich erkannte es an seinem Geweihe für einen Hirsch von zehn Enden. Er hatte einen freyen und schönen Wuchs, eine majestätische Stellung, ein munteres, aber durch Mienen der Sanftmuth gemildertes Auge. Der erste Zug der Erziehung, wodurch er sich ankündigte, war dieser, daß er sogleich die ganze Gesellschaft grüßte, indem er den Kopf verschiedenemal sehr ehrerbietig neigte, und nachher jeder Person eine besondere Verbeugung machte. Diese Ankündigung ermangelte nicht, uns sogleich für den Bewohner der Wälder einzunehmen, so wie es uns zu gehen pflegt, wenn eine junge Person sich mit Bescheidenheit und Anstand darzustellen weiß, und wenn ich nicht seine Geschicklichkeit, die

(x) In seinem Taschenbuch für Naturliebhaber ꝛc. Petersburg 1782. S. 168. f.

die schönste, jüngste, ferner die älteste Person von den übrigen der Gesellschaft zu unterscheiden, bewunderte; so legte ich wenigstens der Genauigkeit seiner Bewegungen, die durch eine Miene oder Wort von seinem Herrn ihre Richtung erhielten, grosse Lobeserhebungen bey. Alles, was nur der am besten abgerichtete Hund zu thun im Stande ist, sahen wir auch diesen Hirsch thun. Er trug einige Zeit zwey kleine Leuchten im Munde herum, die an den beyden Enden eines Stocks angebunden waren. Er grüßte und neigte sich auf verschiedene Arten. Man verband ihm die Augen, und er legte sich bey dem Geräusch einer Trommel, auf der ein Generalmarsch geschlagen wurde, auf die Knie, und streckte den Kopf auf die Erde. Sobald er aber das Wort Gnade aussprechen hörte, sprang er plötzlich auf. Er neigte sich just so oft, als eine Person, die die Würfel auf die Trommel warf, Augen hatte. Er drückte vermittelst eines kleinen Stricks, den er mit seinen Zähnen anzog, ein Pistol los; er feuerte ohne das geringste Zeichen des Schreckens oder Erstaunens zu geben, mit einer Lunte, die an seinem rechten Fuß befestigt war, eine kleine Kanone ab; er sprang verschiedenemal mit der äussersten Behendigkeit durch einen Reif, den sein

Herr Mannshoch in die Höhe hielt. Zulezt endigte er das Schauspiel damit, daß er eine Hand voll Haber von der Trommel fraß, während daß ein Knecht aus allen Kräften darauf schlug.

Von Pferden sind ebenfalls Exempel bekannt, daß sie durch Abrichtung mit Hülfe des Gedächtnisses bewunderungswerthe Verrichtungen unternehmen. Herr le Gendre gedenkt eines kleinen bräunlichen Pferdes, das sechs Jahr alt war, einige Zeit in Frankreich herumgeführt, und im Jahr 1732 auf dem Markt St. Germain gezeigt wurde. Unter andern Kunststücken, die von seiner Gelehrigkeit und seinem Fleisse zeugten, und mit einer ausserordentlichen Vollkommenheit von ihm ins Werk gerichtet wurden, konnte es auch durch Aufschlagen mit dem Fuß auf die Erde, die Anzahl der Augen angeben, die auf dem Kartenblatte befindlich waren, welche ein Mensch aus einem Spiel Karten ausgezogen hatte. Auch schlug es mit dem Fuß sovielmal auf die Erde, als eine Uhr Stunden wieß, und drückte die Viertelstunden, wie eine Repetiruhr, durch kleine verdoppelte Stösse aus. (y) Sein Herr

(y) Ich weiß wohl, daß dies alles durch Zeichen des Meisters bewirkt worden, es bleibt aber

Herr sammelte verschiedene Goldstücken von verschiedenen Personen der Versammlung ein, mischte sie durch einander, und warf sie dem Pferde in einem Schnupftuche hin; es nahm selbiges in dem Mund, und brachte jedem das Stück hin, so er hergegeben hatte. (z) Ich habe selbst ähnliche Kunststücke von einem Pferde mit angesehen.

Der Abt Prevost giebt auch ein Beyspiel vom Gedächtniß der Pferde. In einem Flecken Grumblin, nicht weit von Dublin, spricht er, hatte ein Herr sein Pferd schneiden lassen, das eins der schönsten auf der Welt, aber auch so schwer zu regieren war, daß man dies Mittel für nöthig hielt, seine Unbändigkeit zu mässigen. Man hatte ihm die Augen nicht genug verbunden, so, daß es den Operateur sehen konnte. Es verflossen einige Tage, ohne daß es ihn wieder zu Gesichte bekam; da es ihn aber vor Ende der Woche, wo es noch die Schmerzen des Schnitts fühlte, in seinem Stall kommen sah,

aber das Verfahren dieses Pferdes doch ein Beweiß von seiner Gedächtnißkraft.

(z) Diese Geschichte wird auch erzählt in Hist. critique de l'ame des bêtes.

zerriß das Pferd wüthend seine Halfter, und gieng mit solcher Heftigkeit auf seinen Feind los, daß es ihn in einer Minute halb zertreten und halb zerrissen todt auf die Erde hinstreckte.

Den Elephanten wird wohl niemand das Gedächtniß absprechen können, wenn man auf ihre Handlungen siehet, die sie durch Abrichtung unternehmen. Ueberhaupt gehört dieses Thier unter diejenigen, die vorzügliche Kenntnisse besitzen. Der Elephant bedient sich des Rüssels anstatt der Hand. Mit selbigem ziehet er eben so gut, als ein Mensch einen Pfropf von einer Bouteille, sezt sie vor den Mund, und leeret sie eben so geschickt aus, als der größte Säufer. Er sammelt die kleinsten Münzen von der Erde auf, und reicht sie mit Höflichkeit seinem Herrn; er pflücket Kräuter und Blumen damit ab, und suchet eine verlangte Blume unter einer ziemlichen Menge aus; er löset Knoten auf, die man mit Stricken gemacht hat, öfnet und verschließt die Thüren durch Umdrehen der Schlüssel; er trägt Ballen von Kaufmannswaaren nach dem Strande und in die Barken, und legt sie so hin, daß diese Fahrzeuge auf der einen Seite nicht tiefer ins Wasser hängen, als auf der andern. Er reißt mit seinem Rüssel junge Bäume aus, und bedie=

bedienet sich derselben die Sicherheit des Fußbodens zu untersuchen; denn man fängt sie in Afrika und Indien, in grossen Gräben, die man mit Gesträuch und Rasen bedeckt. Er folgt seinem Führer genau auf die Worte, deren er gewohnt ist, denn er lernet in kurzer Zeit Töne und andere Zeichen verstehen. Er läßt sich ohne viele Mühe zum Niederknien gewöhnen um seinen Reutern das Aufsteigen bequemer zu machen. Zu seinem Führer, den man Cornac nennet, und zu demjenigen, der ihn wartet, fasset er gar bald eine besondere Neigung, die er durch Liebkosen mit dem Rüssel und auf andere Art anzuzeigen pflegt. Sobald er völlige Bekanntschaft mit seinem Führer gemacht hat, läßt er sich gemeiniglich durch bloßes Zureden regieren. Nur muß man ihn nicht durch Schläge beleidigen, weil er sonst fähig ist, den Beleidiger zu ermorden. Will man ihn zu einer ausserordentlich mühsamen und gefährlichen Unternehmung leicht bewegen, so darf man ihm nur ein Gefäß mit Wein oder Arak vorhalten, und ihm dasselbe zur Belohnung für seine Arbeit versprechen. Hat aber der Elephant die Arbeit verrichtet, so muß man auch sein Versprechen halten oder ein Opfer seines Zorns werden. Was überhaupt den Punkt der Beleidigung betrift, so

ist wohl kein Thier auf dem Erdboden so em-pfindlich, als der Elephant. Er gehet auf ei-nen Menschen los, der ihn nur verspottet, und durchbohrt ihn entweder mit seinen langen Zäh-nen, oder fasset ihn mit seinen Rüssel und schleu-dert ihn, wie einen Stein, in die Höhe u. s. w. Sie vergessen nicht leicht eine Beleidigung, und suchen sie bey Gelegenheit zu rächen. Michäl Glycas (a) erzählt davon folgende Beyspiele. Als ein Elephant zu Rom in den Circus geführt wurde, und einen gewissen Thierwärter antraf; so ergrimmte er den Augenblick über ihn, und brachte ihn in voller Wuth um das Leben. Man konnte nicht errathen, was die Ursache dieser Grausamkeit seyn möchte. Es fand sich aber endlich, daß derselbe Wärter diesen Elephanten auf eben dem Platze, vor zehn Jahren, mit einem Eisen geschlagen hatte. Acosta gedenkt einer ähnlichen Begebenheit. Ein Soldat in Cochin warf aus Leichtfertigkeit einen Elephanten mit einer Nußschale. Der Elephant empfand dieses zwar mit Verdrusse, verbarg aber densel-ben, und hob inzwischen die Schale auf. Als

er

(a) Man sehe *Ribovius* in annot. ad Rorar. p. 177. sq.

er nun nach einigen Tagen eben diesen Soldaten spazieren gehen sahe; so erinnerte er sich, daß er ihn geworfen, gieng auf ihn los, und warf den Soldaten wieder mit derselben. Hierauf gieng er freudig davon, und schien vergnügt zu seyn, daß er sich auf diese Art an dem Soldaten gerächet hätte. Ein anderer Soldat wollte einem Elephanten und seinem Wärter auf der Strasse nicht ausweichen. Diese Verachtung empfand der Elephant sehr übel, durfte sich aber nicht rächen. Nach einigen Tagen traf er den Soldaten am Ufer des Flusses an, und hatte seinen Wärter und Führer nicht bey sich. Den Augenblick nahm er den Soldaten, und tauchte ihn etlichemal in das Wasser, und ließ ihn hernach laufen. Weil sie nun soviel Kenntniß besitzen, so hat man sich nicht zu verwundern, daß die abergläubischen Indianer selbige sehr verehren. Da sie auch die Seelenwanderung glauben, so halten sie dafür, daß ein so verständiges und majestätisches Thier, wie der Elephant ist, nothwendig von der Seele eines Fürsten oder eines andern grossen Mannes belebt sey. Denn nach den Erzählungen des P. Tachard und anderer Reisebeschreiber, die der Graf von Büffon in seiner allgemeinen Geschichte der Natur anführet, verehret man zu Siam, zu Pegu und andern Gegenden

genden von Indien die weissen Elephanten, als die lebenden Schatten der Beherrscher von Indien. Man giebt ihnen prächtige Palläste einen zahlreichen Hofstaat u. s. w. Der regierende Kaiser ist der einzige, vor dem sie die Knie beugen, und dieser Gruß wird ihnen von dem Monarchen erwiedert (b). — Sind diese Handlungen nicht überzeugende Beweise von dem Gedächtniß der Elephanten; Ich habe mit allem Fleiße keine solche Erzählungen angeführt, welche diejenigen sogleich leugnen würden, die den Thieren die Erinnerungskraft absprechen, und ich gebe auch gerne zu, daß manche Schriftsteller diese und jene Begebenheit zu übertrieben vorstellen, oder doch falsche Schlüße daraus ziehen. Dahin rechne ich die Erzählung, daß ein Maler einen Elephanten in einer ungewöhnlichen Stellung, mit in die Höhe gehabenem Rüssel und offenem Maule abzeichnen wollen. Der Diener des Malers, der ihn in dieser Positur erhalten sollte, warf ihm Früchte in den Rachen, öfters aber that er nur so. Der Elephant wurde darüber zornig, und da er merkte, daß das Verlan-

(b) Siehe neuer Schauplatz der Natur, zweyter Band. Leipz. 1776. Artikel: Elephant.

Verlangen des Malers, ihn abzuzeichnen, an dieser Chicane Schuld war, hielt er sich nicht an den Bedienten, sondern an den Herrn, und warf ihm mit dem Rüssel eine Menge Wassers entgegen, welche das Papier bedeckte, und die Zeichnung verdarb. — Soviel will ich zugeben, daß der Elephant das Wasser dem Maler, aus Bosheit, daß man ihn hintergehen wollte, entgegen geworfen; daß er es aber, wie manche angeben, deswegen gethan, um das Gemälde auszulöschen, ist ein Schlußsatz, der mehr in sich fasset, als in den Vordersätzen liegt (c). Gleiches Verhältniß hat es mit der Erzählung eines Elephanten, dem von seinem Führer übel war begegnet worden, und an dem sich der Elephant durch Tödtung desselben rächte. Die Frau des Führers, vor deren Augen es geschahe, nahm ihre beyden Kinder, und warf sie dem noch ganz wüthenden Thiere vor die Füße. „Da du meinen Mann getödtet hast, sagte sie, so nimm auch mir und meinen Kindern das Leben„ Der Elephant blieb stehen, wurde wieder ruhig, und gleich als ob er vom Mitleide gerüh-

(c) Vergleiche Handbuch der Naturgeschichte. Nürnberg. 1773. Erster Band S. 230.

gerühret würde, nahm er das größte von den Kindern, hob es in die Höhe, und sezte es auf seinen Nacken, um es zu seinen Führer anzunehmen (d). — Schwerlich dürfte diese von so vielen Verfassern nachgebetete Geschichte hinreichen, das Mitleiden des Elephanten darzuthun. Es konnte sich ja der Haß gelegt haben, und die ausgeübte Rache des Elephanten war hinreichend, ihn wieder zu besänftigen, daher er keinen Grund fand, ein Kind zu beleidigen, das ihn in Ruhe ließ.

Wenn gar die Geschichte mit dem Kessel wahr seyn sollte, so würde ich nicht einen Augenblick anstehen, den Elephanten nicht allein im Gedächtniß, sondern auch in der Ueberlegung den Menschen gleich zu schätzen. Ein Elephant wurde von seinem Herrn hingesandt, einen Kessel von einem Kesselflicker abzuholen. Sein Herr machte die Probe mit dem Kessel, ob er noch lek wäre, und da er dies fand, mußte der Elephant ihn wieder hintragen, und bekam zugleich Schläge. Als nun der Elephant den Kessel abermals zurück bekam, gieng er zu einem Brunnen, und füllte ihn mit Wasser, um zu versuchen, ob er dicht sey, alsdann gab er ihn seinem

(d) Siehe a. a. O. S. 231.

nem Herrn wieder. — Wer wird solche Fabeln glauben? —

Den Löwen legen angesehene Schriftsteller ebenfalls Handlungen bey, die von Besitz des Gedächtnisses zeugen. Man hat Exempel von alten Löwen, die ihre Wildheit abgelegt haben, wenn jemand sich gütig gegen sie bezeiget hat. Ein Löwe, welchen die auf dem Fort S. Louis in Afrika wohnenden Franzosen, wegen seiner Schönheit nach Frankreich schicken wollten, wurde vor der Abreise des Schiffs todt krank, und daher von seinen Ketten los gemacht, und auf einen freien Platz geschleppt. Herr Compagnon, Verfasser der Reise nach Bambuk, der von der Jagd kam, fand ihn in einen sehr schwachen Zustande, und flößte ihm aus Mitleiden ein wenig Milch ein, wodurch der Löwe sich wieder erholte, und bald darauf völlig gesund wurde. Von der Stunde an, wurde dieses Thier so zahm, und fassete eine so große Liebe gegen seinen Wohlthäter, daß es ihm beständig aus der Hand fraß, und ihm überall, wie ein Hund, mit einem blosen Strick um den Hals, nachfolgte (e). Und erinnert sich denn

(e) Neuer Schauplatz der Natur, 5 Band. Artikel Löwe.

denn nicht der junge Löwe, der zahm erzogen wird der Wohlthaten seines Erziehers? er wird ihn nicht beleidigen.

Wenn man einigen alten Schriftstellern trauen dürfte, so würde man die auffallendsten Geschichten von dem Gedächtniß und der Dankbarkeit der Löwen aufstellen können. Aber da sie oft solche Begebenheiten anführen, welche die Kräfte einer Thieresseele meines Erachtens übersteigen, so kann man freylich auf selbige nicht bauen. Ich rechne dahin die Begebenheit mit einem Sklaven und einem Löwen. Man gab nehmlich zu Rom ein Schauspiel, in welchem Verbrecher mit wilden Thieren kämpfen mußten. Unter den schrecklichsten dieser Thiere that sich hauptsächlich ein Löwe hervor, dessen ungeheure Größe, donnerndes Brüllen, fliegende Mähne und blitzende Augen zu gleicher Zeit Verwunderung und Schrecken verbreiteten. Dieser Löwe stand gerade neben dem Unglücklichen, der zum Schlachtopfer für ihn bestimmt war, stille, legte auf einmal den natürlichen Stolz ab, näherte sich ihm mit Sanftmuth, wedelte wie Hunde, die ihrem Herrn schmeicheln, mit dem Schwanze, trat zu ihm, leckte ihm mit vieler Ergebenheit die Hände und die Füße. Durch die Liebkosungen dieses sonst wüthenden Thiers erhol=

erholte sich der Mensch allmählig von seinem Schrecken, faßte sich und betrachtete den Löwen genau. Sobald er ihn erkannte, liebkosete er ihn mit der größten Freude auch von seiner Seite, welches das Thier auf seine Weise erwiederte. Ein so bewundernswürdiger Vorgang verursachte der ganzen Versammlung ein unendliches Vergnügen und Erstaunen. Man klopfte ihm Beyfall zu, man klatschte in die Hände, selbst bey dem Kaiser erregte es Aufmerksamkeit, daß ein Mensch von einem Löwen verschont worden war. Er ließ also diesen Menschen vor sich führen, fragte ihn, wer er wäre und durch welche Zauberey er dieses wüthende Thier entwaffnet hätte. „Ich bin ein Sklave, antwortete dieser, mein Nahme ist Androklus. Mein Herr gieng zur Zeit, wie er Proconsul von Afrika war, sehr hart und unmenschlich mit mir um, ich nahm die Flucht, und da das ganze Land ihm unterthänig war, gieng ich, um mich seinen Nachforschungen zu entziehen, tief in die Wüsteneyen Lybiens hinein, in dem festen Entschluß, falls ich meinen Unterhalt daselbst nicht fände, auf dem kürzesten Wege dem Tode entgegen zu gehen. Mitten im Sande ward ich in der größten Mittagshitze eine Höhle gewahr, in welche ich mich, um mich gegen die Sonne zu schützen,

schützen, niedersezte. Ich war nicht lange da gewesen, so sahe ich eben diesen Löwen, dessen Sanftmuth gegen mich, Sie erstaunt macht, ankommen, und das heftige Geschrey, das er machte, erregte den Gedanken in mir, daß er vielleicht verwundet seyn möchte. Diese Höhle war sein Aufenthalt. Ich versteckte mich in den dunkelnsten Ort derselben zitterte und glaubte, daß es nunmehr mit mir aus wäre. Er entdeckte mich, und kam auf mich zu, nicht drohend; sondern mich um Beyhülfe anrufend, indem er mir den verletzten Fuß zeigte und vorhielt. Er hatte sich einen sehr starken Dorn eingetreten. Ich riß ihm selbigen aus, und durch die Geduld, womit er diese Operation ausstand, ward ich dreister, so, daß ich ihm den Eiter aus dem Fleisch herausdrückte. Ich wischte die Wunde ab, ich reinigte sie, so gut als es möglich war, und brachte sie so weit, daß sie heilen konnte. Der Löwe fand Erleichterung, legte sich nieder, ließ seinen Fuß in meiner Hand, und schlief ein. Seit dem Tage habe ich drey Jahre hindurch mit ihm in derselben Höhle und von denselben Nahrungsmitteln gelebt. Er gieng auf die Jagd und brachte mir regelmäßig einige Stücke von Thieren, die er gefangen und getödtet hatte. Da ich kein Feuer

hatte,

mir dieses Fleisch zu kochen, legte ich es an die Sonne. Endlich ward ich dieses wilden Lebens müde, und machte mich in der Zeit, daß der Löwe auf die Jagd gegangen war, aus der Höhle weg. Kaum aber hatte ich drey Tagereisen gethan, so ward ich durch Soldaten erkannt und angehalten, und hierauf aus Afrika nach Rom gebracht, um meinem Herrn überliefert zu werden. Von ihm zum Tode verdammt, erwartete ich ihn auf dem Kampfplatz. Der Löwe muß kurz nach meiner Trennung von ihm gefangen worden seyn, und nun bezahlt er mir, da er mich wieder findet, den Lohn für meine Verrichtung, wodurch ich ihm ehemals geholfen habe." Diese Erzählung lief sogleich durch die ganze Versammlung, und man bat mit großem Geschrey um das Leben und die Freyheit des Androklus. Beydes ward ihm zugestanden. Ja, man schenkte ihm noch oben drein den Löwen, und er gieng mit demselben zu Rom auf den Strassen herum. Dem Führer gab man Geld, und den Löwen bedeckte man mit Blumen, indem man sich zurufte, dies ist der Löwe, der die Gastfreyheit gegen den Menschen ausübte, dies ist der Mensch, der der Arzt des Löwen war. — Ich will freylich für die Wahrheit dieser Geschichte nicht haften, so wenig, als für

eine neuere, die von einer Spanierinn und einer Löwin auf folgende Art erzählet wird.

Keine Eroberung hat den Spaniern mehr gekostet, als die von Paraguai. Im Jahr 1535 gründeten sie Buenos-Ayres. Der neuen Kolonie fehlte es bald an Lebensmitteln. Alle, die es wagten, welche aufzusuchen, wurden von den Wilden umgebracht, und man sahe sich genöthiget, bey Lebensstrafe zu befehlen, daß niemand aus den Bezirk der neuen Niederlassung hinausgehen sollte. Eine Frau, der der Hunger ohne Zweifel den Muth, dem Tode Trotz zu bieten, eingeflößt hatte, betrog die Wachsamkeit der Hüter, die man um die Kolonie herum gestellet hatte. Maldonata, dies war der Nahme der Ausreisserin, irrte erstlich einige Zeit auf unbekannten und wüsten Wegen herum, und gieng zuletzt in eine Höhle, um sich von ihrer Mattigkeit zu erholen. Allein wie groß war ihre Angst, als sie eine Löwin in selbiger antraf, wie groß ihr Erstaunen, als sie dieses furchtbare Thier sich mit einer fast zitterndern Miene nähern sahe, als es sie liebkosete, und ihr mit dem Geschrey des Schmerzens, das geschickter war, sie weichmüthig zu machen, als sie in Angst zu setzen, die Hände leckte. Die Spanie-

Spanerinn ward bald gewahr, daß die Löwin Junge werfen sollte, und ihr Seufzen die Sprache einer Mutter war, die sich von ihrer Last zu befreyen um Beystand rief. Maldonata kam der Natur in diesem schmerzerfüllten Augenblick zu Hülfe, wo sie allen Wesen, die gebohren werden, gleichsam mit Widerwillen Licht und Leben, das sie ihnen nur auf eine so kurze Zeit schenkt, mittheilt. Die Löwin wird glücklich entbunden, geht hin, holt überflüssige Nahrungsmittel zusammen, und legt sie ihrer Wohlthäterin zu Füssen. Diese Bemühungen dauerten so lange, als ihre Kleinen sich in der Höhle aufhielten. Als sie aber dieselben herausführen konnte, bekam Maldonata sie nicht wieder zu sehen, und mußte nun ihren Unterhalt selbst suchen. Sie konnte sich aber nicht oft herauswagen, ohne den Indianern in die Hände zu fallen, die sie zur Sklavin machten. Der Himmel fügte es, daß sie von den Spaniern wieder befreyet wurde, die sie nach Buenos-Ayres zurück brachten. Der Gouverneur war jezt nicht da, und ein anderer kommandirte an seiner Stelle, ein bis zur Grausamkeit harter Mann, der, da er erfuhr, daß diese Frau ein Gesetz übertreten habe, auf welches die Todesstrafe gesezt war, sie

durch ihr Unglück nicht bestraft genug hielt. Er gab Befehl, daß man sie im freyen Felde an einen Baum binden, und Hungers sterben lassen sollte, welches das Uebel war, dem sie durch die Flucht zu entgehen gesucht hatte. Nach zween Tagen wollte er wissen, wie es mit ihr abgelaufen wäre. Die Soldaten, die er deswegen abschickte, erstaunten, da sie die Frau munter und wohl fanden, obgleich Löwen und Tieger um sie herum waren, die sich aber nicht an sie wagten, weil eine Löwin, die zu ihren Füßen lag, nebst einigen jungen Löwen, sie zu vertheidigen schien. Bey Erblickung der Soldaten gieng die Löwin ein wenig zurück, als ob sie ihnen Platz machen wollte, damit sie ihre Wohlthäterin losbinden könnten. Maldonata erzählte ihnen die Begebenheit mit diesem Thiere, von dem sie sogleich war erkannt worden. Nachdem sie die Soldaten losgebunden hatten, um sie wieder nach Buenos-Ayres zu führen, machte ihr das Thier allerhand Liebkosungen, und schien zu bedauern, daß es sie nicht mehr sehen sollte. Der Bericht, den die Soldaten dem Kommandanten brachten, belehrte ihn, daß er grausamer als ein Löwe seyn müßte, wenn er eine Frau nicht begnadigte, welche der Himmel

mel so offenbar in seinen Schutz genommen hatte (f). Solche Erzählungen bezweifle ich selbst gar sehr.

Das vorzügliche Gedächtniß der Katzen zu beweisen, pflegt man folgende Geschichte anzuführen, die einer andern Erzählung, welche ich oben von einem Hunde anführte, sehr ähnlich ist. Es ist in den Klöstern gewöhnlich, die Stunde der Mahlzeit durch den Klang einer Glocke anzukündigen. Die Katze im Kloster, die auch eher nichts bekam, als bis geläutet wurde, verhörte es niemals. Eines Tages aber, da man sie in einer Kammer versperret hatte, lautete die Glocke für sie vergebens. Als sie nun einige Stunden darnach aus ihrem Gefängnisse befreyet wurde, lief sie hungrig nach dem Orte, wo man ihr Fressen hinzusetzen pflegte, fand aber nichts. Den Nachmittag hörte man zu einer ungewöhnlichen Stunde lauten, man lief, um zu sehen, was es wäre, und fand die Katze, welche sich an den Strick der Glocke ange-

(f) In der allgemeinen Geschichte der Reisen, allwo diese Begebenheit erzählt wird, werden verschiedene Zeugen für dieselbe angeführt. Auch Raynal erzählt sie.

angehängt hatte, die sie, so gut sie konnte, in Bewegung brachte, um eine Mahlzeit für sich auftragen zu lassen (g). Viele werden dieser Geschichte die Glaubwürdigkeit absprechen, inzwischen übersteigen diese Handlungen der Katze nicht die Seelenkräfte derselben. Denn es gehört zu den gedachten Verrichtungen weiter nichts, als erstlich, daß die Katze sich wieder vorstellte, wenn man das Glöckchen läutete, pflegte sie auch Fressen zu erhalten. Dies ist eine Handlung der Seele, die sogar Reimarus, der doch die ächte Erinnerungskraft den Seelen der Thiere abspricht, bewilligen muß, weil sie weiter nichts erfodert, als die Wiederhervorbringung zweyer ehemals auf einander folgenden Empfindungen, wenn auch die Katze sich das Vergangene nicht als vergangen vorstellen sollte. Das Vergangene, würde Reimarus (h) sagen, wird in ihrer Vorstellung wieder gegenwärtig, und erneuert die vorige Lust oder Unlust, Neigung oder Abneigung. Zweytens mußte die Katze sich vorstellen, wie Menschen ehemals den Strick herunter,

(g) L'art de desopiler la rate. Ferner Dictionnaire d'Anecdotes, artic. Instinct. des Animaux.

(h) Am angef. O. S. 29.

untergezogen, (woran die Glocke hieng) und darauf das Läuten erfolgt sey. Dies sezt weiter nichts voraus, als eine Reproduktion zweyer ehemals zugleich gehabten Empfindungen. Drittens dachte die Katze, wenn du den Strick bewegest, wird wohl auch die Glocke läuten, und Essen erfolgen, weil ihr die Vorstellungen von der Bewegung des Stricks, des Läutens, und Essens in Verbindung gewöhnlich waren. Daher sie sich an den Strick hinge. Alle diese Handlungen beweisen noch nichts Vernünftiges, vielmehr zeigen sie, daß die Katze die fehlerhafte Vorstellung gehabt, als ob die Bewegung des Stricks und das Klingeln das Essen verursache, oder darreiche. Inzwischen will ich nicht für die historische Wahrheit der Erzählung stehen. Denn selbst habe ich es nicht erfahren. Doch ist auch möglich, daß die Katze zufällig an den Strick geklettert ist, wie sie oft zu spielen pflegen, ohne daß sie an das Essen, das darauf folgen würde, gedacht hat. Daher dies Beyspiel die wahre Erinnerungskraft und noch vielweniger die Hegung der Absicht, daß sie durch ihr Verfahren Essen bekommen möchte, nicht gnugsam darthut, wenn es auch historisch wahr seyn sollte.

Eine andere ähnliche Geschichte wird so erzählt: In einem Mönchskloster war eine Katze, die sich einen recht glücklichen Zustand zu verschaffen wußte. Ihr fetter Wanst machte der Kuche Ehre, wo man sie doch fast niemals sahe. Eines Tages hatte der Koch das Mittagsessen der Väter zurecht gesetzt, und ward gewahr, daß ihm eine Portion fehlte; er glaubte also, daß er sich verrechnet hätte, und eilte, die nöthige Anzahl voll zu machen. Des andern Tages findet er abermal eine Portion zu wenig. Diesmal kommt ihm sein Versehen noch seltsamer vor, und er denkt, hinführo schon besser Acht zu geben. Dem zu Folge sezt er des andern Tages seine Schüsseln mit der größten Aufmerksamkeit zurecht; zählt sie über, zählt sie noch einmal, bis er gewiß ist, daß keine fehlt. In diesem Augenblick klingt die Glocke der Pforte. Er läuft hin, aufzumachen, sieht niemand, kehrt zurück, und wünscht die Glocke samt dem Klingelnden zum Teufel. Beständig mit seinen Portionen beschäftiget, übersieht er sie von neuem, ihre Zahl ist um eine verringert. Was soll er von einer so plözlichen Verschwindung denken? Es war Niemand als er, in der Küche. Den folgenden Tag gehts eben so. Wer mag doch wohl die Glocke angezogen, wer mag die Por-

tion weggenommen haben? — Kurz, er beschließt, sich aufs Lauren zu legen. Zur gewöhnlichen Stunde hört er klingeln, anstatt nach der Pforte zu laufen, versteckt er sich in eine Ecke, und sieht die Kaze des Klosters durchs Fenster hereinsteigen, mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit auf dem Eßtisch springen, eine Portion wegholen, und gleich auf demselben Wege wieder heimkehren. Den Dieb hatte man entdeckt, nun kam es noch darauf an, auch den Klingelnden zu erforschen. Man versteckte sich hinter einem nah gelegenem Fenster, und sahe die Kaze mit den Pfoten an die Glocke schlagen, und augenblicklich nach dem Küchenfenster zu laufen. Ein so belustigender Aufzug ward gar bald allen Mönchen bekannt, und von ihnen beobachtet. Sie hatten viel Vergnügen daran, und um eine so gute Gelegenheit, Neugierige herbey zu ziehen, nicht fahren zu lassen, wurde einmüthig verabredet, daß man in Zukunft zu der gewöhnlichen Anzahl von Portionen, eine hinzufügen sollte. Die Kaze sezte ihr Kunststück ferner fort, und ward von der Zeit an als ein Mitbruder betrachtet. — Auch diese Erzählung wird von vielen gar sehr bezweifelt werden, und ich kann auch bey derselben

nicht

nicht die Gewähr leisten, sondern überlasse sie zur Prüfung.

Ich kann nicht bergen, daß ich selbst mit denenjenigen Schriftstellern höchst unzufrieden bin, die zur Erweisung des thierischen Gedächtnisses sich auf After-Erfahrungen berufen, indem sie dadurch den Gegnern nur Gelegenheit zum Spott geben. Und wie viele Lügen findet man nicht von dieser Art. Ich rechne dahin die Geschichte von der Meerkatze Karls V. die sogar ein Gelehrter vom ersten Range anführet. Dieses Thier soll mit dem Kaiser einmal Schach gespielt, und ihn schachmatt gemacht haben, worauf es vom Kaiser eine Ohrfeige erhalten. Sie erinnerte sich dieser Begegnung so gut, daß, wie sie ein andermal auf dem Punkt stand, den Mitspieler schachmatt zu machen, sie die Vorsicht brauchte, sich vorher die Wange mit einem Küssen zu bedecken, das sie von ohngefähr vor sich fand. Wenn man freilich solche Mährchen zur Bestärkung seiner Meynung anführen will, so wird man denenjenigen, welche die Kenntniß der Thiere bezweifeln, die Waffen selbst in die Hände geben, auch das Wahre zum Gelächter zu machen.

In

In dieses Fach gehören auch viele Erzählungen der Alten, z. E. des Plutarchs. Ich will nur der Geschichte des Maulesels Thales gedenken. Thales, der älteste von den sieben Weisen Griechenlands, soll sich, nach dem Bericht Plutarchs, viel damit gewußt haben, daß er die List eines Maulesels entdeckt hätte. Es wurde nemlich eine Anzahl von Mauleseln dazu gebraucht, Salz von einem Orte nach dem andern zu bringen. Beym Hinübergehen über einen Fluß fiel einer von denselben von ohngefähr ins Wasser, so, daß das Salz, daß er trug, naß wurde, fast gänzlich zerschmolz, und er sich von seiner Bürde um ein vieles erleichtert fühlte. Er errieth die Ursache hievon, und ermangelte nachher niemals, wenn er über den Fluß gieng, sich in selbigen niederzulegen. Man gab dem weisen Thales von dieser Bosheit Nachricht, worauf er den Eseltreiber befahl, den Maulesel, statt des Salzes, mit Wolle und Schwämmen zu beladen, und mit den andern gehen zu lassen. Diesmal schlug also dem Maulesel seine List fehl. Denn da er sich seiner Gewohnheit nach in dem Fluß niedergelegt hatte, so zogen die Wolle und die Schwämme das Wasser an sich, und vermehrten seine Last ungemein. Diese Erfahrung machte ihm begreiflich, daß seine List ihm

nicht

nicht mehr dienlich sey, und gieng künftig, wie seine übrigen Begleiter.

Von den Affen führet man viele Geschichten an, die ihr Gedächtniß ausser Zweifel sezen. Nur Schade, daß die Geschichtsschreiber auch hier so viele Fabeln mit einmischen, wodurch hernach auch das Wahre bezweifelt wird. Ich will inzwischen einige Beyspiele anführen, und dabey meine Gewährsmänner nennen, aus deren grössern oder mindern Glaubwürdigkeit man von selbst schliessen kann, welche Erzählungen Beyfall verdienen möchten. Der Orang-Outang, den ich gesehen habe, sagt Herr von Büffon, gieng immer aufrecht auf den Beinen einher, selbst wenn er schwere Sachen zu tragen hatte. Seine Miene war ziemlich traurig, sein Gang ernsthaft, seine Bewegungen abgemessen, sein Naturell sanft, und von dem Naturell der andern Affen sehr verschieden. Er war weder so ungeduldig, als der grosse Affe (Magot) noch so boshaft als der Bavian, noch so ausschweifend als die Meerkatze (guenon). Er war, wird man sagen, abgerichtet und wohl zugelernt, allein die andern, die ich eben genannt habe, und mit ihm in Vergleichung stelle, hatten auch Erziehung gehabt. Ein Wort oder ein Zeichen, und

und unser Orang=Outang that, was man haben wollte; bey dem Bavian mußte man den Stock und bey allen andern die Peitsche in der Hand haben, denn sie gehorchen fast nie, ohne viele Schläge. Ich habe gesehen, daß dies Thier den Personen, die es besucht hatten, die Hand gereicht, sie wieder an die Thüre zu führen, daß es ganz ernsthaft und [gleichsam] als ein Gesellschafter mit ihnen spaziren gegangen; ich habe bemerkt, daß es sich zur Tafel gesezt, seine Servierte aus einander genommen, sich den Mund damit abgewischt, sich des Löffels und der Gabel bedienet, Speisen in den Mund zu stecken, daß es sich selbst sein Getränk eingeschenkt, und auf die Einladung mit dem Glase anstieß; daß es eine Tasse und Unterschüssel geholt, und nach dem Tisch gebracht, Zucker darein geworfen, und Thee eingegossen, den Thee kalt werden lassen, ihn zu trinken. Zu allen diesen Handlungen bedurfte es keiner weitern Auffoderung als eines Zeichens oder eines Wortes von seinem Herrn, oft that es solches auch von selbst. Es fügte niemanden ein Leid zu, näherte sich sogar mit Bedacht und in einer Stellung, die nur Liebkosungen bat. Es war ein grosser Liebhaber von Konfekt, jedermann gab ihm also seine Lieblingsspeise, und da es einen starken Husten hatte, und seine Brust ange-

griffen

griffen war, so trug diese grosse Menge verzu- ckerter Sachen ohne Zweifel zur Abkürzung sei- nes Lebens vieles bey. Es lebte zu Paris nur einen Sommer, und starb in dem darauf folgen- den Winter in London. Es aß fast alles, blos zog es reife und trockene Früchte allen andern Nahrungsmitteln vor. Es trank Wein, allein nicht viel, und ließ ihn für Milch, Thee oder andere süsse Getränke gerne stehen. Tulpius (i) erzählt eben solche Verrichtungen. Will man aber wissen, was diesem Thiere eigen ist, um es von den Eigenschaften zu unterscheiden, die es von seinem Herrn angenommen hatte, will man seine Natur von seiner Erziehung trennen, so muß man die Thatsachen, mit den Nachrich- ten gereiseter Personen vergleichen, die diese Thiere in ihrem natürlichen Zustand, in der Freyheit und in der Dienstbarkeit gesehen haben. Herr von la Brosse, der von einem Neger zwey kleine Orang-Outangs gekauft hatte, die erst ein Jahr alt waren, sagt nicht, daß der Ne- ger

(i) Von dem man eine gute Beschreibung eines Orang-Outangs hat, der dem Prinzen von Oranien, Friedrich Heinrich, zum Ge- schenk gegeben wurde. Siehe seine Obs. med. Lib. III. cap. 56.

ger sie erzogen gehabt. Er scheint im Gegentheil zu versichern, daß sie die Handlungen, deren vorhin gedacht worden, größtentheils von selbst verrichtet hätten. „Diese Thiere, sagt er, haben den Instinkt, sich zur Tafel zu sezen, wie die Menschen; sie essen von allem ohne Unterschied; sie bedienen sich des Messers, des Löffels, der Gabel, was man ihnen auf dem Teller vorsezt, zu zerschneiden und zum Munde zu bringen; sie trinken Wein und andere Getränke. Wir brachten sie an Bord. Wenn sie am Tische waren, so gaben sie es den Küchenjungen zu verstehen, im Fall sie etwas nöthig hatten, und wenn diese Knaben bisweilen nicht geben wollten, was sie verlangten, so wurden sie böse, faßten sie beym Arm, bissen sie, und brachten sie unter die Füsse. Das Männchen ward auf der Rhede krank, und ließ sich wie ein Mensch zur Hand gehen, es ward sogar zweimal auf dem rechten Arm zur Ader gelassen. Wenn es nachher sich nicht wohl befand, so zeigte es immer seinen Arm, daß man ihm zur Ader lassen sollte, als ob es gewußt, daß ihm das gut gethan hätte. (k). — Franz Pyrard (l) erzählet

(k) Dies scheint mir unglaublich.

(l) S. Voyages de Francois Pyrard de Laval à Par. 1619. T. II. p. 331. und le *Guat* T. II. p. 96. sq.

let von den Boris in der Provinz Sierra-Liona, daß, wenn man den Affen von Jugend auf Unterhalt und Erziehung gebe, sie wie ein Mensch zu dienen pflegten. Sie stossen in Mörsern, was man ihnen hineinthut. Sie holen in kleinen Krügen, welche sie angefüllt auf dem Kopf tragen, Wasser aus den Flüssen; wenn sie aber an die Hausthüre kommen, und man ihnen die Krüge nicht geschwind abnimmt, so lassen sie dieselben fallen, und wenn sie sehen, daß der Krug ausgelaufen und zerbrochen ist, so fangen sie an zu heulen und zu schreyen. Der Pater de Jarrik, wie Nieremberg anführet, sagt eben dasselbe, mit gleichen Worten. Le Guat redet ausführlich von einem Weibchen des Orang-Utang. Es machte, sagt er unter andern, täglich sein Bette sehr ordentlich, legte sich mit dem Kopf auf ein Kissen, und wußte die Decke geschickt über sich herzuziehen. Wenn es Kopfschmerzen hatte, band es ein Schnupftuch fest um den Kopf. Der Anblick war lustig, diese Aeffin so im Bette liegen zu sehen. Gemelli Karreri redet von einer solchen Aeffin, die sich wie ein Kind beklagte, beständig auf den Hinterfüssen gieng, und ihre Matte, wenn sie sich schlafen legen wollte, unter dem Arme trug. Diese Affen, sezt er hinzu, scheinen in manchen

Stücken

Stücken so viel, wo nicht mehr Wiz, als einige Menschen zu haben. Auf den Küsten des Flusses Gambia, sagt Froger (m) pflegen die Affen bösartiger und grösser, als irgendwo in Afrika zu seyn. Die Neger fürchten sich vor ihnen, und kommen selten aufs Feld, ohne von ihnen angegriffen zu werden. Diese verwegene Thiere haben die Art, ihnen einen Stock darzureichen, und sie gleichsam zu einem Zweykampf herauszufodern. Die meisten Neger glauben, sie wären ein fremdes Volk, das in ihrem Lande sich niedergelassen habe; daß man sie aber nicht reden höre, komme hauptsächlich daher, weil sie fürchten, zur Arbeit angehalten zu werden. In der allgemeinen Geschichte der Reisen wird gesagt, daß die, die auf den Afrikanischen Küsten ausgehen, um Affen zu fangen, ihnen einerley Schlinge nie zweymal legen dürfen. Diese Thiere kennen diejenigen, welche ihnen nachstellen, sehr genau. Wenn sie einen Affen von ihrer Zunft verwundet sehen, so ermangeln sie nie, ihm zu Hülfe zu kommen. Sie merken an der Schwierigkeit im Herausziehen des Pfeils sogleich,

(m) S. Relation des voyages de Geunes par Froger p. 42. sq. und Descript. du Royaume de Macacar, Par. 1688. p. 51.

wenn er Widerhaken hat, und um ihren Gesellen wenigstens die Bequemlichkeit im Laufen zu verschaffen, beissen sie den Stab mit den Zähnen ab. Ist ein anderer mit einer Kugel verwundet, so suchen sie die Wunde, kauen Blätter, und legen sie darauf. Sie müssen also wissen, daß dieses der Wunde dienlich sey. So viel ist zweifelsfrey, daß die Affen ihre Geschicklichkeit und Nachahmungsbegierde bis zur Bewunderung treiben. Man kann sie, sagt der sel. D. Martini, (n) ohne grosse Mühe lehren auf dem Seil zu tanzen, das Rad zu schlagen, sich zu putzen, Feuer anzumachen, die Handkarren zu brauchen, die Trommel zu rühren, Gläser auszuspülen u. s. w. Ja man hat Affen gesehen, die mit einer Pfote den Bratspieß umdreheten, mit der andern aber einen Bissen Brod in die fette Brühe tunkten und verzehrten. —

Als der Gesandte von Rußland sich zu Peking aufhielt, fanden sich unterschiedene Marktschreyer bey ihm ein, die ihm künstlich abgerichtete Affen zeigten. Es ward in seiner Gegenwart ein Korb mit allerley Kleidungen angefüllt. Ein Affe

zog

(n) In der allgemeinen Geschichte der Natur in alphabetischer Ordnung 1. Theil, Berlin und Stettin 1774. Artik. Affe. S. 529. f.

zog sich eines nach dem andern heraus, und bekleidete sich damit auf einen, ihm von seinem Herrn vorher gegebenen Befehl, ohne sich in Absicht der vorgeschriebenen Wahl der Farben im geringsten zu irren. Er bildete nach den Kleidungen seine Gebehrden, und tanzte hernach in den lustigsten Sprüngen auf der Erde sowohl, als auf dem Seil. (o)

Der Vorfall, welcher den Völkern Alexanders begegnete, ist ein merkwürdiger Beweiß ihrer Nachahmungsbegierde. Sie waren in der größten Ordnung bis an die Gebirge vorgerückt, wo die Affen ihren Aufenthalt haben, und hielten daselbst ihr Nachtlager. Des andern Tages, als das Heer aufbrechen wollte, sahen die Soldaten in einiger Entfernung eine ungeheure Menge Affen, die sich Schwadronenweise versammelt, in Reihen und Gliedern, wie eine kleine Armee, so förmlich hingestellt hatten, daß die Macedonier, die einen solchen Auftritt nicht vermutheten, den Feind in der Ferne zu sehen glaubten.

(o) S. Neue Mannigfaltigkeiten 1. Jahr. S. 577. und Hist. des Voyages. Tom. V.

Als Herr von Kondamine und Bouguer sich in Peru aufhielten, waren die Affen auf ihre Beobachtungen in den Gebirgen so aufmerksam, daß man hernach in einer von Affen aufgeführten Pantomimischen Komödie, zu welcher unsere Naturkundiger von den Bewohnern der Gegend eingeladen wurden, mit Erstaunen Affen sah, die sich verständliche Zeichen gaben, oft nach der Uhr liefen, schrieben, die Sterne durch Brillen ansahen u. s. w. P. Labat in seinen Reisen nach den Amerikanischen Inseln erzählet von einem Affen, den P. Kabassan auferzogen hatte, daß letzterer sich die Zuneigung desselben also zu erwerben gewußt habe, daß er ihn nirgends verlassen. Sogar befand er sich in der Nothwendigkeit, seinen Affen einzuschliessen, wenn er in die Kirche gieng, denn er hatte keine Kette, ihn anzubinden. Einstmals entwischte derselbe, versteckte sich über die Kanzel, und zeigte sich nicht eher, als bis sein Herr anfing zu predigen. Er sezte sich am Rande der Kanzel nieder, betrachtete die Handlung des Priesters, und machte sie auf der Stelle in den possirlichsten Stellungen nach, so, daß die ganze Gemeinde lachen mußte. Der P. Kabassan, der den Grund des Gelächters nicht wußte, verwies dieses Betragen seinen Zuhörern mit Glimpf. Als er aber

sahe,

sahe, daß, anstatt es zu vermindern, dasselbe noch in ein ausgelasseners ausbrach, so gerieth er in einen heiligen Eifer, und hub an, auf den Mangel der Ehrfurcht zu schmälen, welche sie für Gottes Wort hätten. Diese ungewöhnlich heftige Bewegungen des Priesters zogen eine Verstärkung der Gebährden und der Wendungen des Affens, wie auch des Lachens der Versammlung nach sich. Am Ende winkte ihm jemand, über seinen Kopf zu blicken, und zu sehen, was daselbst vorginge. Kaum hatte er die Anstalten seines Affens bemerket, als er genöthiget ward, selbst mit zu lachen, und da es nicht möglich war, das Thier zu erhaschen, so hielt er es für rathsam, in der Mitte seiner Rede abzubrechen, indem er sich so wenig im Stande befand, weiter fortzufahren, als seine Gemeinde ihn anzuhören. Man will sogar bey den Affen bemerkt haben, daß sie ihre Verbrecher bestrafen. Sie müssen sich also wohl des Vergangenen erinnern. D. Martini (p) sagt: „Die Affen mögen schlafen, arbeiten, oder aufs Plündern ausgehen, so sind immer einige dabey zu Wachen ausgestellt, deren gutes Gehör, Gesicht und Geschrey zur ge-

(p) In der allgemeinen Geschichte der Natur, 1. Theil, S. 530.

gemeinschaftlichen Sicherheit dienet. Man will Beyspiele wissen, da sie die Schildwachen, die nicht ihre Schuldigkeit sehr getreu beobachtet, mit dem Tode bestraft haben. Dieses Vorgeben ist vielleicht in richtigen Erfahrungen gegründet. Denn woferne sichs füget, daß einer von ihnen getödtet oder gefangen wird, bevor die Wache das gewöhnliche Signal gegeben, so hört man gleich nach ihrer Zurückkunft im Wald, an ihrem Versammlungsort ein gewaltiges Geräusch und verwirrtes Getöse, und sehr oft findet man einige ihrer Brüder in Stücken zerrissen. Diese pflegt man, mit einigem Grunde, für die Pflichtvergessene und am Leben bestrafte Schildwachen zu halten. " Wie sollten alle diese Handlungen möglich seyn, wenn der Affe kein Gedächtniß hätte? Wie kann man eines andern Verrichtungen nachahmen, wenn man sich derselben nicht erinnern kann?

Ich habe bereits oben gedacht, daß die Vögel eine Erinnerungskraft besitzen müssen, weil sie sonst eine Melodie nicht nachpfeifen würden. Man weiß dies besonders vom Kanarienvogel, Hänfling ꝛc. Eine solche Nachahmung des Gesangs erfodert drey verschiedene Verrichtungen. Einmal eine Erinnerung der Noten oder Töne,

die

die er singen hören: eine Achtsamkeit auf die Töne, die er singt; eine Ueberlegung der Töne, die folgen sollen; ohne diese verschiedene Handlungen würde der Vogel nicht fähig seyn, den Gesang nachzuahmen. Eine Elster lernt auch gewisse Töne nachahmen, wenn ich gleich den Plutarch nicht vertheidigen will, welcher erzählet: „Es war ehedem ein Barbier zu Rom, aus dessen Bude man auf den Plaz der Griechen sahe, der Grecostasis genannt wurde. Dieser Barbier hatte eine Elster, welche sang und so gut redete, (q) daß man sich in diesem Quartier fast mit nichts, als mit ihr unterhielt. Sie ahmte die Stimme der Menschen, das Geschrey der Thiere, den Klang der Instrumente, und überhaupt alles nach, was sie hörte, und zwar aus eigner Bewegung, und ohne durch jemand dazu aufgemuntert zu werden. Es trug sich zu, daß eine reiche und angesehene Person der Stadt zur Erde bestattet wurde. Der Leichenzug, vor welchem Trompeten und Zinken hergiengen, kam über den Plaz der Griechen, und hielt daselbst lange still, während dieser Zeit liessen sich die

(q) Daß man einige Worte einer Elster, so, wie auch einem Raben beybringen könne, weiß ich aus eigner Erfahrung.

Musikanten immer hören. Von Stund an verstummte die Elster, und man hörte sie weder den folgenden Tag, noch einige Tage nachher reden oder pfeifen, noch irgend einigen Gebrauch von ihrer natürlichen Stimme machen. Die, welche vorhin über ihr Plaudern erstaunt gewesen, waren es nun noch mehr über ihr Stillschweigen. Jeder fand es, wenn er vor diesem Barbier vorbey gieng, sonderbar, daß er nichts mehr hörte. Die mehresten glaubten, daß die Stärke des Schalls der Instrumente sie betäubt, und der Stimme und des Gehörs beraubt hätte. Aber es war nichts weniger, als dieses, sondern, wie der Erfolg lehrte, ein tiefes Studieren, in der Absicht, ihr Gedächtniß zu üben, und ihre Stimme wie ein musikalisches Instrument vorzubereiten. Sie stellte sich auch in der That auf einmal wieder ein, nicht um das, was sie vorhin zu sagen pflegte, zu wiederholen, sondern um den Schall der Trompeten, mit denselbigen Abwechselungen, Pausen, Wiederholungen und Abfällen, als sie am Tage der Beerdigung bemerkt hatte, auf eine beyfallswürdige Art nachzumachen. "

Man kann durch diese und jene Mittel einen Vogel gewöhnen, daß er sich ohne Furcht auf un-

unsere Hand sezet, wenn ihm gleich von Natur ein Trieb eigen ist, die Menschen zu fliehen. Haben wir ihm oft sein Futter gegeben, so fasset er eine Neigung zu uns, und erinnert sich der von uns genossenen Wohlthaten, kommt zu uns, um sein Futter zu fodern. Er stellt sich aus dem Vergangenen vor, er werde wiederum von uns Nahrungsmittel erhalten, und diese, sey es doch verworrene Voraussehung, bestimmt ihn, sich uns ohne Scheu zu nähern. Sollte die Erzählung von dem Propheten der Muselmänner, dem Mahomed wahr seyn, daß er eine Taube abgerichtet habe, die zu gewissen Zeiten zu ihm geflogen, und ihre Nahrung bey ihm geholet, wodurch er seine Anhänger beredet, es komme der heilige Geist, in Gestalt einer Taube, zu ihm, und ertheile ihm ausserordentliche göttliche Offenbarungen; so hätte man sich also nicht darüber zu verwundern, weil es ganz natürlich geschehen konnte. In den Berlinischen Sammlungen (r) wird aus einem alten Buche (s) ein Mittel angeführet,

(r) Zur Beförderung der Arzneywissenschaft, der Naturgeschichte, der Haushaltungskunst, Kameralwissenschaft und der dahin einschlagenden Litteratur. IV. Band 3. St. S. 308. f.

(s) Unterm Titel: Secretorum naturalium, Chimicorum et medicorum Thesauriolus. Frankfurt und Leipzig ohne Namen und Jahr.

tet, wodurch man dergleichen Wunderdinge ganz natürlich bewerkstelligen kann. Man darf nur einem jungen Vogel von dem Obertheile des Schnabels ein gut Stück wegschneiden, und ihn hernach füttern, wie man andere junge Vögel zu füttern pflegt. Wenn er anfängt zu fliegen, muß man ihn in der zugemachten Stube herumfliegen lassen; da er denn, weil er wegen des verkürzten Schnabels selbst nicht fressen kann, wenn er hungrig ist, allezeit zu seinem Wohlthäter fliegen und begehren wird, daß er ihm sein Futter in den Schnabel stecke. Ist er dieses gewohnt, so kann man, wenn er ziemlich erwachsen ist, ein Fenster in der Stube öfnen, und ihn fliegen lassen, wohin er will. Das erste mal fliegt er nicht weit, und kömmt bald wieder, und so gewöhnt er sich nach und nach, immer zurück zu kommen, wenn ihn hungert. Der Verfasser dieses Buchs, der sich durch die Buchstaben M. S. angegeben hat, sezt hinzu, daß er selbst einen Mann gekannt, der einen Staar auf dergleichen Art abgerichtet, und hernach andere hatte bereden wollen, es sey ein spiritus familiaris, der also zu ihm geflogen komme, und von ihm genähret werde.

Es werden auch verschiedene Exempel angeführet, daß die Vögel an ihren Feinden Rache aus-

ausüben, und sich der ehemaligen Beleidigungen erinnern. Das Beyspiel von einer Schwalbe ist bekannt, die von vielen andern begleitet, einen Sperling in dem Neste vermauerten, dessen sich dieser bemächtiget hatte.

Was sollte nun wohl ein nachdenkender Leser aus dieser Menge Beyspiele — die zweifelhaften auch weggedacht — für ein Resultat ziehen? Gewiß, er wird sich gedrungen sehen, den Thieren das Gedächtniß zu bewilligen. Denn diese Erfahrungen reden mit weit stärkerm Nachdruck, als die Gründe des sonst berühmten und verehrungswerthen Büffons und Reimarus. Daher ich eines ungenannten französischen Schriftstellers Urtheil unterschreibe, wenn er sagt: „Nachdem Herr von Büffon bewiesen hat, daß die Thiere gegen Vergnügen und Schmerzen nur eine kurze Zeit empfindlich sind, und daß sie sich niemals eingebildete machen, so will er auch beweisen, daß sie sich eben so wenig des Vergangenen erinnern, als sie das Zukünftige vorhersehen. Er beantwortet die meisten Einwürfe, die man ihm über die Erkenntlichkeit und Rache der Thiere, die sie öfters länger behalten, als wir, machen kann; aber seine Beweise überzeugen mich nicht völlig, ob sie gleich sehr hinreis-

send sind. Die Vertheidiger der Thiere behaupten, daß sie ein Gedächtniß haben, und sich ihres vergangenen Zustandes erinnern, daß ihr innerer Sinn, ihr Gehirn keine Maschine sey, die erst durch wirkliche Erschütterung von äussern Gegenständen in Bewegung gesezt werden müßte. Zum Beweiß ihres Satzes führen sie an, daß ein Hund träumet, daß er glaubet, er sey auf der Jagd, oder schmeichle seinem Herrn ꝛc. und doch sezet in dem Augenblick, da er träumt, kein äusserer Gegenstand seine Sinnen in Bewegung, welcher ihn maschinenmässig an das eine oder das andere erinnern könnte. " (t)

(t) Siehe Handbuch der Naturgeschichte oder Vorstellung der Allmacht, Weisheit und Güte Gottes in den Werken der Natur. Erster Band, welcher den Menschen und die vierfüssigen Thiere enthält. Aus dem Französischen übersezt. Nürnberg 1773. S. 230.

Zwey-

Zweytes Kapitel.
Von Voraussehungen und Ahndungen der Thiere.

Erster Abschnitt.
Von Voraussehungen.

§. 11. In wie weit Thiere Prävisionen haben können.

Ich habe bereits §. 2. bemerkt, daß die Voraussehungen gewöhnlicher Maaßen aus der Verbindung der Empfindungen und der Einbildungen, dahin auch die Erinnerungen des Vergangenen gehören, ihren Ursprung nehmen (u). Wenn demnach die Thiere sowohl der Empfindungen als auch der Erinerungen fähig sind, so hat man Grund, ihnen auch Voraussehungen zuzueignen. Daß aber die Thiere wirklich Empfindungen und sogar zuweilen mit Vorzug vor den Menschen, nicht weniger Erinnerungen des Vergan-

(u) Schon Leibnitz sagte: ex præsenti imprægnato per præteritum nascitur futurum.

Vergangenen besitzen, habe ich, wie ich hoffe, in den §. 3. 5. 6. 7. 8. 10. dargethan. Also glaube ich auch befugt zu seyn, den Thieren die Prävisionen nicht absprechen zu dürfen. Die größte Schwierigkeit gründet sich nur in der Frage: In wie weit den Thieren das Voraussehungsvermögen beygelegt werden könne? — Daß sie nicht durch ordentliche Vernunftschlüsse das Künftige zu erforschen fähig sind, davon glaube ich selbst überzeugt zu seyn; wenn ich gleich nicht in Abrede bin, daß ihre Voraussehungen, als Wirkungen betrachtet, von eben der Beschaffenheit sind, wie bey den Menschen. (§. 1.) Sollte ich wohl irren, wenn ich behauptete, die Voraussehungen der Thiere wären blose Wirkungen der simultanen Vorstellungen gegenwärtiger und vergangener Empfindungen, die entweder zu gleicher Zeit oder kurz auf einander ihr Daseyn hatten? Hat ehemals ein Vieh eine Empfindung gehabt, mit der zugleich ein angenehmer oder unangenehmer Erfolg verbunden war, oder worauf etwas Angenehmes oder auch Schmerzhaftes folgte, und heute ereignet sich eine ähnliche Empfindung, so erregt diese Empfindung auch durch die Einbildungskraft, die ehemaligen mit ähnlicher Empfindung begleiteten oder darauf gefolgten Ideen, die nach ihrer unterschiedenen

nen Beschaffenheit bald Hoffnung bald Furcht erwecken. Das Vieh glaubt, das öftere zugleich Vorhandene, oder auf einander Folgende sey immer in Verbindung, und obschon dieses der Wahrheit nicht gemäß ist, in wie ferne man die Behauptung als allgemein vertheidiget, so reicht es doch hin, den Grund einzusehen, warum das Vieh sich das künftige Angenehme oder Unangenehme vorstellet. Ein Hund mag zum Beyspiel dienen. Wenn er zu verschiedenen malen sich in der Stube seines Herrn unreinlich gehalten, und jederzeit darauf Schläge empfangen hat, wird, wenn ihn die Natur reizt, auf ähnliche Art zu handeln, sogleich sich das ehedessen auf einander Folgende, oder das sich Begleitende durch die Erinnerung gedenken; er stellt sich vor, ehemals bekamst du Schläge, wenn du deine Nothdurft in der Stube verrichtetest, thust du es jetzo, wird also ebenfalls gleiches erfolgen. Da ihm nun das Gedächtniß die ehemaligen Schmerzen erneuert, so sucht er selbigen auszuweichen, geht nach der Thüre und winselt, um hinaus gelassen zu werden. Die Art zu handeln bey diesem Hunde ist von eben der Beschaffenheit, wie bey dem Kinde, welches nach dem Schlusse aus dem Vergangenen und Gegenwärtigen zu handeln pfleget, ob es schon

keinen solchen Schluß machet. Die Handlung selbst erfolgt aber doch nach dem oben (§. 1.) gegebenen Schlusse. Nehmlich: Ehemals hast du dich unreinlich im Zimmer gehalten, darauf Schläge erhalten, und Schmerzen empfunden. Jezt willst du wiederum dich unreinlich halten. Also wirst du Schläge bekommen und Schmerzen fühlen; Hier ist der Obersatz, das Vergangene, oder die Erinnerung; der Untersatz ist das Gegenwärtige oder die Empfindung, und der Schlußsatz ist die Voraussehung, oder Vorstellung des Künftigen. Daher das Kind durch Zeichen es zu verstehen giebt, es wolle sich entfernen, einer unangenehmen Zukunft vorzubauen. Die gegenwärtige Empfindung, die aus dem Reize der Natur bey dem Kinde entstehet, vergesellschaftet sich mit der Erinnerung des ehemaligen ähnlichen Gefühls, sammt den dabey erfahrnen Schmerzen, daher denkt sich das Kind, es wird Schmerzen fühlen müssen, und wird furchtsam u. s. w. H. S. Reimarus (x) muß selbst zugeben, daß aus der sinnlichen Empfindung mit der Einbildungs- und Gedächtnißkraft vergesell-

(x) In den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion. p. m. 336.

gesellschaftet, die Voraussehung eines Thieres begreiflich sey, wenn er sagt: „Ich kann wohl begreifen, daß ein Thier, vermittelst dieser sinnlichen Kräfte, in seinem gegenwärtigen Zustande und in Zusammenhaltung des Vergangenen, seinen zukünftigen ähnlichen Zustand sehen, und zu dessen wirklicher Hervorbringung sinnlich gereizt werden kann; wie etwa ein Kind, das Zucker sieht, und sonst gekostet hat, in Erwartung gleicher Süssigkeit, nach dessen Geschmacke sich sehnet.„ Nur glaubt er, daß diese Voraussehungen nicht hinreichend sind, ihre Triebe völlig zu erklären. Denn, spricht er, sie bemühen sich, eine noch nie versuchte oder gesehene Handlung zur Erhaltung eines zukünftigen Guten, davon sie weder gegenwärtige, noch vergangene Erfahrung haben, zu verrichten. So ist demnach die vorhabende Handlung selbst, und deren Kunst und Fertigkeit, noch das Gute, welches dadurch erhalten werden soll, in der Empfindung des Gegenwärtigen, oder in der sinnlichen Vorstellung vergangener Erfahrung gegründet. Mithin entstehen die Triebe der Thiere nicht blos und allein von dem Eindrucke des Körpers in die Seele. Wenn eine Spinne eben aus dem Eye gekrochen ist, so ist ihr Bemühen schon da, ein Gewebe zu machen, dergleichen sie

nimmer versuchet, gesehen oder gelernt hat; und ohne daß sie eine Erfahrung davon hätte, daß Fliegen oder Mücken in der Welt sind, daß sie ihr zur Nahrung dienen, und auf solche Weise können gefangen werden. Und so verhält es sich mit vielen andern Trieben; mit der Sammlung der Speise auf den Winter, und deren sicherer Verwahrung in bereiteten Vorrathskammern; mit dem kühnen Fluge der Vögel in entfernte Länder; mit dem weiten Zuge der Seefische nach entlegenen Küsten und Strömen, wenn sie laichen wollen; mit dem Begraben (y) und Ersäufen zum halbjährigen Schlafe (z); mit dem

(y) Z. E. wenn sich das Murmelthier den Winter über in seine Höhlen legt, ferner die Schlafratte, der Siebenschläfer, die Haselmaus.

(z) Wie man dies von Schwalben behauptet. Wiewohl verschiedene Meinungen unter den Gelehrten statt finden. Einige glauben, die Schwalben versenken sich im Winter ins Wasser, und kommen im Frühlinge wieder heraus. Andere sagen, sie verkriechen sich in Erdhöhlen und Löcher. Noch andere, sie ziehen von uns in wärmere Gegenden. Jede dieser Meinungen suchen die Gelehrten durch Erfahrungen zu beweisen. Der erstern Meinung

dem Bauen der Nester zur Legung der Eyer und Ausbrütung der Jungen. Es ist alles ein will=

nung sind Klein, Pontoppidan, Wallerius und viele andere zugethan. Aber auch die übrigen Meinungen haben angesehene Vertheidiger. Ich glaube der Verfasser des Artikels: Schwalbe, in dem mehrmals angeführten neuen Schauplatz der Natur, VII. Band. S. 797. urtheile beyfallswürdig, wenn er sagt: „Ich behaupte, in gewisser Absicht haben alle drey Meinungen ihren Grund, ob mir gleich die erste, nehmlich das Versenken ins Wasser, am unwahrscheinlichsten ist. Es können ja wohl viele Schwalben, wenn sie sich zur Herbstzeit ins Rohr und Schilf begeben, daselbst niederfallen, und auf dem Sumpfe im Röhricht, wenn gleich nicht ganz ins Wasser, niederfallen, allda nach einer Erstarrung den Winter über liegen bleiben. Aber von diesen Versunkenen kommen, meines Erachtens, die allermehresten um, und nur sehr wenige, die etwa kurz am Ufer, oder ganz oben auf dem Schilfe liegen bleiben, erholen sich bey angehendem Frühlinge, und zwar nur sehr langsam, so, wie sie auch sehr langsam erstarren. Ferner glaube ich, daß sich andere Schwalben in Höhlen und Klüften verkriechen, wo sie, gleich vielen Erdthieren, den Winter über bis zum wärmern Frühlinge betäubet liegen. Endlich glaube ich auch, daß

noch

führliches Bemühen ihrer Seele, nach einer zukünftigen Handlung, deren Vorstellung so wenig, als die fertige Ausübung von ihrer jetzigen oder vorigen Empfindung den Ursprung nimmt, geschweige daß sie das Gute, welches daraus entstehen wird, aus der Erfahrung wissen sollten." — Ich gebe alles dies gerne zu; ich

noch andere Schwalben gar wegziehen, wenn ihnen Land und Gegend dazu vortheilhaft ist. Solchergestalt könnten die Schwalben in Deutschland gar wohl von Welschland aus nach Asien, und von Portugal nach Afrika, von England nach Frankreich und Spanien übersetzen, wenn man ihnen gleich keine grosse Seereisen, wie einige thun, beyleget. Manche Naturforscher haben jeder Art schon ihre eigenen Winterquartiere angewiesen. So sollen sich die Haus- und Rauchschwalben unters Wasser, oder ins Schilf und Geröhrig; die Ufer- und Mauerschwalben in die Erdlöcher und Steinklüfte verbergen. Ich denke, man könne hierinn für die Arten noch nichts gewisses bestimmen. Eben so läßt sichs nicht gewiß sagen, welche Arten wegziehen. Vielleicht thut es eine jede, wenn sie ihre Bequemlichkeit und die Gegend geschickt dazu findet. Es fehlen uns über die Zugvögel, wie über die Zugfische, noch die gehörigen Erfahrungen und Untersuchungen. 2c.

ich leugne nicht, daß Thiere vermöge ihrer Triebe zu Erreichung eines künftigen Guts oft handeln, ohne daß sie die Vorstellung des Künftigen aus dem Gegenwärtigen und Vergangenen nehmen. Allein dies hebt meine Behauptung nicht auf, daß die Thiere auch aus der Verbindung des Vergangenen und Gegenwärtigen in die Zukunft sehen. Auch kann damit immer bestehen, daß sowohl bey Menschen als Thieren das Gesetz der Association der Ideen einerley sey, nehmlich: Aehnliches erweckt Aehnliches. Der sel D. Krüger (a) urtheilet ganz recht, wenn er sagt: „Die Thiere haben eine Einbildungskraft und Gedächtniß, und werden gezogen, wie die meisten Menschen, nehmlich durch Schläge. Ihre Einbildungskraft, welche mit der menschlichen einem gleichen Gesetze folget, stellt sich dieselben allemal wieder vor, wenn die Umstände wieder vorkommen, unter welchen sie sie bekommen haben. Vergnügen und Mißvergnügen sind die Triebfedern ihrer Handlungen, wie bey den Menschen.„ Und wie sollte es möglich seyn, ein Thier zweckmäßig abzurichten, wenn es nicht aus dem Vergangenen und Gegenwärtigen auf das künftig folgende schlösse. Was

(a) In der Experimentalseelenlehre S. 332.

die Erziehung bey einem Kinde thut, das thut das Abrichten bey dem Viehe. Daher ein ungenannter Schriftsteller (b) sagt: „Man kann die Hunde dreist, schläfrig, furchtsam, falsch, beisend, treu, schmeichelnd machen; je nachdem man ihnen eine Erziehung giebt: und solche, die in einer armseligen Bauerhütte aufwachsen, sind weniger witzig, als andere, mit denen sich eine muntere Dame oft beschäftiget. Ihre Fähigkeiten sind eines Wachsthums fähig. Welche Vorsicht, Ueberlegung, (c) List, Vergleichung zeigt ein wohlabgerichteter Hund. Das Abrichten gränzt nach der Form nahe an dem Kinderunterricht des Pöbels. — — Jener wachsame Viehhund beschädigt keinen Menschen; aber wer sich des Nachts den Ställen nahet, den packt er aus Amtspflicht eben so unbarmherzig als ein Accisdiener, bis eine bekannte Stimme ihn wegen der befürchteten Gefahr beruhiget: durch

(b) In den Anmerkungen und Zweifeln über die gewöhnlichen Lehrsätze vom Wesen der menschlichen und der thierischen Seele. Riga. 1774. S. 87 f.

(c) Man setze lieber dafür Achtsamkeit, weil die neuern Philosophen zur Ueberlegung menschlichen Verstand und Vernunft erfodern.

durch Bestechung entkommt kein Fremder seinen Zähnen.„

Ich für meinen Theil zweifle daher nicht, daß die Thiere aus Nachahmung und Unterricht handeln, auch wohl unter einander. Warum singt ein jung r Kanarienvogel niemals den gewöhnlichen Kanariengesang, wenn man ihn in der Jugend blos unter andere Vögel hängt? vielmehr nimmt er den Gesang dererjenigen Vögel an, bey welchen er hängt, und aufgezogen wird, wie ich aus eigner Erfahrung weiß. Zugleich erhellet auch hieraus, daß nicht alle Kunsttriebe und Kunstfertigkeiten den Thieren angebohren sind. Und nun urtheile man selbst, ob man dem sonst berühmten Reimarus (d) beypflichten könne, wenn er sagt: „Daß die Thiere das, was sie thun, nicht aus Beyspielen, Nachahmung oder Unterrichte anderer gelernet, nicht durch Versuche und Uebung allmählig zur Vollkommenheit gebracht haben.„ Seine Beyspiele beweisen seine Behauptung nicht allgemein, wenn er sagt: „Welches Muster ihres Werkes hat

(d) In den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion. Vierte Auflage 1772. S. 338.

hat die junge Spinne zu ihrem Gewebe, welches der Seidenwurm zu seinem Eye, jemals vor sich gehabt? Dennoch machen sie alles von selbst eben also, wie ihre Voreltern. Ein Vogel wird zwar in seinem Neste jung und groß, aber er hat doch der Verfertigung desselben nicht beygewohnet, und bekümmert sich auch um dessen Bau und Anlage nicht. — Dennoch weis er hernach, wenn er sich paaret, ein ganz ähnliches Nest eben so gut anzulegen, als wenn er dessen Verfertigung oft gesehen und die Nachahmung lange versucht hätte. — — Der Seidenwurm und viele andere Thiere machen ihr Kunststück nur ein einzigmal im ganzen Leben; und dennoch ist es gleich ohne einiges Vorbild so vollkommen, als möglich. Die aber einerley Arbeit oft wiederholen, als die Spinnen, machen ihr Gewerke zuerst nicht schlechter und langsamer, noch mit der Zeit hurtiger und besser." Solche Beyspiele können zugegeben werden, ohne befugt zu seyn, daraus einen allgemeinen Satz herzuleiten. Denn man kann viele andere Beyspiele entgegen setzen. Ich will nur noch ein Exempel anführen, das Kreiling in den Grundsätzen der Leibnitzischen Philosophie beschrieben hat. Ein Bologneserhündchen, welchem bey Nachtzeit wegen der Kälte ein Kleid

angezogen wurde, stund fast alle Morgen zuerst auf, und schlich heimlich aus seinem Hause in ein anders, daselbst ein Hündchen von eben der Art zu besuchen. Es bemühete sich, durch seine schmeichelhafte Stellungen, die Leute im Hause zu bewegen, daß sie ihm sein Nachtkleid auszie=hen möchten, damit es desto freyer mit dem andern Hündchen umgehen könnte. Einstmals wollte ihm niemand im Ausziehen behülflich seyn. Es erfand daher durch seine mancherley Drehungen, indem es sich an Tisch und Bänke anrieb, und seine Gliedmasen bald dahin bald dorthin bewegte, das Kunststück, sich selbst auszuziehen. Er fuhr mit dieser Gewohnheit lange Zeit fort, bis endlich sein Herr hinter diesen Streich kam. Er kleidete es daher alle Morgen selbst aus, und ließ es gehen. Des Mittags und Abends kam es wieder in seine eigne Wohnung zurück. Zuweilen trug es sich zu, daß das Hündchen das benachbarte Haus noch nicht offen fand. Es trat daher dem Hause gegen über, und verursachte durch sein heftiges Bellen, daß man ihm die Thür aufmachte. Allein dieses Gebelle war sowohl den Einwohnern des Hauses, als auch den Nachbarn desselben beschwerlich. Man verschloß ihm daher nicht nur die Thüre, sondern suchte es auch aus den Fenstern mit

Stei=

Steinen von dem Hause wegzutreiben. Es schmiegte sich aber so harte an die Hausthüre, daß es vor den Steinwürfen völlig sicher war. Dieses bewog das Hausgesinde, daß sie es mit Ruthen fortjagten. Das listige Thier begab sich nach einiger Zeit auf das neue an das Haus, und wartete ohne einiges Bellen, bis die Thüre geöfnet wurde. Doch es wurde abermals fortgejagt. Dies bewog den Hund, lange Zeit wegzubleiben. Endlich aber wagte er es, wieder zu kommen, fieng ein heftiges Gebelle an, und suchte sich einen Ort aus, wo es weder von den Steinen getroffen, noch von dem Hausgesinde bey Eröfnung der Hausthüre ergriffen werden konnte. Nach langer Zeit sahe es an einem Morgen einen Knaben auf die Hausthüre zugehen, welcher die Klappe ergriff, und an die Thür schlug. Der Hund bemerkte, daß auf dieses Anklopfen die Thüre aufgemacht wurde. Er lief aber nicht sogleich zu der Hausthüre, so lange er oben jemanden an dem Fenster wahrnahm, sondern stellte sich, als wenn er weggienge, und schwieg ganz stille. Sobald er sahe, daß die Fenster zugemacht waren, und er niemanden weiter zu befürchten hatte, schlich er sich an der Seite des Hauses vor die Thüre desselben, und stellte sich an

den Ort, wo er den Knaben hatte klopfen gesehen, und wo auch niemand, der sich hart an die Thüre drängte, bemerket werden konnte. Hier sprung er etlichemal in die Höhe, bewegte den Hammer, und klopfte an die Thüre. Die Einwohner des Hauses fragten, wer da wäre? und als sie keine Antwort erhielten, so stunden sie in den Gedanken, es wäre vielleicht ein Kind aus der Nachbarschaft vor der Thüre, welches die Gewohnheit hatte, nicht erst zu antworten. Sie machten daher die Thüre auf, und der Hund sprang voller Freuden in die Wohnung des andern Hündchens. Er fuhr fort diesen Streich zu spielen. Die Einwohner dieses Hauses bewunderten die List und Verschlagenheit dieses Thieres, und es wurde ihm sowohl von seinem als seiner Geliebten Herrn ein freyer Zutritt vergönnt. — Ist dies nicht ein neuer Beweis, daß Thiere auch menschlichen Handlungen nachzuahmen suchen? Und wer zweifelt wohl an dem Satze: daß die Affen den Menschen nachahmen? sogar von freyen Stücken nachahmen. Denn eben dieser Nachahmung bedienen sich die Indianer zu ihrem Vortheil, um die Affen zu fangen. Nehmlich sie bestreichen entweder ihr Gesicht vor den Augen der Affen, mit Honig, und lassen beym Weggehen unten am

Bau-

Baume einen Topf mit Leim zurück, worauf die Affen herunter steigen, ihr Gesicht mit diesem Leime beschmieren, und dadurch geblendet werden. Oder sie ziehen unter den Bäumen ihre Stiefeln einigemal aus und an, lassen kleine, dazu besonders gemachte und mit Leim inwendig bestrichene Stiefeln unter den Bäumen stehen, und gehen fort. Weil nun die Affen ihnen dieses nachthun, die Stiefeln aber nicht wieder von den Füßen bringen, auch darinnen nicht gut fortgehen können, so fallen sie ihren Aufpassern leicht in die Hände. Bisweilen brauchen auch die Indianer zu dieser Absicht starke Getränke, welche sie in die Gegend setzen, wo sie Affen merken, indem sie vorher sich stellen, als wenn sie selbst davon tränken. Sobald nun die Affen davon trinken und berauscht werden, schlafen sie ein, und können leicht gefangen werden (e).

Die größte Bedenklichkeit, welche verschiedene Gelehrte äußern, den Thieren Voraussehungen zuzueignen, findet man darinn, daß die Thiere aus den vergangenen und gegenwärtigen

tigen

(e) Siehe Neuer Schauplatz der Natur, Erster Band, S. 129.

tigen Empfindungen keinen Schluß ziehen könnten. Meines Dafürhaltens aber hat es keine Schwierigkeit, dem Viehe ein Voraussehungsvermögen beyzulegen, wenn man erwegt, daß es weiter nichts erfodert, als eine Vorstellung ehedessen zugleich gehabter oder kurz auf einander gefolgten Empfindungen. Man kann sich die Sache so vorstellen. Ein Hund, der ehedessen nach den Hühnern lief, bekam von seinem Herrn Schläge. Diese zwey Ideen hegte derselbe ehemals zugleich, und zu wiederholten Malen. Wenn er nun heute wieder die Hühner sieht, und hat Lust ihm nachzulaufen und sie zu haschen, so fällt ihm zugleich die sonst mit dieser Handlung vergesellschaftete Idee von Schlägen seines Herrn ein, weil diese Gedanken in Verbindung ihm schon zur Gewohnheit geworden sind. Es ist folglich eine blose Wirkung des Gedächtnisses, daß er sich die Schläge auch gegenwärtig wieder gedenkt, und furchtsam wird, daher er seinen Herrn ansiehet, und auf seine Drohungen zurück weicht. Er schließt also nicht eigentlich aufs Künftige, er macht keine durch Ueberlegung und Nachdenken erzeugte Folgerung, sondern denkt nur bei dem einen Verbundenen auch das andere Verknüpfte als mehrmals gehabte associirte Ideen, und dies ist hinreichend, ihm Furcht einzujagen,

und zu denken, es werde wiederum das folgen, was mehrmals auf eine Empfindung zu folgen pflegte. Daß die Erinnerung des Ehemaligen die Thiere auf eine Voraussehung einer angenehmen oder unangehmen Zukunft leite, erhellet auch aus den Beispielen, wo Thiere, die zum erstenmal Jäger gesehen, keine Furcht gegen sie blicken lassen, die sich aber sogleich eingestellt hat, wenn sie schon einmal Schaden durch die Jäger erfahren haben. Pontoppidan (f) erzählet ein hieher gehöriges Exempel von Vögeln, die von Gänseart sind, schwarz über dem Rücken und auf den Flügeln, aber weiß unter dem Bauche. Er nennt den Vogel Langivie, Lomgivie oder Lomvifvie, auch heißt er wegen seiner Vortreflichkeit Stoifuglen (der grosse Vogel), weil er einer der größten Seevögel ist. Kommen die Jäger das erstemal an einem Ort, daß diese Vögel sie noch nicht aus der Erfahrung kennen, so sitzen sie ganz stille, und lassen sich todt schlagen. Aber wenn schon diese Vögel die Jäger als ihnen nachstellende erkannt haben, so fürchten sie sich.

Selbst

(f) In der natürlichen Historie von Norwegen 2 Th. S. 157.

Selbst Reimarus, der doch die eigentliche Erinnerung sowohl als die Voraussehung den Thieren abspricht, muß nach seinen eignen Grundsäzen zugeben, daß ein Thier das ehemals zusammen verbundene sich wiederum vorstelle, wenn er gleich behauptet, der Gedanke des Vergangenen sey von gleicher Beschaffenheit mit der Idee des Gegenwärtigen. Genug der Hund denkt die ehemaligen Schläge bey Verfolgung der Hühner wieder, wenn er heute die Hühner vor sich siehet, und sie zu verfolgen Lust hat, und das giebt ihm die Voraussehung von Schlägen, woferne er abermals seiner Begierde ein Genüge thun wollte. Diese Wirkung ist eben das, was viele Philosophen die Erwartung ähnlicher Fälle nennen. Der Herr Geheimde Rath Böhme in Giessen bedient sich in seiner Metaphysik (g) folgenden Beyspiels vom Wolfe, davon ich oben etwas bey anderer Gelegenheit gedacht habe. Als jemand, da er auf dem Felde spazieren gieng, einen Wolf sahe, welcher einer Heerde Schaafe nachzustellen schien, zeigte er die bedrohende Gefahr dem Hirten an, mit beygefügtem Rath,

(g) Editione II. Giessen 1767. §. 678. p. 489. sq.

Rath, den Feind der Schaafe durch die Hunde in die Flucht zu jagen. Das werde ich keinesweges thun, antwortete der Hirte. Denn dieser Wolf, welchen du siehest, ist nur aus der Absicht da, damit er meine Aufmerksamkeit zerstreue, und ein andrer Wolf, welcher sich gegen über verborgen hält, erwartet nur den Augenblick, in welchem meine Hunde jenen Wolf verfolgen sollen, alsdann will er mir ein Schaaf rauben. Der Rathgeber, begierig hinter die Wahrheit zu kommen, versprach dem Hirten den Werth des Schaafes zu bezahlen, woferne bey Befolgung seines gegebenen Raths dasjenige erfolgte, was der Hirte vorhergesagt hätte. Der Ausgang bestätigte, daß die Vermuthung des Hirten nicht ungegründet gewesen. — Viele schliessen aus dieser Geschichte, wovon man so viele Schriftsteller als glaubwürdige Zeugen aufstellen kann, daß den Thieren eine vorsichtige Kriegslist, ein Vertrag, eine Sprache, ja gar eine Vernunft eigen sey. Herr Böhme sucht die Begreiflichkeit dieser Begebenheit auf folgende Art faßlich zu machen: 1) Der eine Wolf, welcher hinter der Hecke verborgen lieget, siehet die Schaafe. Seine sinnliche Empfindung ist gegenwärtig. Daher wird bey ihm die sinnliche Begierde erwecket, ein

oder

oder das andere Schaaf zu rauben. 2) Er ſiehet auch mit ſeinen Augen die Hunde. Dieß iſt auch eine gegenwärtige Empfindung. Die Hunde haben denſelben durch ihren Biß einſtmals in der Zauſe gehabt. Dieß iſt eine vergangene Empfindung. Er ſtellt ſich bey dieſer Gelegenheit ſelbſt als einen von den Hunden ehedeſſen verwundeten und in die Flucht geſchlagenen vor. Dieß iſt eine Wirkung der Einbildungskraft. Er ſtellt ſich wieder vor, daß er werde gebiſſen und in die Flucht geſchlagen werden. Dieſes iſt eine Erwartung ähnlicher Fälle. Daher entſteht die Furcht. Oder, fährt Herr Böhme weiter fort, wenn dieſe Erklärung nicht gefallen ſollte, ſo iſt es doch genug, daß einige Arten der unvernünftigen Thiere bisweilen andere fürchten, und daß es unter den Menſchen einige giebt, welche ſich vor den Spinnen, Fröſchen, Mäuſen u. ſ. w. fürchten, und zwar alſo fürchten, daß man der Vernunft derſelben keine Schuld dieſer Furcht beymeſſen könne. Sonach iſt die Begierde ein Schaaf zu rauben, und die Furcht vor den Hunden zugleich da. Die letztere behält als eine ſtärkere die Oberhand, wie aus der Begebenheit erhellet. Der Wolf nähert ſich gleichſam wider ſeinen Willen der Heerde nicht, indem ihm die Furcht einen Zaum

anleget. 3) Er siehet auch den andern Wolf als einen Nachbar der Heerde. Dies ist eine gegenwärtige sinnliche Empfindung. Er ist sich bewußt, daß er selbst der Heerde nahe sey, daß er die Schaafe sehe, und eins von denselben begehre. Dies ist eine Empfindung, die ihm gegenwärtig ist. Er stellet sich eben dieses Sehen und eben die Begierde bey dem andern Wolfe vor. Das ist eine Vorstellung aus ähnlichen Fällen. Der Hund lehret, daß hier nichts erdichtet werde, welcher, indem er an dem Knochen naget, seinen Gesellen hasset, den er liebet. Der Wolf stellet sich wieder vor, daß er bey einer dergleichen vorgefallenen Gelegenheit von den Hunden in die Flucht getrieben worden sey. Dieß ist die oben bemerkte Einbildungskraft. Aus dieser Ursache hoffet er, daß auch der andere Wolf von den Hunden werde in die Flucht geschlagen werden. Diese Hofnung ist aus ähnlichen Fällen geschöpft. Der Ausgang kommt mit dieser Hofnung überein, wie die Geschichte lehret. 4) Der eine Wolf siehet den andern fliehen, weil ihn die Hunde verfolgen, und daß die Hunde von der Heerde abgeleitet werden. Dieß ist eine gegenwärtige sinnliche Empfindung. Daher hört auch die Ursache der Furcht auf, welche bisher seinen

seinen Muth bezähmt hat. Selbst die Furcht hat ein Ende, weil bey Entfernung der Ursach auch die Wirkung aufhöret, nicht, als ob der Wolf gleichsam also schlösse, sondern weil alles einen allgemeinen Grund hat. Die Begierde, ein Schaaf zu rauben, hat bis hieher nur die Furcht bewirket, wie schon oben angezeigt worden ist. Der Grund also, weswegen die Begierde nicht in der That ausgebrochen ist, hört auf. Die Begierde schlägt zur Thathandlung aus."

So wahr es nun ist, daß viele Voraussehungen der Thiere aus der Vorstellung des Gegenwärtigen und Vergangenen erfolgen, eben so unwahr würde doch seyn, wenn man alle und jede Prävisionen bey den Thieren aus dieser Quelle herleiten wollte. Denn Furcht bey künftigen Uebeln kann bey Thieren auch durch ungewöhnlichen sinnlichen Eindruck entstehen, aus Unwissenheit und Zweifel, ob das äusserlich Empfundene nachtheilig oder zuträglich sey, ob z. E. ein grosses Thier des andern Feind oder Freund seyn möge, wenn gleich das eine Thier noch gar keine Erfahrung gehabt, daß das andere ihm Schaden zugefügt oder nicht zugefügt habe. Finden wir doch schon bey Menschen eine

ähnliche Art zu handeln. Wir erschrecken oft für ein ausländisches grosses Thier, wenn wir gleich noch nicht wissen, ob es ein Feind des Menschen sey oder nicht. Wir nehmen uns für selbiges in acht, und werden mißtrauisch, bis wir durch Gründe überzeugt werden, daß unsere Furcht ungegründet sey. Hat man doch sogar unter Menschen viele, die sich für ein Thier fürchten, und von ihm künftige Nachtheile erwarten, welche doch gar nicht zu erwarten sind, und davon man die wichtigsten Beweißgründe ihnen gegeben hat. Z. E. Wenn sich viele für kleinen Mäusen, für Spinnen rc. fürchten. Solche Prävisionen oder unangenehme Ideen der Zukunft entstehen gewiß nicht aus der Vergleichung des Gegenwärtigen und Vergangenen. Auf ähnliche Art verhält es sich auch mit den Thieren. Ja Thiere können durch Dinge schüchtern und furchtsam gemacht werden, die ihnen gar nicht schaden können. Z. E. die Hasen durch Federn, welche man an Bindfaden knüpfet, Vögel durch flatternde Lappen, die Seebären durch Pfeiffen (siehe unten §. 14. u. s. w.). Pontoppidan (h) erzählet, daß die Bauer- und Gra-

(h) Im Versuch einer natürlichen Historie von Norwegen 2 Th. S. 28.

Grasemägde sich eines ganz besondern Mittels bedienten, um einen auf sie zukommenden gefrässigen Bär von sich abzuhalten. Nämlich sie pflegten den Rock aufzuheben, und den Hintern dem Bäre zuzukehren. S. v. sublatis vestimentis, ostendunt id, quod reconditum vult natura, und sagt, wenn er gleich anfänglich an der Wahrheit dieses Mittels gezweifelt habe, sey er doch von der Richtigkeit glaubwürdiger Zeichen überführet worden. Er fügt noch bey: „Ich erinnere mich, daß ich ohne Zweifel in Eduard Dappers Afrikanischen Reisebeschreibung gelesen habe, daß auch die Löwen sich durch dieses Mittel in die Flucht jagen lassen.“

§. 12. Mancherley Gesichtspunkte, aus welchen die Vorhersehung der Thiere bewiesen werden können.

Alle Handlungen der Thiere, die, ohne eine Voraussehung anzunehmen, nicht erklärbar sind, geben uns Beweißgründe für die Prävisionen der Thiere. Und warum sollte man aus der Analogie der thierischen und menschlichen Handlungen nicht ähnliche Ursachen und Erfolge schliessen können? Finde ich, daß ein Thier auf ähnliche Art zweckmässig handelt, wie der Mensch, und bey den Menschen entstand diese absichtsmässige Verrichtung aus einer Voraussehung, so habe ich auch Grund, dem Thiere bey

seiner zweckmässigen Handlung ein Voraussetzen zuzueignen. Wenn nun Menschen Vorbauungsmittel gebrauchen oder vorsichtig verfahren; wenn sie Mittel anwenden, zukünftige Absichten zu erreichen; wenn sie wider dasjenige Hindernisse setzen, was ihnen schädlich ist, oder künftig seyn seyn kann; wenn sie Verstellung gebrauchen, um Uebel abzuwenden; wenn sie sich bey bevorstehender Gefahr zu Hülfe rufen; so sagt jedermann, der Mensch handle nach Vorhersehungen; also muß eben dieses in Ansehung der Thiere statt finden, wenn sie auf gleiche Art handeln. Daß aber sich dieses wirklich so verhalte, glaube ich durch überzeugende Beyspiele ausser Zweifel setzen zu können.

§. 13. Die Thiere bedienen sich verschiedener Vorbauungsmittel, oder handeln vorsichtig.

Vorsichtig nennt man denjenigen, der seine Handlungen so einrichtet, daß nicht in der Zukunft etwas Unangenehmes erfolgen möge. Eine solche Vorsicht setzet also voraus, daß man sich die vielleicht in der künftigen Zeit ereignenden widrigen Begegnungen gedenke. Folglich fasset sie eine Voraussehung in sich. Daß nun auch die

die Thiere je zuweilen eine solche Vorsicht in ihren Verrichtungen an Tag legen, beweisen verschiedene Beyspiele: Deren einige ich anzuführen für zweckmässig halte.

Da ich in meinen jüngern Jahren sehr oft ritte, so habe zu wiederholten malen bemerket, wenn ich durch Wasser ritte, das sehr hell und klar war, und man den Grund der Tiefe erblicken konnte, das Pferd ohne Bedenken durchging. War aber das Wasser trübe und sumpficht, so stuzte das Pferd, und durch das Anspornen wagte zwar dasselbe mit einem Fusse die Tiefe zu probiren, auch wohl, wenn es bald festen Grund fand, den andern Fuß nachzusezen, sobald aber bey dem zweyten Schritt sich die Tiefe merklich vergrösserte, gieng es zurück. Warum geschahe dieses? — Gewiß aus keinem andern Grunde, als weil es vermuthete, es würde sich die Tiefe vermehren, und ihm nachtheilig werden. Handelte also nicht das Pferd nach Voraussehungen? Daß die Pferde sichern, oder erst mit dem Fusse prüfen, ob bey dem Auftreten Gefahr sey, bezeugt Pontoppidan (i) wenn er von den Nordischen Pferden sagt,

(i) In dem Versuche einer natürlichen Historie von Norwegen, zweyter Theil, aus dem Däni-

sagt, daß sie die steilen Felsentreppen oder Wege hinauf oder herunter stiegen, und mit einem Fusse recht wohl vorzufühlen wüßten, ob auch die Steine fest lägen. Wollte der Reiter ihnen nicht dabey den Willen lassen, so wäre der beste und künstlichste Reiter in Lebensgefahr.

Herr Kollegienrath Müller (k) bestätiget die Erzählung von den Tatarischen Pferden, daß sie Heerden bewachen, und solche Verrichtungen unternehmen, die ohne Vorsicht unmöglich sind. Der Tatar und der Kalmyke lassen nämlich ihre Pferde-Tabunen frey herumstreichen; tausend Heerden vermischen sich nicht, von dem jährlichen Zuwachs verliert sich nichts, ob sie gleich ohne Hüter gehn. Denn wenn der Tatar eine Heerde anlegt, so zeichnet er etliche Stuten und ein Paar Hengste, dadurch erkennet er sein Eigenthum. Die letztern sind die Wächter. Sie gehen allezeit an der Seite, und halten die ganze Heerde beysammen, keines darf sich entfernen. Bey

Dänischen übersetzt von Joh. Adolph Scheiben. Kopenhagen bey Mumme 1754, Kap. 1. §. 1. S. 7.

(k) In der Sammlung Russischer Geschichte 9 B. S. 42.

Bey Erblickung einer fremden Heerde treiben sie alles auf einen Haufen, und stellen sich an die Spitze. Eben so machen es die ankommenden. Rücken sie zu nahe, so liefern die beyderseitigen Hengste eine Schlacht, beissen und schlagen sich, bis beyde Theile ermüdet oder verwundet den Rückweg nehmen. Bey entstehendem Lärm besetzen die Hengste die Anhöhen, und beobachten alles genau. So können sich die Pferde weder vermischen noch verlaufen. Wenn der Eigenthümer eins davon verkauft, oder selbst brauchen will, so wirft man ihm im Vorbeyreiten eine Schlinge um den Hals, und zieht es so lange, bis es ermattet sich aufzäumen läßt. Ein eigner Kerl muß es füttern und zahm machen, welches bey einigen früher, bey andern niemals glückt, überhaupt aber mit Gefahr verbunden ist. Was macht sie wütend, wenn man sie zähmen will? Die Liebe zur Freyheit, aber nicht die Erwartung ähnlicher Fälle, die sie nicht kennen. Was lehrt die Hengste Hüter und Helden seyn. Vielleicht eben das, was einer Nation gegen die andere Abneigung, oder gar Kriegsgedanken einflößt. Die Hengste sehen sich als die Obersten der Gesellschaft an, die weder fremden Eindrang, noch den Verlust eines Mitglieds leiden wollen. Auch nach der weitesten Entfer-

nung nähern sie sich gern wieder der ersten Gegend. Das wäre unter den Menschen Heimwehe oder Vaterlandsliebe. Gewiß hier ist mehr als Trieb sich zu nähren: hier wird eine ganze Heerde, eine Gesellschaft beschützet. Ueberhaupt sind alle wilde Pferde vorsichtig und aus Liebe zur Freyheit argwöhnisch. Nie heben sie ihren Kopf ganz in die Höhe, sondern sehn immer behutsam von der Seite. Eben dadurch sind sie im Stande, stärkern Feinden zu widerstehen. Aus vielen in St. Petersburg bey Thierkämpfen angestellten Versuchen weiß man, daß gegen ein wildes Pferd zween hungrige Wölfe nichts vermögen. Es vertheidiget sich mit dem Munde und mit den Füßen. Wenn man es gar mit Gewalt niederreißt und scharf beschlägt, so erlegt es die listigsten Wölfe in kurzen; da doch ein Bär, der ohne Beschwerde jeden Ochsen oder ein Pferd im Raube davon führt, wenn man zwey Wölfe auf ihn läßt, bald erliegt. Einer amüsirt ihn durch den falschen Angrif von vorne so lange, bis der andere schnell von der Seite zuspringt, und ihn so aufreißt, daß er sein Eingeweide verschüttet.(l)

Die

(l) Anmerkungen und Zweifel über die gewöhnlichen Lehrsätze vom Wesen der menschlichen und

Die Araber haben eine Art von Pferden, die ursprünglich aus der Stuterey des Königs Salomo abstammen sollen. Sie glauben, daß einige Familien unter diesem adelichen Pferdegeschlecht so viel Verstand haben, wenn sie in einer Schlacht verwundet, und also untüchtig werden, ihren Reiter länger zu tragen, sich sogleich zurückbegeben, um ihren Herrn in Sicherheit zu bringen. Fällt der Reiter zur Erden, so bleiben sie bey ihm stehen, und wiehern, bis Hülfe kommt. Schläft er bey ihnen im freyen Felde, so wiehern sie, wenn sich in der Ferne Räuber zeigen. (m)

Daß der Fuchs Vorbauungsmittel, und sogar die schmerzhaftesten gebraucht, um nicht in die Hände der Jäger zu fallen, oder um seine Freyheit zu kommen, ist bekannt. Denn wenn er in dem ausgestellten Fuchseisen mit einem Fusse fest hänget, so beisset er ihn oft ab, um sein Leben zu retten. (n) Wenn die Meer-

und der thierischen Seele. Riga 1774. S. 93. f.

(m) Niebuhr Beschreibung von Arabien. S. 162.

(n) Vergleiche Erich Pontoppidans kurzgefaßte Nachrichten die Naturhistorie in Dännemark betref-

otter in dem ihr aufgestellten Netze sich gefangen sieht, geräth sie ebenfalls in eine solche Angst, daß sie sich die Vorderfüsse wegbeißt, ob sie schon dieses nicht als ein Befreyungsmittel betrachten kann. Daher freylich sich bey dem Fuchs noch der Einwurf machen ließ, er beisse seinen Fuß aus Verzweiflung ab. Allein wäre es blos Verzweiflung, so würde er eben sowohl den freyen Fuß abbeissen, das doch nie geschiehet.

Von den Hirschen erzählet Pantoppidan (o) wenn es sich zuweilen zutrüge, daß zehen und mehrere über die ziemlich breiten Einbuchten und Ströme zwischen dem festen Lande und den Inseln schwämmen, so hielten sie zur gemeinschaftlichen Hülfe so gute Ordnung, daß des einen Kopf auf dem Hintertheile des andern ruhete, und wenn der vörderste ermüdet wäre, so begäbe er sich zurück, und liesse dem nächsten den Vorrang. — Eine Art zu handeln, die man auch den Kranichen und verschiedenen andern Vögeln beyleget.

Herr

treffend. Aus dem Dänischen übersetzt. Kopenhagen und Hamburg, bey Rothens Wittwe und Profft auch Bock. 1765. in 4. S. 161.

(o) In der natürlichen Historie von Norwegen. 2 B. S. 19.

Herr von Büffon gedenket, daß Tavernier erzähle, wie verschiedene Jäger fünf Elephanten gefangen, von denen drey sich gerettet hatten, ob ihnen gleich um den Leib und um die Beine Ketten und Stricke gelegt waren. Diese Leute gaben die Nachricht, wenn man Elephanten einmal gefangen hätte, und solche wieder entkommen ließ, so liefen sie von neuem in die Gehölze, wären beständig mißtrauisch, und rissen mit ihrem Rüssel einen starken Ast ab, womit sie, ehe sie den Fuß fortsetzten, allenthalben untersuchten, ob auf dem Wege auch ein Loch sey, damit sie nicht zum zweytenmal gefangen würden. Dies benahm auch den vorhin gedachten Jägern alle Hofnung, die entwichenen drey Elephanten wieder zu ertappen. — Mit Voraussetzung der Wahrheit dieser Erzählung, muß bey den Elephanten die ehemalige Noth und Gefahr und die Grube, wodurch sie in solche Gefahr geriethen, in ihrem Gedächtniß reproduziret, und in ihnen die Vorstellung erregt worden seyn, es könnte wohl was ähnliches wieder geschehen, daher sie erst den Boden untersuchten. Wer sollte demnach die Voraussehung, die diesen Thieren eigen ist, verkennen?

Daß die Affen vorsichtig handeln, ist bekannt. Nach des Dom Parnetty Bericht hat man auf der Insel St. Katharine einen einäugigen Affen erschossen, der sich statt des fehlenden, aus gewissen Gummi, Moos u. d. gl. ein künstliches, dem natürlichen so ähnliches Auge gemacht und eingesetzt hatte, daß man kaum den Betrug merkte. Welcher Okulist, sagt ein neuerer Schriftsteller; (p) hatte ihn unterrichtet? Zu welchem Ende machte er sich das falsche Auge? Vielleicht wollte er, wenn auch Affen über Leibesgebrechen spotten, seine Häßlichkeit verbergen, oder sich wider der Insekten beunruhigenden Anfall schützen, oder es war gar eine Arzney. — Die Art Affen, die keinen Schwanz haben, von Kräutern, Korn und allen Arten von Früchten leben, welche sie in Gesellschaft aus den Gärten oder Feldern zusammen stehlen, pflegen eine Schildwache auf eine Höhe zu stellen, von der diese das ganze Feld übersehen kann. Wird nun dieser zur Wache ausgestellte Affe niemanden gewahr, so giebt er den

(p) Siehe die mehrmals angeführten Anmerkungen und Zweifel über die Lehrsätze vom Wesen der menschlichen und thierischen Seele. S. 90.

den übrigen durch ein Geschrey ein Zeichen, daß sie kommen sollen, weicht auch nicht von seinen Posten, so lange seine Gesellen in ihren räuberischen Verrichtungen begriffen sind. Sobald er aber jemand kommen sieht, schreit er heftig, springt von einem Baum auf den andern, und alsdann rettet sich alles in die Gebürge. Wie hievon abermals Büffon Nachricht ertheilet. In einen andern Schriftsteller (q) heißt es: Man findet auf dem Vorgebirge der guten Hofnung eine sehr grosse Menge Affen, die von denen in den übrigen Gegenden Afrika's nicht merklich verschieden sind. Da ihre Begierde zu den Früchten ausserordentlich gros ist, so sprechen sie oft auf den Meyerhöfen und Gärten ein, sorgen aber dabey auf eine bewundernswürdige Art für ihre Sicherheit. Indem eine Parthey ihres Haufens einen Garten bestiehlt, so stellen sich die übrigen in einer Reihe bis an ihren Schlupfwinkel in den Gebirgen. So, wie die ersten die Frucht abbrechen, bringen sie solche dem, der an der Spitze der Linie steht, von diesem geht sie zu dem folgenden über, dieser reicht sie dem andern hin, bis sie von Hand zu Hand zu dem

 letzten

(q) Hist. general de voyages, oder in den allgem. Reisen.

letzten kommt. Alles dieses verrichten sie mit dem tiefsten Stillschweigen. Wenn aber diejenigen, welche Wache halten, einige Gefahr entdecken, so schreyen sie, und geben dadurch den übrigen das Signal zur Flucht, die auch sogleich erfolgt. Die Jungen steigen den Alten auf die Achsel. Man hält sogar dafür, daß sie die nachlässigen Schildwachen mit dem Tode bestrafen.

In Finnland hat man neuerlich der Wölfe Geschicklichkeit, ihren Vorrath wohl zu verwahren, entdeckt. Eine Wölfin versenkte ihr erbeutetes Fleisch in einer tiefen Quelle, wo es frisch und den Raubvögeln verborgen lag. (r) — Wer wollte also zweifeln, ob auch diese Wölfin sich vorgestellet habe, es dürften künftig Thiere kommen, und sich das erbeutete Fleisch zueignen, wenn sie es nicht im Wasser verborgen hielte.

Von der Vorsicht, von den Vorbauungsmitteln, und überhaupt von der grossen Kenntniß

(r) Siehe Hamb. Zeitung vom Jahr 1771. Num. 193. Wie auch Anmerkungen und Zweifel über die gewöhnlichen Lehrsätze vom Wesen der menschlichen und thierischen Seele. S. 86.

niß des Grasebärs (Gräs=Biörn) sagt Pontoppidan (s): „Aus Vordne in Rögsund hat man mir berichtet, daß ein alter Gräs=Biörn die Heerde viele Jahre als ein Wächter begleitete, und oft ganz zahm dabey stand, wenn die Magd das Vieh melkte. Daß er ferner den Wolf allezeit verjagte, und allein im Herbste, wenn er sein Winterlager bald suchen wollte, eine Ziege oder ein Schaaf, als ein ihm per consensum tacitum, bedungnes Sommerlohn aus der Heerde herausnähme. Ob aber andere seiner Art eben so billig seyn würden, daran wird gezweifelt. Doch wird für gewiß erzählt, er nähme in seiner ihm zugehörigen Gegend von einem einzigen Manne auch nur ein einziges Stück. Es werden von dieses Thieres Verstand und Nachdenken viele Proben erzählt, und unter andern auch dieses, welches mir am meisten ein Merkmal einer Ueberlegung zu seyn scheint, daß er nämlich aus einem Haufen von Kühen, eben diejenige aussucht, die die Glocke am Halse trägt, und durch deren Schall das Zeichen einer nahen Gefahr giebt. Auf diese Glocke ist er sehr böse, er reißt sie der Kuh ab, und da sie

(s) In der Naturgeschichte von Norwegen. 2. Th. S. 29 f.

sie nicht gegossen ist, sondern nur geschmiedet, so klopft er sie mit seiner Pfote flach, damit sie ihm keinen Verdruß mehr machen soll. Ebenfalls schiesset er ein geladen Gewehr ab, daß er einem Schützen, den er überrumpelt hat, abgenommen. So bezeigt er auch eine grosse Klugheit, sein Leben zu vertheidigen. Denn wenn er von zwey oder drey Schützen zugleich angegriffen wird, und einer von ihnen zuerst nach ihm geschossen, oder ihn leicht verwundet hat, so greift er sogleich den Wehrlosen an, nimmt ihn in seine Vorderpfoten, und hält ihn vor sich in die Höhe, worauf er sich rücklings so weit zurück verfügt, als er kommen kann. Denn er weiß wohl, daß man sich scheuet, auf ihn zu schiessen, aus Furcht, man möchte den Menschen zugleich mittreffen. Zuletzt wälzt er sich von einer Höhe herab, und läßt ihn lebendig oder todt liegen, obschon zuweilen beyde sterben. Fühlet der Bär, daß er tödtlich verwundet ist, so sucht er den Schützen um die Haut zu bringen, als wenn er wüßte, daß diesem eben darum zu thun sey. Deswegen nimmt er einen schweren Stein in seine Pfoten, läuft nach einem tiefen Wasser, wenn es in der Nähe ist, und stürzet sich hinein." — Diese Erzählungen würden gewiß Vorhersehungen der Thiere

ausser allen Zweifel setzen, wenn sie gegründet wären, wofür ich freylich nicht haften kann. Man halte sich an meinen aufgestellten Gewährsmann, der nicht unter die Unglaubwürdigen gehört.

Viele Thiere setzen sich in Bereitschaft, einen ankommenden Feind, den sie vermuthen, mit Nachdruck zu empfangen. Sie handeln demnach nach einer Voraussehung. Hiervon giebt der angeführte Pontoppidan (t) ein Beyspiel an, wenn er sagt: Neulich begab sich hier in dieser Gegend, daß ein Luchs von einem eingesperrten Ziegenbocke übel bezahlt wurde. Denn als dieser die unterirrdische Arbeit des Luchses bemerkte, so passete er es so wohl ab, daß, als der Luchs mit dem Kopfe zum Vorschein kam, er ihm, ehe der Rumpf nachfolgen konnte, mit seinem Horne so gewaltig stieß, daß dieser sonst gewaltige Feind in seinem selbst gemachten Grabe getödtet wurde.

Von den Einhörnchen erzählet eben dieser Schriftsteller, (u) daß es auf einem hölzernen Spahne

(t) Am angeführten Ort. S. 41. f.

(u) A. a. O. S. 47.

Spahne über ein schmales Wasser segelte, und sich dabey seines wollichten Schwanzes, als eines Segels bediene, um den Wind zu fangen. Es streckt auch den einen Fuß aus, um damit zu steuern. — Hat es also nicht vorausgesehen, daß diese Mittel seine Absicht befördern würden. Ich weiß wohl, man wird sagen, diese Handlungen sind blosse Wirkungen von Naturtrieben, allein wenn gleich solche Triebe das Thier zu seinen Verrichtungen antreiben, so handelt es doch zweckmässig, und gedenkt sich einen glücklichen künftigen Erfolg, erinnert sich auch wohl, wie es schon ehedessen seinen Zweck auf gleiche Art erreicht habe.

Auch von dem Hermelin sagt Pontoppidan (x) daß, wenn es auf einer Insel Junge bekommt, seine Jungen hinüber aufs Land auf einem Spahne führe, auch den Spahn zuweilen mit seiner Schnauze fortstosse, damit es seine Reise beschleunige. Auch noch andere Handlungen werden von diesen Thieren angeführet, die eine Vorsicht beweisen. So klein auch dieses Thier ist, so bringt es doch zuweilen die allergrößten Thiere um, insonderheit das Elendthier und

(x) A. a. O. S. 49.

und den Bär, und zwar auf diese Art: Wenn jene schlafen, so springet das Hermelin ihnen ins Ohr, und beisset sich darinnen mit seinen scharfen Zähnen so fest, daß es nicht wieder abfällt, wenn das grosse Thier anfängt zu laufen, und zu schreyen, und endlich ganz abgemattet einen Felsen herabstürzet und ums Leben kommt. Es stiehlt sich auch auf einen schlafenden Adler, oder Tiur-Vogel, (ein grosser Auerhahn) lässet ihn, indem er ihm auf den Rücken sitzt, in die Luft fliegen, und beisset ihn so lange, bis er endlich, wenn er sich verblutet hat, todt zur Erden sinken muß.

Eine Art von Seehunden, die Pontoppidan (y) Klappmützen nennet, weil sie auf dem Kopfe eine schlaffe Haut haben, die sie über ihre Augen und Schnautze herunter werfen können, beweisen auch eine Vorsicht. Denn wenn sie zu vielen Hunderten liegen und schlafen, so machen sie in ihrer Republik die vorsichtige Anstalt, daß einer von ihnen inzwischen Schildwacht

(y) A. a. O. S. 237. Sie werden auch Robben, wie im Pontoppidan oft stehet, genannt. Ferner Phoca Vitulina *Linn.* gen. 11. sp. 3.

wacht steht, und mit einem gewissen Geschrey, das der Stimme eines heisern Hundes, der bellen will, ähnlich ist, die Schlafenden aufwecken muß, wenn entweder ein weisser Bär, der oft auf dem Eise herumspazieret, oder auch die Robbenschläger sich nähern (z) —— Das Wun-

(z) In dem Hamb. Magaz. 11 Band, S. 481. wird auch von der Seeotter gesagt, daß sie ihrer Sicherheit halber sehr besorgt sey, und wenn sich eine allein, um zu schlafen, aufs feste Land begiebt, sieht sie sich erst sorgfältig herum, und da sie kein starkes Gesicht hat, riechet sie mit der Nase erst allenthalben herum, ehe sie sich schlafen legt, um zu erforschen, ob etwa in der Nähe Menschen befindlich seyn möchten. Ja, wenn sie gleich alles ganz sicher gefunden hat, so begiebt sie sich doch nicht weit von der See weg. Sie wacht öfters im Schlafe vom Schrecken auf, siehet sich umher, und überläßt sich weder einem langen noch tiefen Schlafe. Wenn sie aber in Menge auf dem festen Lande schlafen, so sind die schönsten unter ihnen allezeit auf der Hut, und wecken die übrigen auf, wenn Gefahr vorhanden ist. Daß dieses Thier listig und vorsichtig verfahre, beweiset ihre Art zu handeln auf der Jagd. Es hält alle Schläge auf den Rücken aus, wenn man sie gleich

Wundersamste, sagt Pontoppidan (a) dessen mich unsere Robbenschläger versichern, ist dieses, daß diese Thiere in ganzen grossen Schaaren von etlichen Tausenden ihren Zug so richtig, als nach einem Kompasse, nehmen. Denn wenn sie Unrath merken, und von dem Triebeise vertrieben werden, und ihre Zuflucht anderwärts suchen müssen, so richten die Schiffer, wo es der Wind zulassen will, ihre Segel nach ihrem Zuge ein; wenn sie nur wohl in Acht genommen haben, welchen Strich diese Thiere bey ihrem Abzuge erwählet haben, so können sie ganz sicher eben diesen Strich auf dem Kompasse halten, und gewiß versichert seyn, daß sie sie, wenn sie auch lange segeln sollten, auf dem Eise, wohin ihr Lauf gehet, finden werden.

Plut-

20 mal wiederholet, wenn man ihm aber, indem es läuft, auf den ausgestreckten Schwanz schlägt, kehrt es dem, der es geschlagen, augenblicklich den Kopf auf eine lächerliche Weise zu. Oft fällt es auf einen Schlag nieder, und stellt sich, als wenn es todt wäre. Sobald es aber siehet, daß man sich mit andern beschäftiget, läuft es geschwinde davon.

(a) Ebendaselbst. S. 239.

Plutarch erzählet: Die Pinna Marina, (b) eine Art grosser Muscheln, von der wir

(b) Diese Pinna marina, heißt auch Steck-Muschel. Es mag verglichen werden: Onomatologia Historiæ naturalis completa, oder vollständiges Lexicon, das alle Benennungen der Kunstwörter der Naturgeschichte nach ihrem ganzen Umfange erkläret ꝛc. VI. Band. Ulm, Frankf. u. Leipz. 1775. S. 514. Der achtfüssige Blackfisch stellet diesen Steckmuscheln gewaltig nach, aber der Steckmuschelwächter wird für den Beschützer dieser Muschel gehalten, welcher sie durch Zwicken für den Blackfisch warnen soll, um ihre Schaale zuzuziehen, sagt Müller in des Ritters Karl von Linné vollständigen Natursystem, nach der 12 lateinischen Ausgabe. VI. Theil, 1 B. Nürnberg 1775. S. 343. Er setzt aber selbst dazu, die Sache sey zweifelhaft. Dieser Steckmuschelwächter wird für eine Art Krebse gehalten, nemlich für Cancer pinnophylax, und Cancer pinnotheres. Rumph meldet, wie in jeglicher Schinkenmuschel (Steckmuschel) sich nur allemal ein dergleichen Wächter aufhalte, und so lange darinnen wohne, so lange die Muschel lebe. Allein man wird gewiß lebendige Steckmuscheln ohne einen solchen Wächter antreffen. Vergleiche auch den neuen Schauplaz der Natur VII. Band Artikel: Schinkenmuschel. S. 656.

wir das Schildpart haben, wird beständig von dem Pinnothero begleitet, welches eine Art eines kleinen Krebses ist, der gewissermaassen mit ihr Haus hält. Als ein wachsamer Pförtner befindet er sich bey dem Mund der Schaale, und hält sie beständig etwas offen, damit die kleinen Fische, die ihnen zur Nahrung dienen, hineinkommen können. Sobald der Pinnotherus einen solchen Fisch hineinschlupfen sieht, so zieht er sich augenblicklich in die Schaale zurück, und beißt die Pinna Marina ins Fleisch, um ihr davon Nachricht zu geben. Diese verschließt sodann schleunig ihre Schaale, und sie verzehren ihre Beute, die ihnen nicht mehr entgehen kann, gemeinschaftlich. Schade ist es, daß Plutarch dieses erzählet, und mir von andern neuern und genauern Naturforschern keine Bekräftigung bekannt ist.

Valmont de Bomare behauptet von den Reigern, welche Wasservögel sind, und in Gesellschaft leben, daß sie sich, wenn sie auf dem Lande sind, alle in eine Reihe stellen. In der Zeit, daß sie ihre Nahrung suchen, steht einer auf der Warte, und giebt den übrigen von jeder Gefahr Nachricht. Daher es schwer wird, ihnen nahe zu kommen.

Schon Plutarch, auf dessen Glaubwürdigkeit ich freylich nicht viel baue, erzählet von den Kranichen, daß sie immer einige zur Schildwache setzten. Sie ruheten auf einem Beine, und hielten in der Klaue des andern einen Stein, den sie feste zusammendrückten, wodurch sie sich lange Zeit am Schlafe hinderten. Wenn sich jedoch der Schlaf ihrer endlich bemächtigte, so fiele der Stein nieder, und durch den Schall dieses Falles würden sie wieder erwecket. In dem neuen Schauplatz der Natur, welches Buch bey den Gelehrten in gutem Ansehen und Glaubwürdigkeit stehet, (c) heißt es aber auch: „Wenn sie ruhen, pflegen sie auf einem Beine zu stehen, welches man einer Art der Wachsamkeit derselben zuschreibt, auch führet man noch viele andere sonderliche Beweise ihres Verhaltens, ihrer Berathschlagung, ihrer Ordnung im Fliegen und Wegziehn, an. Aber gewiß haben sie vieles mit den Vögeln gemein, die in Gesellschaft leben. Denn alle Vögel, die sich Heerdenweise bey einander aufhalten, stellen gemeiniglich Schildwachten aus, damit sie nicht überfallen werden. „Wahr ist dieses Urtheil,

(c) Vierter Band. Leipzig 1777. Art. Kranich. S. 742.

theil, und könnte durch viele Beyspiele bekräftigt werden. Ich will mich nur noch auf die Störche berufen, welche, wenn sie Heerdenweis auf einer Wiese sich aufhalten, entfernte und gleichsam verlorne Schildwachten, alsdenn aber auch nähere, und in der Zahl verstärkte Wachen ausstellen. Sobald der entferntste aufgestellte Wächter einige Gefahr merkt, giebt er denen hinter ihm stehenden Wachten durch sein Schnattern die Gefahr zu erkennen, und alsdenn ziehen sich die Wächter nach dem ganzen Haufen in der Mitten zurück.

Ich habe bereits oben gedacht, daß verschiedene Gattungen Vögel, eben so, wie die Hirsche eine Vorsicht bey ihrem Zuge beweisen. Ich will nur noch ein Beyspiel von der grauen Gans (d) welchen Nahmen sie wegen ihrer Farbe führet, oder Trappgans (e) die von einigen auch Reyhgans (f) genennt wird, weil sie in ihren Fluge eine bewundernswürdige Ordnung hält, anführen. Diese hält sich allein des Sommers in Nordland ganz oben im Stifte Drontheim

(d) Pontoppidan a. a. O. S. 139. nennet sie Graa-Giås.
(e) Trappe-Giås.
(f) Rad-Giås.

heim auf. Wenn diese Gänse müde werden, so ruhen sie auf den Klippen aus. Wenn der Zug aus Nordland wieder zurück nach Frankreich gehet, wo sie, wie man glaubt, überwintern sollen (g), so ist die Ordnung bey ihrem Fluge bewundernswerth. Jeder Haufe bestehet aus dreyßig, vierzig und mehrern, und ist in zwey Linien getheilet, deren hinterste Enden weit von einander ausgebreitet sind, aber die vördersten stehen wie ein Kegel oder Pyramide dichte beysammen, also, daß sie die Luft brechen oder öfnen, und den Flug der andern erleichtern. Da aber die Führer des Zugs dadurch gar bald ermüdet werden müssen, so sieht man von Zeit zu Zeit, daß die drey Vordersten an der Spitze sich zurück begeben, und daß darauf an deren Stelle drey andere von den Hintersten hervorkommen, und den Zug führen, um die Luft nach einander zu brechen. Und damit wechseln sie täglich oder auch alle halbe Tage in richtiger Ordnung ab, und ohne aus ihrer Stelle in den Linien zu weichen, es müßte denn eine oder die andere müde werden, und diesfalls vielleicht zurück bleiben. Pontoppidan ziehet hieraus die Lehre,

(g) Welches Pontoppidan jedoch nicht für gewiß ausgiebt.

Lehre, daß Menschen einander in Gesellschaft gemeinschaftlich Hülfe leisten sollten, so, wie eben dieses auch das oben angeführte Beyspiel von Hirschen lehret.

Wahr ist es, daß viele Handlungen der Thiere eine Voraussehung und Vorbauungsmittel zur Quelle zu haben scheinen, die doch wohl vielleicht blosse Erfolge eines Natur- und angebohrnen Triebes sind, ohne daß solche Thiere selbst an die Zukunft denken. Allein alle Verrichtungen der Thiere auf solche Art zu erklären, scheinet mir doch bedenklich zu seyn, wenn ich gleich von einigen eine solche Erklärungsart nicht verwerfen will. So könnten z. E. hieher viele Arten von Fischen gerechnet werden, die stille Buchten und Meerbusen suchen, um ihren Rogen daselbst abzulegen. Es scheinet wohl, daß sie dieses deswegen thun, weil sie sich vorstellen, und voraussehen, es würde daselbst ihr Rogen sicherer liegen, es kann aber auch eine solche Verfahrungsart ein blosser Erfolg eines Naturtriebes seyn, dabey sie nicht an den künftigen glücklichen Erfolg, der daher entstehen wird, denken. Vielleicht suchen sie auch überhaupt einen ruhigen Ort, ohne Rücksicht auf den Vortheil des Rogens. Ein Drucken im Leibe

kann sie wohl reizen, eine stille Bucht zu suchen, und da dieses Drucken eben vom Rogen herrühret, so ist es kein Wunder, daß sie alsdenn auch ihren Rogen in dem ruhigen Gewässer von sich lassen. Eben so bemerkt man an vielen Arten solcher Fische, daß sie, wenn sie die grosse Menge Rogen abgelegt haben, kleine Steine in ihren Bauch schlucken, welches sie deswegen zu thun scheinen, damit diese Steine an statt des Rogens zum Ballast dienen mögen. Vielleicht giebt aber auch hier der blosse Instinkt, ohne, daß die Thiere selbst wissen warum, einen solchen Reiz, besonders wenn sie auch sonst zuweilen Steine zu sich nehmen sollten. (h)

§. 4. Die Thiere wenden Mittel an, eine zukünftige Absicht zu erreichen.

Wenn Menschen auf Mittel Bedacht nehmen, eine künftige Absicht zu erreichen, so haben sie sich das künftig zu Erreichende gedacht. Bey den unvernünftigen Thieren finden wir Handlungen, die, wenn wir auf die Verbindung

(h) Vergleiche Pontoppidan a. a. O. S. 195. in der Note.

dung und den Erfolg sehen, zu erkennen geben, daß sie sich selbiger als Mittel bedienen, einen künftigen Zweck zur Ausführung zu bringen. Daher nach der Analogie zu schließen, auch ihnen ein Gedanke des künftigen Zwecks zuzueignen ist. Wem sollte das Auflauern der Thiere unbekannt seyn? Lauert nicht die Kaze vor dem Mäuseloche auf die Maus? Geschiehet aber solches wohl aus anderer Absicht, als weil sich die Katze gedenkt, die Maus werde herauskommen, und sie alsdenn derselben theilhaftig werden? Doch ist mir nicht unbewußt, daß viele glauben, alle solche Handlungen wären blosse Erfolge vom natürlichen Instinkt, der die Thiere zu ihren Verrichtungen antriebe, ohne selbst zu wissen, was daraus folge. Andere leiten gar verschiedene Verrichtungen der Thiere, die zweckmäßig zu seyn scheinen, aus einem Schmerz und einer Krankheit her. Dahin Christlob Mylius (i) gehöret, welcher glaubt, daß der Schmerz die Raupen zum Einspinnen reize. Denn der in

 Men=

(i) Ueber den natürlichen Trieb der Insekten, im Hamb. Magazin 1 B. III. St. n. V. p. 309. f. Fortsetzung im VI. St. n. VIII. p. 167 f. p. 183 f. Vergleiche auch Reimarus über die Triebe der Thiere, Hamburg 1773. S. 228. f.

Menge gesammelte klebrichte Saft errege in ihnen ein Schmerzen. Er sagt: „Wenn eine Raupe zu ihrer völligen Größe gelangt ist, und die Zeit ihrer Verwandlung heran kommt; so hat sich in dem dazu bestimmten Eingeweide soviel klebrichter Saft, woraus Fäden zu spinnen sind, gesammlet, daß sie von der Menge desselben gedruckt wird und davon Schmerzen empfindet. Wenn nun etwas von dem überflüßigen Safte unter dem Maule aus der dazu vorhandenen Oefnung hervordringt; so empfindet die Raupe einige Linderung ihrer Schmerzen, und fährt fort, diesen Saft in Gestalt eines Fadens herauszudrucken und herauszuziehen.“ Schon Reimarus (k) hat diese Gedanken gründlich widerlegt. Denn wie kann damit die Verschiedenheit der Raupengespinnste bestehen? Warum macht die eine Raupe ein einfaches, die andere ein doppeltes, die dritte ein dreyfaches; die eine ein weitläuftiges, und die andere ein enges Gespinnst? Warum vermenget die eine Raupe ihr Gespinnst mit Holz oder Rinde und andern Materien, und die andere nicht? Mylius antwortet: Ueberhaupt glaube ich, daß die rundliche und hohle Figur der Raupengespinnste daher entsteht, wenn sich die Raupe bey den Schmerzen, die ihr das Drücken

(k) A. a. O. S. 229. f.

cken des Saftes verursachet, nach allen Seiten krümmet. Da nun zu der Zeit beständig Faden unter ihrem Maule herausgehen; so muß ihr unwissend um sie herum ein Gespinnst von diesen Fäden entstehen. Bey manchen Raupen kann es seyn, daß der Schmerz nach und nach, und durch Zwischenräume kömmt und Stufenweise zunimt. Da wird es denn geschen, daß sich die Raupe bey dem ersten Paroxysmus nur etwas krümmen, und eigentlich nur mit ganzem Leibe nach allen Seiten wenden wird; woraus ein weitläuftiges und geraumes Gespinnst entstehen muß. Kömmt hierauf ein stärkerer Paroxysmus, so wird sie sich ängstlicher und häufiger krümmen, und sich nicht soweit ausstrecken, und also ein dichteres und engeres Gespinnst machen, und nun in zwo Hüllen eingeschlossen seyn. Kömmt noch ein Paroxysmus, so wird das dritte und lezte Gespinnst entstehen. — Wenn die Raupe ihr Gespinnst fertig hat und ihr klebrichter Saft alle ist, so fängt sie doch von neuem an, sich sehr heftig zu krümmen und zu schütteln, wodurch eben die Abwerfung der Raupenhaut und Verwandlung in die Puppe zuwege gebracht wird. — Wenn die Nachtvögelraupen die Schmerzen empfinden, bey welchen und durch welche sie ihr Gespinnst verfertigen; so kann es seyn, daß man-

manche Arten dabey so ungedultig und böse werden, daß sie, was ihnen vorkömmt, zerbeißen; wobey sie denn die abgebissenen Stückchen, Holz u. d. mit in das Gewebe einspinnen. Daß die langhaarichten Raupen ihre Haare mit in das Gewebe einspinnen, dieses kann nicht anders kommen, weil sie dieselben hinein verwirren, und darinnen hängen bleiben müssen. — Hiergegen wendet Reimarus mit Grunde ein, erstlich, muß man bey der körperlichen Empfindung, welche zu den Verrichtungen der Thiere etwas beyträgt, nicht allein den Schmerz sondern auch die Lust in Betrachtung ziehen. Zweytens, eine so wilde Art von Paroxysmen einer Krankheit bey so regelmäßigen Kunstverrichtungen anzunehmen, leidet die Einförmigkeit der Kunstwerke und die bedächtliche, sorgfältige und langsame Verfertigung derselben nicht wohl. Woher, fragt Reimarus, käme denn der Paroxismus des Bauchgrimmens bey allen einzelnen Raupen einer Art, und bey keiner andern, mit drey- oder vierfachen Absätzen, daß daher ein dreyfaches Gespinst entstehen müßte? Woher würden die Schmerzen in dem zweyten und dritten Paroxysmo allemal heftiger, da die Thierlein schon so vieler drückenden Materie los geworden sind? Woher flickten die Raupen ihr

Gespinnst wieder, das ihnen zernichtet worden; wenn sie nichts weiter verlangen, als des beschwerenden Saftes los zu werden? Warum suchte sich jede Raupe zu ihrem Einspinnen vorher einen verborgnen und sichern Ort aus, und warum müßte sie die Fäden allemal ganz um sich herum spinnen, und sich in einem eyrunden Gehäuse beschließen; da sie sich ihres klebrichten Saftes allenthalben entledigen und selbst aus dem Gewirre herausbleiben könnte? Auch diejenigen Raupen, welche zuvor Blätter, Rinde oder Holz zerkerben, und ein ganzes Häuflein solcher Späne vor ihrem Gespinnste aufschütten, handeln bedächtig, holen ein Stück nach dem andern hinein und bekleiden damit die äußere Wand etc. Drittens, wie vielerley Arten von Koliken oder schmerzhaften Krankheiten müßte man nicht annehmen, wenn man die mancherley Bauarten oder Kunstgewebe so vieler Raupen, Spinnen, Motten, so vieler Wespen, Bienen- Ameisen- und Kornwürmer auf ähnliche Art erklären wollte. Aus gleichem Grunde kann dem sel. Prof. Krüger (l) nicht Beyfall gegeben werden, der den Wachsbau der Bienen

(l) J. G. Krügers Gedanken von der Vernunft der Thiere, im Hamb. Magazin, IX. B. VI. St. num. III. p. 364 f. 367. f.

nen aus einer Krankheit begreiflich machen wollen. Noch andere verwerfliche Meinungen mag man in dem mehrmals gedachten Reimarus lesen.

Manche Thiere üben sich von Jugend auf im Streite, weil sie wissen, daß sie dereinst Kriege zu führen haben. Und wenn sie Krieg führen, wissen sie wohl, daß nur die Kräfte in Verbindung einen glücklichen Ausgang versprechen, nicht aber getheilte Kräfte. Daher sie diejenigen bestrafen, welche fliehen. Sind dieses nicht Handlungen, welche beweisen, daß die Thiere Mittel gebrauchen, künftige Absichten ausführbar zu machen. Einen unstreitigen Beweis hiervon geben die Seebäre, daher ich einen Auszug aus Herrn Georg Wilh. Stellers Beschreibung des Seebärs hier einrücken will (m); zumal, da in dieser Beschreibung noch viele andere Handlungen dieser Thiere vorkommen, die eine vorzügliche Einsicht derselben darthun. Dampier hat zwar eine kurze und unvollständige Beschreibung von diesem Thiere gemacht. Er hat in derselben von diesem Thiere, daß die Russen

Kot

(m) Siehe auch das Hamb. Magaz. 11 Band. p. 285.

Kot nennen, so gewisse und beym ersten Anblicke kennbare Merkmale angegeben, daß wir kein Bedenken tragen, solches für einen Meerbär auszugeben. Sonst ist bey den Russen und den Einwohnern der dortigen Länder noch ein anderer Meerbär bekannt. Sie sagen, es sey ein Amphibium, und dabei sowohl im Wasser als auf dem Lande überaus grausam. Sie setzen hinzu, es habe 1736 einen Kahn umgeworfen, und zwey Menschen zerfleischt. Dieser Bär soll weiße Haare haben, sich um die Kurillischen Inseln aufhalten und gegen Japan zu häufiger vorkommen. Soviel ist gewiß, daß dieses Thier mit keinem andern mehrere Aehnlichkeit hat, als mit einem Bären.

Man trift diesen Bären niemals in dem penschinischen Meerbusen an. Sie kommen auch in Kamtschatka oder bey den kurillischen Inseln nur sehr selten ans Land, und werden nirgends als nur auf dreyen, der kurillischen Inseln und weiter hin an der Mündung des Flusses Kamtschatka, unter dem funfzig- bis sechs und funfzigsten Grade der Breite gefangen.

Wenn sie die kurillischen Inseln im Anfange des Frühlings und Herbstes vorbeystreichen, werden sie beym Ausflusse des Dschupanowa nicht eben

eben in grosser Menge gefangen, aber gegen das Vorgebirge Kronozki kommen sie in größerer Anzahl vor, weil hier das Meer zwischen den beyden Vorgebirgen, Kronozki und Schipun etwas ruhig und viele Meerbusen und Buchten macht. Daher verweilen sich die Thiere allhier länger und werden häufiger gefangen. Fast alle, die im angehenden Frühlinge gefangen werden, sind Weibchen, und tragen eine fast zeitige Frucht im Leibe, die man ihnen ausschneidet, und Wiporatki nennet, und die man alle, soviel man ihrer anderwärts hinführet, dieser Gegend zu danken hat. Vom Anfange des Junius, bis zum Ende des Augusts siehet man nirgends einige. Aber um diese Zeit kommen sie mit ihren Jungen nach Süden zurück. Diese herumstreifenden Thiere haben seit vielen Jahren die Bewunderung der Einwohner erreget, die darauf gesonnen, wie sie zu fangen wären; von wannen sie gleich im Anfange des Frühlings herkämen; wo diese fetten und trächtige Thiere ihren Lauf haufweise hinnähmen; was die Ursache dieser Ausflucht seyn möchte; warum sie im Herbste so mager, trocken, und kraftlos mit ihren Jungen zurück kämen, und wohin sie weiter ihren Lauf richteten?

Man

Man hat geschlossen, diese Thiere möchten wohl alle aus einer mittägigen Gegend, gleich beym ersten Frühlinge kommen, und auch eben dahin im Herbste zurückkehren. Man glaubte zugleich, sie müßten keinen weiten Weg zurück legen, weil sie sonst von der Reise würden abgezehret werden. Ferner schloß man daraus, daß sie alle ihren Strich nach Morgen zunähmen, aber doch nicht über das Vorgebirge Kronozki, oder der Mündung des Flusses Kamtschatka ostwärts hinaus fortgiengen, und sich auf ihrem Rückwege beständig wieder sehen ließen, hieraus, sage ich, schloß man, sie müßten sich an ein gewisses Stück Landes halten, oder es müßten dem Vorgebirge Kronozki gegen über, nahe um die kamtschatkischen Gegenden, einige Inseln vorhanden seyn.

Unter den Seethieren, die zugleich auf dem Lande leben können, sind diese Seebäre herumstreifende Thiere, wie die Gänse, Schwäne, und andere Meervögel, oder wie die streifenden Forellen unter den Fischen, oder wie die Isatides, die Hasen und Mäuse hier zu Lande unter den vierfüßigen Thieren. Gleichwie aber die Isatides deswegen herumstreifen, damit sie ihre Nahrung finden, und wie die Vögel und

Fische deswegen die Einöden und Winkel suchen, damit sie sicher hecken, sich begatten, und die ihnen ausgefallenen Federn, wodurch sie ihren Feinden zu entfliehen unvermögend waren, wieder bekommen mögen; so werden auch von den Seebären die nördlichen Gegenden, und zwischen Amerika und Asia unter der Breite von funfzig bis sechs und funfzig Graden häufig befindlichen unbewohnten Inseln aus folgenden Ursachen besuchet.

Erstlich damit die Mütter auf dem festen Lande daselbst gebähren, und nach der Geburt in Ruhe wiederum zu Kräften kommen können, und damit das Junge daselbst erzogen und einige Zeit genähret werde, um hernach im Stande zu seyn, im Herbste die Alten auf dem Rückzuge zu begleiten. Die Jungen werden zwey Monate hindurch von der Muttermilch unterhalten. Die Mütter haben zwey Brüste, die der Gestalt, der Größe und der Lage nach, den Brüsten bey den Meerottern gleich kommen. Sie liegen neben dem weiblichen Geburtsgliede. Die Mütter bringen nur ein Junges, selten zwey zur Welt. Die Jungen hängen, wenn sie ans Licht kommen, wie bey Hunden, an einer Nabelschnur, die das alte Thier entzwey beißt, und das Junge so lange beleckt, bis es vollkommen

trocken, und das Blut gestillet ist. Die Nachgeburt verschlingen sie mit grosser Begierde. Sie kommen mit offenen Augen zur Welt, und ihre Augen sind schon zu der Zeit so groß, wie Kalbsaugen. Sie bringen 32 völlig herausgewachsene Zähne auf die Welt. Die vier spitzigen aber, die ihnen im Streite dienen, liegen noch in den Kinnladen verborgen, und kommen erst nach dem vierten Tage zum Vorschein. Wenn die Jungen gebohren werden, bringen sie ein pechschwarzes und glänzendes Haar mit. Allein den vierten oder fünften Tag darauf, fängt das Haar unter den Vorderfüßen allmählig an, seine Farbe zu ändern, und den Haaren der Ziege des Plinius gleich zu kommen. Nach einem Monathe wird das Haar an dem Bauche und den Seiten von eben einer solchen Farbe untermischt. Das Männchen ist gleich nach der Geburt etwas größer und schwärzer, und bleibt auch in den folgenden Jahren schwärzer als das Weibchen, deren beynahe jegliches aschgrau wird, und unter den Vorderfüßen rothe Flecken bekommt. Das Weibchen ist der Größe, Dicke und Stärke nach von dem Männchen so sehr unterschieden, daß sie von denen, die nicht sehr genau darauf Acht haben, schwerlich für einerley Art Thiere angesehen werden. Sie sind auch

von Natur furchtsam und nicht so grimmig. Sie lieben ihre Jungen sehr. Die Mütter liegen nach der Geburt haufenweise mit ihnen am Ufer, und schlafen die meiste Zeit. Die Jungen spielen gleich in den ersten Tagen mit einander, und machen alle Liebkosungen der Aeltern nach. Sie üben sich auch im Streite, und wenn eins das andere zu Boden geworfen hat, läuft der Vater aus der Nähe brummend herbey, sondert die Streitenden von einander ab, küsset den Ueberwinder, beleckt ihn mit der Zunge, und sucht ihn mit dem Maule auf die Erde zu werfen; jemehr sich nun das Junge widersezt, desto mehr liebt es der Vater, und freuet sich über einen so würdigen Sohn. Die müßigen und trägen Jungen werden gegentheils nicht von dem Vater geliebt, und daher kömmts, daß einige beständig um den Vater, andere aber beständig um die Mutter sind. Die Männer haben viel Weiber. Einer begattet sich oft mit acht, funfzehn bis funfzigen, die er alle aus Eifersucht sehr sorgfältig bewachet, und bey der geringsten Annäherung eines andern Männchens ganz rasend wird. Obschon viele tausende am Ufer beysammen liegen, so macht doch jeglicher Haufe eine besondere Familie aus. Das Männchen liegt mit seinen

Wei-

Weibern, Söhnen und Töchtern beysammen, wozu noch die Einjährigen kommen, die noch keine Weiber haben. Eine einzige Familie erstrecket sich oft auf 120, und auf diese Weise schwimmen sie auch im Meere haufenweise beysammen. Alle die Weiber haben, sind zu der Zeit noch munter und bey Kräften. Die Alten aber, und die im Liebeswerke schon ausgedient haben, müßen sich Unvermögens halber absondern, oder, weil sie von ihren Weibern verlassen werden, ledig bleiben, und bringen die Zeit ihres Lebens mit Schlaf und Hunger zu, ob sie schon die fettesten sind. Die ersten, welche als Wegweiser ledig und ohne Weiber auf diese Insel gekommen, waren lauter Männchen, die dabey entsetzlich stanken. Die Greise unter ihnen sind mürrisch, und unter allen am grimmigsten. Sie bringen einen ganzen Monath hindurch an einem Orte ohne Speise und Trank zu, schlafen beständig, und fallen die Vorbeygehenden mit grosser Wuth an. Sie sind so grimmig, und ehrgeizig, daß sie hundertmal eher sterben, als weichen würden. Sobald sie daher einen Menschen erblicken, gehen sie ihm entgegen, und wollen ihn nicht weiter lassen. Die übrigen nehmen jegliches ihren Platz ein, und machen sich zum Kampfe fertig. Wir

sahen uns also gezwungen, weil wir weiter mußten, mit ihnen zu streiten, und grosse Steine unter sie zu werfen. Sie ließen ihre Wuth, wie die Hunde, an den unter sie geworfenen Steinen aus, giengen immer schärfer auf uns los, und erfülleten die Luft mit einem entsetzlichen Gebrülle. Das erste, was wir versuchten, war dieses, daß wir ihnen die hervorstehenden Augen ausschlugen, und Steine in die Zähne warfen. Allein so wund und so blind auch das Thier gemacht wurde, so wich es doch nicht. Es unterstand sich nicht einmal zu weichen. Denn, wenn es sich auch nur einen Schritt breit zurücke zieht, so sind die andern feindlich hinter ihnen her, und zwingen den Flüchtling durch Beißen, daß er nicht weichen soll, dergestalt, daß wenn er unsern Händen noch entkommen war, er von seinen Mitgenossen zerfleischt wurde. Indem aber, wenn das eine Thier fliehet, die andern es aufzuhalten, hinter ihm her sind, so hat eines das andere der Flucht wegen, im Verdacht, und es entstehen durch einen Angrif so viele Zweykämpfe, daß man oftermals zwey bis drey Feldweges weit am Ufer nichts als Zweykämpfe, Streite, und unter einem entsetzlichen Geschrey und Gebrülle tausend blutige und lächerliche Auftritte gewahr wird.

Denn,

Denn, währender Zeit, daß sie mit einander stritten, konnten wir frei vorbei gehen, und sie thaten uns nichts. Wenn zwey mit einem zu thun haben, so kommen die andern dem schwächern Theile zu Hülfe; weil es ihnen verdreußt, daß der Kampf so ungleich ist. Während daß sie im Streite begriffen sind, so stecken andere, die im Meere sind, die Köpfe hervor, und sehen dem Ausgange eine Weile zu. Endlich werden sie selbst in Wuth gebracht, begeben sich aufs Land, mengen sich unter die Streitenden, und machen das Schauspiel noch erschrecklicher. Ich und mein Kosacke haben oft einen Meerbär mit Willen angegriffen, oder ihm wenigstens die Augen ausgeworfen. Wenn dieses geschehen, ließ ich ihn sitzen, und gieng auf vier oder fünf andere mit Steinen los. Wenn mich nun diese verfolgten, begab ich mich wieder zu dem blinden, der, wenn er seine Mitgenossen hörte, und nicht wußte, ob sie auf der Flucht oder im Nachsetzen begriffen waren, sie anfiel und mir Zeit ließ, dem Kampfe einige Stunden zuzusehen. Der Blinde packte sowohl seine Freunde als Feinde an, und wurde daher von allen als ein gemeinschaftlicher Feind angegriffen. Er mochte ins Meer die Flucht nehmen, so holten ihn die andern heraus, oder er

mochte auch nur auf dem Lande flüchtig werden, so fielen seine Kameraden beständig auf ihn zu, und bissen ihn so lange, bis er endlich ganz kraftlos unterlag, und unter anhaltenden Seufzen den aufgebrachten Geist ausblies. Er wurde den gefräßigen Isatiden zur Beute, die ihn schon anpackten, ehe noch alles Leben weg war. Wenn zwey mit einander eine Stunde lang gekämpft haben, so machen sie einen Stillstand, legen sich neben einander, lächzen und erholen sich wieder. Sodann stehen sie auf, erwählen sich, nach Art der Klopffechter einen Platz, den sie währenden Streite nicht verlassen wollen. Sie beugen die Köpfe und hauen in die Höhe. Der eine ist bemühet, die Hiebe des andern abzuhalten. So lange sie noch an Kräften gleich sind, kämpfen sie blos mit den Vorderfüßen, wenn aber schon einer die Oberhand gewinnt, so ergreift er den andern mit den Zähnen und mit dem Rachen, stößt ihn und wirft ihn zu Boden. Sobald die andern, die mittlerweile blose Zuschauer abgegeben hatten, dieses sehen, laufen sie herzu, stehen den Ueberwältigten bey, und sind gleichsam die Schiedsrichter. Sie verwunden sich mit den Zähnen so stark und grausam, daß es scheint, als wären die Wunden mit dem Säbel gehauen. Gegen das Ende des Julius sieht man keinen Bären mehr, es sey denn, daß

er

er verwundet ist. Ihr erstes nach dem Kampfe ist, daß sie ins Meer gehen und den Körper abwaschen. Sie kämpfen aber vornehmlich um dreyerley Ursachen mit einander. 1) Der blutigste Streit entsteht unter ihnen wegen ihrer Weiber, wenn diese einer dem andern raubet, oder die erwachsenen Töchter aus der Familie des Vaters zu entführen suchet. Bey diesem Streite sehen die Weibchen zu, und folgen nachhero dem Sieger. 2) Sie streiten auch mit einander, wenn einer des andern seinen Ort einnimmt, oder sich ihm aus Geilheit zu stark nähert, und bey dem andern Argwohn erreget. 3) Weil es ihnen billig und recht scheint, daß der Kampf mäßig und gleich geführet werde. Sie lieben ihre Weiber und Kinder ungemein, und diese haben auch wiederum eine Furcht für ihnen. Sie wüthen so zu reden, in ihrem Eingeweide am grimmigsten, und üben ihre herrschaftliche Gewalt bey der geringsten Gelegenheit aus. Wir bekamen manchmal Lust, uns in einen dergleichen Auffenthalt ihrer Weiber zu machen, und Junge wegzunehmen. Wenn nun in diesem Falle die Mutter, als welcher frey stehet, die Flucht zu ergreifen, das Junge aus Furcht verlassen, und es nicht in dem Rachen fortgetragen, sondern es uns zur Beute

 zurück-

zurückgelassen hatte; so fing das Männchen keine Händel mit uns an, sondern es ergriff das Weibchen mit den Zähnen, und stieß es zwey bis dreymal so hart an die Felsen, daß es gleichsam ganz vor todt lag. Es erholete sich aber dennoch, und kroch wie ein Wurm dem Männchen demüthig zu den Füßen, umfieng es und vergoß so häufige Thränen, daß sie recht auf die Brust herabtröpfelten, und sie über und über naß machten. Während der Zeit gieng das Mänchen auf und nieder, knirschte beständig; warf die Augen erschrecklich umher, und schlug den Kopf immer nach Art der Bäre, von einer Seite zur andern. Endlich, wie es uns mit dem Jungen weggehen sahe, fieng es, wie das Weibchen an stark zu weinen, daß die ganze Brust bis auf die Füße von den Thränen naß wurden; Eben so weint auch das Thier, wenn es sehr verwundet worden, oder grosses Unrecht erlitten hat, und sich nicht rächen kann. Ich habe angemerkt, daß die gefangenen Meerkälber auf gleiche Art weinen.

Die zwote Ursache, warum die Meerbären die östliche Gegenden und diese wüsten Inseln besuchen, ist wohl sonder Zweifel diese, daß sie sich durch die Ruhe, durch den Schlaf und

durch

durch einen dreymonatlichen Hunger der vielen und beschwerlichen Fettigkeit entledigen, eben so, wie es die Landbären im Winter machen. Denn im Junius, Julius, und August thun sie nichts auf dem Lande, als daß sie schlafen, oder auf einer Stelle, wie ein Stein, ganz müssig liegen, sich einander ansehen, brüllen, gähnen, und sich recken. In dieser Zeit nehmen sie weder Speise noch Trank zu sich. Ich habe einmal vornehmlich einen gesehen, der einen ganzen Monath auf einer Stelle lag, und da ich einige Zeit zu verschiedenenmalen einige Alte aufgeschnitten, so habe ich doch ausser einem Schaume und dem Magensafte nichts im Magen noch Unflath in den Gedärmen angetroffen. Inzwischen fand ich doch dieses, daß das Fetthäutchen nach und nach dünner, der Umfang des Körpers kleiner und die Haut schlaffer wurde, daß sie allenthalben wie ein Sack um den Körper hieng, und bewegt werden konnte. Die Jungen, welche noch nicht so fett sind, begatten sich zu Anfange des Julius mit einander. Sie sind munter, laufen hin und her, halten sich bald in dem Wasser, bald auf dem Lande auf, und dieses brachte mich noch mehr dahin, daß ich diesem Thiere, das eine, den Bären

ähn=

ähnliche Art an sich hat, den Nahmen des Bäres gab.

Sie wohnen einander wie die Menschen bey, so, daß das Männchen oben, das Weibchen unten liegt. Sie treiben das Liebeswerk besonders um den Abend. Eine Stunde vorher begeben sie sich beyde in die See, und schwimmen sanft mit einander. Hierauf kehren sie beyde ans Land zurück. Das Weibchen wirft sich auf den Rücken, das Männchen aber kömmt aus dem Meere über sie, stämmt sich auf die Vörderfüße, und verrichtet das Werk mit grosser Hitze. Bey diesem Spiele drückt es das Weibchen durch sein Gewicht sehr tief in den Sand. Sie erwählen hierzu einen Ort am Ufer, wo das Wasser noch anspület, und sind auf ihre Sache dermasen erpicht, und ihrer selbst vergessen, daß ich dem Männchen oft über eine Viertelstunde zusah, ehe es mich gewahr wurde. Es hätte mich auch nicht einmal gemerkt, wenn ich ihm nicht eine Maulschelle gegeben hätte, worauf es mich mit solchem Zorne und Brummen anfiel, daß ich Mühe hatte zu entkommen; wie es mich aber wieder von sich sahe, hub es sein angefangen Werk aufs neue an,

und

und kam damit erst nach einer Viertelstunde zu Stande.

Diese Thiere geben einen dreyfachen Laut von sich. Wenn sie auf dem Lande liegen, und vor langer Weile schreyen, so klingt ihre Stimme fast als wenn die Kühe brüllen, wenn man ihnen die Kälber nimmt. Wenn sie kämpfen, so brummen sie wie die Bäre. Wenn sie den Sieg erhalten, machen sie ein helles und öfteres Gezische wie die Hausgrille. Sind sie aber verwundet, und von dem Feinde überwältiget, so seufzen sie heftig, wie die Katzen und wie die Seeottern.

Wenn sie aus dem Meere kommen, schütteln sie den Körper, streicheln mit den Floßfederähnlichen Hinterfüßen und machen sich die Haare zurechte. Das Männchen legt die äussersten Theile der Lefzen an die Lefzen des Weibchens, als wenn es dasselbe küssen wollte, und wenn sie solchergestalt an der Sonne liegen, so heben sie die hintern Floßfederfüße in die Höhe, und machen eben die Bewegung, als wenn die Hunde mit den Schwanze wedeln. Bald liegen sie auf dem Rücken, bald auf dem Bauche, wie die Hunde, bald in einem Kreise, bald in die Länge gestreckt, und ziehen auf der einen Seite

die

die vördern Floßfederfüße an den Leib. Ob sie aber gleich sehr fest schlafen, so merken sie doch, wenn ein Mensch der noch so leise gehet, da ist, und wachen darüber auf. Ich weiß nicht, ob ich dieses ihrem Geruche, oder ihrem Gehöre zuschreiben soll.

Die recht alten und die sehr grossen fliehen niemals für einen Menschen, sondern machen sich gleich zur Gegenwehr fertig. Inzwischen habe ich doch gesehen, daß ganze Haufen die Flucht genommen haben, wenn man mit dem Munde zu pfeiffen anfieng (n). Die Weibchen fliehen am ersten, und man kann ganze Heere von erwachsenen bey tausenden plözlich in die See jagen, wenn man, indem sie recht sicher sind, unversehens und mit grosser Gewalt auf sie zuschreyet. Wenn wir auf diese Weise ostermals viele Tausende vor uns her in die See trie=

(n) Hierdurch wird bestätiget, was ich oben am Ende des §. 11. behauptet habe, daß nehmlich Thiere Vorstellungen von der Zukunft haben, und sich künftige Uebel gedenken, wenn sie gleich aus ehemaliger Erfahrung nicht darauf geleitet werden, vielmehr fürchten sie eine traurige Zukunft, beym Anblick ihnen sehr ungewöhnlicher Ereignisse.

trieben, und darauf am Ufer giengen, so schwammen sie immer in der See neben uns her, sahen uns an, und bewunderten diese ungewöhnlichen Gäste.

Sie schwimmen so schnell, daß sie in einer Stunde fast zwey teutsche Meilen fortkommen. Wenn sie im Meere mit Wurfspießen verwundet werden, so reißen sie das Boot mit den Leuten so schnell mit sich fort, daß es zu fliegen scheint. Oefters reißen sie sogar das Boot mit sammt den Leuten um, wenn der Steuermann nicht recht auf die Richtung desselben Achtung giebt. Im Schwimmen, kehren sie den Rücken in die Höhe. Die vördern Floßfederfüße kommen niemals, die hintern aber nur bisweilen aus dem Wasser zum Vorscheine. Weil bey ihnen das eyrunde Loch im Herzen beständig offen ist, so können sie lang unter dem Wasser aushalten, wenn sie aber an Kräften erschöpft sind, so kommen sie wieder hervor und schöpfen Luft. Wenn sie sich nahe am Ufer mit Schwimmen belustigen; so schwimmen sie bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken. Sie gehen auch alsdenn nicht tief unters Wasser, indem ich ihren Strich jederzeit bemerken konnte. Die hintern Floßfedern stecken sie aus dem Wasser heraus.

Ha-

Haben sie genugsame Luft geschöpfet, oder sich von dem Lande ins Wasser begeben, so stecken sie den Kopf zuerst ins Wasser, und schlagen alsdenn den übrigen Leib wie ein Rad, über sich ins Wasser, welches die grossen Seethiere, wie die Seeotter, der Seelöwe, der Wallfisch, der Sturmfisch, der Braunfisch, u. s. w. fast alle thun.

Wenn sie an einen Felz heran kriechen, so halten sie sich an denselben mit den vördern Floßfederfüßen, und schleppen den übrigen Theil des Körpers hinter sich her, indem sie nehmlich den Rücken wie einen Bogen krumm machen, und den Kopf niederdrücken, damit sie den Körper fortschnellen können. Im Laufen wird es ihnen ein guter Laufer kaum gleich thun, besonders wenn er es mit dem Weibchen aufnehmen wollte. Es ist kein Zweifel, daß sie viele von unsern Leuten würden umgebracht haben, wenn sie auf dem Lande die Füße so gut, als im Meere brauchen könnten. Es ist auch nicht rathsam auf einer grossen Ebene sich mit ihnen einzulassen. Denn da wird ihnen niemand leicht entkommen. Weil sie aber nicht leicht auf die Anhöhen kommen können, so haben wir uns immer auf denselben zu retten gewußt. Sie haben mich

mich einmal länger als 6 Stunden belagert gehalten, und endlich gezwungen, eine sehr steile Anhöhe zu erklettern, um mich auf diese Weise vor diesen aufgebrachten Bestien in Sicherheit zu setzen.

Wenn ich sagen soll, wieviel ich ihrer eigentlich auf den Beringseilande gesehen habe, so kann ich, ohne daß ich zuviel sage, ihre Anzahl gar nicht angeben. Sie sind unzählig und bedecken das ganze Ufer der See. Sie haben mich und meinen Kosacken, der die ganze Insel allenthalben durchstrich, oft genöthiget, das Ufer zu verlassen, und auf den höchsten Gipfeln der Berge unsern Weg fortzusetzen. Die Seeottern haben eine grosse Furcht vor diesen Thieren, und man findet sehr selten eine unter ihnen. Eben so verhält es sich auch mit den Meerkälbern. Aber die Seelöwen halten sich zu ganzen Schaaren unter ihnen auf, und die Seebären fürchten sich sehr vor ihnen. Sie lassen ihnen allezeit den besten Platz, und fangen auch nicht leicht in dieser ihrer Gegenwart einen Streit an, damit sie nicht an ihnen grausame Schiedsrichter bekommen (o).

Denn

(o) Müssen also nicht die Seebäre wissen, daß sie Uebel zu fürchten haben, wenn sie sich mit

Denn die Seelöwen laufen, wie ich einigemale gesehen habe, gleich herzu. Die Seebäre unterstehen sich auch nicht einmal, ihre Weiber zu verhindern, mit den Seelöwen spielen zu dürfen.

Inzwischen ist dieses etwas besonders, daß die Meerbären, nicht wie die Seekühe, die Meerkälber, die Meerottern und die Meerlöwen, überall an dem Ufer auf dieser Insel, sondern nur an dem südlichen Theile derselben gefunden werden, welches der Gegend von Kamtschatka gegen über liegt. Allein die Ursache ist augenscheinlich keine andere, als weil sie diesen Theil der Insel am ersten von dem Vorgebirge Kronotzki erblicken. An dem nördlichen Theile der Insel, findet man keine andern, als die sich etwa dahin verirren.

Was den Fang dieser Thiere anbelanget, so haben wir ihnen auf dem festen Lande erstlich die Augen ausgeworfen, und sie hernach ohne einiges Kunststück mit Schlägen getödtet. Sie haben aber ein so zähes Leben, daß zwey bis drey

mit den Seelöwen in Streit einlassen würden? Ist dies nicht eine Voraussehung?

drey Leute sie kaum mit 300 Schlägen, die ihnen mit hölzernen Keulen auf den Kopf gegeben wurden, tödten konnten, wobey sie gleichwohl noch ausruhen, und sich erholen mußten. Wenn der Hirnschädel gleich in kleine Stücke zerschlagen, und das Gehirn fast alles ausgelaufen war; so stand das Thier doch noch auf den Füßen, und wehrete sich. Einem zerschlug ich einsimals mit Willen den Hirnschädel, und stach ihm die Augen aus, es blieb aber bey dem allen noch sieben Wochen auf einer Stelle lebendig, und wie eine Statue unbeweglich stehen (p).

An den kamtschatkischen Ufern kommen diese Thiere selten ans Land. Die Einwohner werfen ihnen aber auf dem Meere einen Spieß in den Leib, den die Russen Nosol nennen, und

(p) Den Psychologen kann dieses zu mancherley Betrachtungen Anlaß geben, und dient zum Beweis, daß zum Denken und Leben eben nicht das Gehirn nöthig sey, wie man denn auch von Menschen Beyspiele hat, daß ihnen ganze Löffel voll Gehirn ausgenommen worden, ohne ihnen am Verstande Schaden zu thun, wie ich in meiner Seelengeschichte gezeigt habe.

der wegen der Widerhacken, die er vorne hat, nicht aus der Wunde heraus kann. Der Spieß ist an einem Seile, wovon diejenigen, welche in dem Boote sitzen, das eine äußerste Ende halten. Das verwundete Thier flieht so schnell, wie ein Pfeil, und reißt das Boot nebst den Leuten zugleich mit fort, bis es endlich müde wird, und sich verblutet. Sobald es liegen bleibt, ziehen sie es mit dem Seile nach sich, stossen ihm noch andere Spieße in den Leib, und wenn es ihnen das Boot umschlagen will, so hauen sie ihm mit Aexten und Keulen auf die vördern Floßfederfüße, und auf den Kopf. Wenn es todt ist, legen sie es in das Boot, und eilen damit nach Hause. Sie bringen aber nur die trächtigen Weibchen und die erwachsenen Männchen. Die recht Alten und die sehr grossen unterstehen sie sich nicht anzugreifen, sondern sobald sie einen davon erblicken, sagen sie nur Sipang, das ist, Böse. Denn es ist ihrer Meinung nach, sündlich und gefährlich, wenn sie groß sagen sollten. Eben dieses sagen sie auch, wenn sie einen Seelöwen oder einen sehr grossen Seebären auf dem festen Lande erblicken, und weder Waffen noch sonst jemanden bey sich haben.

Es

Es sterben jährlich eine grosse Menge Seebären vor Alter auf dieser Insel. Viele bleiben auch in dem Streite, oder kommen an ihren Wunden um, dergestalt, daß an einigen Orten das ganze Ufer mit Knochen und Schädeln bedeckt ist, als wenn daselbst grosse Treffen wären geliefert worden.

Zum Beschlusse will ich noch hinzufügen, daß es ganz etwas besonders sey, was der fleisige Dampier von dem Ferdinandseilande, unter dem 36 Grade südlicher Breite gedenket. Er meldet nehmlich, daß er daselbst, eben so, wie wir auf dem Beringseilande, das ganze Ufer mit unzähligen Meerkälbern, Meerlöwen und Meerbären bedeckt gefunden habe. Ich will nicht glauben, daß diese Thiere aus der südlichen Gegend sich hieher begeben sollten. Denn dieses wäre eine für sie zu lange Reise. Ich schließe aber zweyerley daraus. Erstlich, daß in dem Südtheile der Erde eben solche Thiere anzutreffen sind, die man in der nördlichen Hälfte der Erde unter eben denselben, oder doch wenigstens nicht viel von einander abweichenden Graden der Länge antrift. Zum andern, daß unsere Meerbären, so aller Wahrscheinlichkeit nach, unter eben demselben Grade, auch im

nördlichen Theile den Winter über sich aufhalten. Vielleicht ist man einmal so glücklich, daß, da wir ihre Sommerquartiere entdeckt haben, andere zu seiner Zeit ihre Winterwohnung finden, die, wo sie nicht das sogenannte Kompagnieland ist, doch vielleicht nicht weit davon entfernt seyn, und folglich auch wohl entdeckt werden kann.

Die Thiere beweisen ihre Einsicht und Kenntniß künftiger möglichen Ereignisse auch dadurch, daß sie unter den Mitteln einen wünschenswerthen Zweck zu erreichen, zuerst die sichersten anzuwenden bemühet sind, finden sie sich aber an solchen behindert, so greifen sie zu andern und zwar oft mit der größten Dreustigkeit und mit vielem Muthe. Finden sie jedoch ihre Kräfte bey Gefahren offenbar zu schwach, so suchen sie durch Schmeicheleyen sich der Gefahr zu entziehen. Dies beweiset das Beyspiel der Seelöwen (q). Denn wenn gleich dieses Thier grimmig

(q) Man lese davon Stellers Beschreibung. Vergleiche das Hamb. Magaz. 11 Band S. 453. Ich führe nur einige hieher gehörige Stellen an.

mig aussiehet, und die Seebären an Stärke weit übertrift, daß es daher nicht leicht zu überwinden ist; so scheuet es doch den Anblick eines Menschen dergestalt, daß, sobald es ihn noch von ferne sieht, es sich schleunigst ins Meer stürzet. Liegt es aber im tiefen Schlafe, und man wecket es in der Nähe mit einem Stecken, oder durch ein Geschrey auf, so erschrickt es so sehr, daß es unter dem tiefen Seufzen auf der Flucht beständig niederfällt, und sich der zitternden Glieder nicht recht nach Gefallen bedienen kann. Bringt man es aber in die Enge, und verschließt ihm alle Wege zur Flucht, so dringt es mit grossem Geknirsche gerade auf den Gegner zu, wirft den Kopf für Zorn umher, schnaubet, brüllet, und bringt den Allerherzhaftesten zum Weichen.

Eben diese Thiere sorgen für ihre Jungen, um ihnen das Schwimmen balde beyzubringen, weil sie wissen, daß solches sehr nöthig sey. Daher begeben sich die Mütter gegen Abend mit den Jungen ins Meer und schwimmen sanft mit einander. Sind die Jungen vom Schwimmen müde, so pflegen sie sich den Müttern auf den Rücken zu setzen, und auszuruhen. Allein die Mutter wälzet sich darauf wie ein Rad herum,

wirft die trägen herab, und gewöhnt sie zum Schwimmen.

Daß auch Thiere sich oft durch Schmeicheleyen dieser und jener Gefahr zu entziehen suchen, beweiset ausser den Hunden und vielen andern Thieren, auch die Seeotter. Denn wenn nach der Jagd verschiedene mit Fleiß in die Enge getrieben werden, ohne die Absicht zu haben, ihnen zu schaden, ob man schon die Keulen ergreift, so werfen sie sich schmeichelnd nieder, sehen sich allenthalben umher, kriechen langsam, wie die Hunde durch die Menschen weg, die sie fürchten, und springen, sobald sie sich ausser Gefahr sehen, mit starken Sätzen zum Meere. Wenn sie der Keule des Jägers entkommen sind, so machen sie, seiner gleichsam zu spotten, allerhand lächerliche Gebehrden.

Eben dieses Thier liebt seine Jungen ganz ungemein, und sucht sogar durch Mittel, die ihm selbst Gefahr drohen, selbige, wenn sie gefangen worden, zu befreyen. Man mag sie im Meere, oder auf dem Lande, wie man will, verfolgen, so lassen sie ihre Jungen doch niemals, als im äussersten Nothfalle, und wenn sie selbst in Lebensgefahr sind, aus dem Munde

fallen.

fallen. Eben deswegen werden sie öfters getödtet, da sie sonsten gut hätten davon kommen können. Ein Beyfall verdienender Verfasser (r) sagt: „Oftmals habe ich die Weibchen, denen ich die Jungen mit Fleiß wegnahm, nicht getödtet. Sie winselten darüber für Betrübniß, wie ein Mensch, und folgten mir, der ich zwey lebendige Junge trug, von weitem nach. Sie riefen die Jungen durch eine Stimme zu sich, die dem Weinen kleiner Kinder beykam. Ich setzte mich in den Schnee, wo sie ganz nahe zu mir kamen, und bereit stunden, die in den Schnee gelegten Jungen wieder fortzutragen. Nach acht Tagen kam ich wieder an eben den Ort, wo ich die Jungen weggenommen hatte, und fand daselbst noch ein Weibchen, welches sich vor grosser Traurigkeit, ohne im geringsten zu fliehen, todt schlagen ließ. Wie ich ihr das Fell abzog, war sie innerhalb acht Tagen so mager geworden, daß nur noch sehr weniges Fleisch auf den Knochen saß, welches mir hernach noch einigemal vorgekommen ist. Ein andermal be-

 gab

(r) Siehe das Hamb. Magaz. 11 Band. S. 481. f. aus welchem ich schon oben §. 13. etwas von der Seeotter bey anderer Gelegenheit beygebracht habe.

gab es sich, daß ich nebst dem Herrn Plemisner eine Mutter mit dem einjährigen Jungen von weitem schlafen sahe. Wie die Mutter uns gewahr wurde, lief sie zu ihrem Jungen hin, wekte es auf, und zeigte ihm die Flucht zu nehmen. Als es aber lieber schlafen als entfliehen wollte, ergrif sie es wider Willen mit den Vorderfüssen, und wälzte es wie einen Stein ins Meer. " — Aus dieser Begebenheit lässet sich zweifelsfrey folgern, daß die Meerotter ein dauerhaftes Gedächtniß besitzen müsse, da sie sich wegen eines Unglücks auf eine gränzenlose und dauerhafte Art grämet, und nicht einmal an die Nahrungsmittel gedenket. Es muß sonach der Trieb zur Selbsterhaltung nicht immer bey den Thieren der stärkste seyn. Nicht weniger scheint aus dem Verfahren der Seeotter zu erhellen, daß sie an dem Orte, wo sie ihr Junges verloren hatte, deswegen verweilte, weil sie dachte, der Räuber desselben könne wohl mit dem Geraubten wiederum an diesen Ort kommen. Folglich scheint es der Wahrheit nicht gemäß zu seyn, daß die Thiere blos nach Trieben handeln, deren Zweck ihnen selbst unbekannt sey.

Doch ich nähere mich, meine Bedenklichkeit wider den Satz, daß die Handlungen der

Thiere

Thiere blos aus einem natürlichen Instinkt, ohne selbst zu wissen, worauf er abzweckt, erklärbar wären, durch nähere Gründe zu unterstützen. Sollten die Thiere nur allein durch Instinkte gleichsam blindlings zu ihren Verrichtungen angetrieben werden, so glaube ich, daß Thiere von einerley Art, nicht allein einerley Instinkt besitzen, sondern auch darnach handeln müßten. Nun scheint mir aber die Erfahrung, die doch wohl die beste Lehrmeisterin ist, dieser Meynung nicht günstig zu seyn. Denn Thiere von einerley Art unternehmen ganz verschiedene Arbeiten, das eine thut dies, das andere jenes Wenn sie auch einen gemeinschaftlichen Trieb besitzen, eine zusammengesetzte Absicht auszuführen, so läßt sich doch nicht absehen, warum das eine Thier von eben der Art, nur die eine Gattung von Handlungen unternimmt, die ein Mittel zu einem Theile der zusammengesetzten Absicht werden; das andere Thier aber sich wieder mit einer andern Gattung von Handlungen beschäftiget, die auch zum Theil einen Beytrag zu Erreichung der ganzen Absicht thun u. s. w. so, daß endlich die mancherley Gattungen der Verrichtungen zusammen genommen, die volle Absicht, oder den vollen Zweck zum Daseyn bringen. Der Bienen ihre Geschäfte sind mancher-

ley,

ley, alle arbeiten zwar, aber ihre Verrichtungen sind verschieden. Einige räumen den Unrath aus dem Inwendigen des Korbes. Andere arbeiten im Wachsbau. Einige tragen Wasser, andere Materie zum Wachse, andere Honig herzu. Diejenigen, welche stille und müssig zu liegen scheinen, schwitzen das Wachs aus, u. s. w. Scheint es also nicht, daß Thiere von einerley Art, sich unter einander es zu verstehen geben, einige möchten dies, andere jenes unternehmen, um das Ziel zu erreichen, nach dem sie alle trachten? Man erwege doch die Verrichtungen der Biber, der Ameisen, besonders eines gewissen Insekts aus dem Geschlechte der Termiten, das von vielen Reisenden die weisse Ameise genennt wird. Nicht weniger des Ameisenlöwen.

Die Biber führen, wie bekannt ist, ein Gebäude auf, darüber man sich wundern muß, und theilen die zum Bau gehörige Arbeit in der schönsten Ordnung unter sich. Sie suchen sich erstlich am Ufer eines Gewässers einen solchen Ort aus, der sich zu ihrer Absicht am besten schickt, und entweder in einem Walde liegt, oder doch wenigstens mit Bäumen besetzet ist. Gemeiniglich versammeln sie sich hiezu im Monat

nat Junius oder Julius, um ihren Bau mit vereinigten Kräften auszuführen. Ist das Gewässer, an dessen Ufer sie sich niederlassen wollen, kein stillstehendes Wasser, das sich in einerley Höhe erhält, so besteht ihre erste Beschäftigung darinnen, daß sie quer durch das strömende Wasser einen Damm anlegen, dessen sie sich wie einer Schleuse bedienen, um dadurch das Wasser zu sperren, und soviel als möglich in einerley Höhe zu erhalten. Ein solcher Damm, den sie an derjenigen Stelle des Strohmes aufführen, wo derselbe nicht allzu tief ist, hat oft eine Länge von achtzig bis hundert Fuß und im Grunde eine Dicke von zehn bis zwölf Fuß. Befindet sich an dem Ufer, wo der Damm angelegt werden soll, ein grosser Baum, so bedienen sie sich desselben zur Grundlage ihres Baues. Denn vermittelst ihrer vier Schneidezähne sind sie im Stande, einen Baum, der viel dicker ist als ein Mensch, in kurzer Zeit zu durchschneiden, welches sie auch mit solcher Behutsamkeit thun, daß nicht leicht einer von ihnen durch das Umfallen des Baums beschädiget wird. Sobald der Baum gefällt ist, nagen sie seine Aeste ab, um ihn horizontal in das Wasser legen zu können, wobey immer einer dem andern getreulich beysteht. Hierauf schneiden sie kleinere

sie

re Bäume ab, welche sie in Stücke zertheilen, um Pfähle daraus zu machen. Diese Pfähle pflanzen sie reihenweise neben dem, über den Fuß gelegten Baume, durchflechten dieselben mit Baumästen und andern kleinen Stücken Holz, und füllen alle Lücken mit Thonerde aus, welche sie auf ihrem Schwanze, den sie auch bey der Arbeit, wie eine Mauerkelle gebrauchen, herbeyzutragen, und mit ihren Vörderfüssen zu kneten pflegen. In den Abhandlungen der Kön. Schw. Akademie der Wissenschaften (s) und in verschiedenen ältern Schriften wird dieser Umstand beygefügt, daß sie sich zur Herbeyschaffung ihres Bauholzes der Weibchen, besonders der Alten, statt der Schleifen bedienten. Die Weibchen müßten sich auf den Rücken legen, das abgehauene Holz zwischen ihre Beine nehmen, und sich mit ihrer Last von den Männchen fortschleppen lassen. Allein Herr von Büffon und andere glaubwürdige Schriftsteller widersprechen dieser Erzählung mit Grunde. (t)

Die

(s) Auf das Jahr 1756. S. 200.

(t) Verschiedene erzählen von den Murmelthieren ein ähnliches Verfahren, und glauben, es liessen sich einige derselben zum Letterwagen ge-

Die Biber geben ihrem Damme nicht nur die nöthige Grösse und Festigkeit, sondern auch die zuträglichste Gestalt. Denn sie machen ihn auf der Seite, wo er der Gewalt des Wassers widerstehen muß, abhängend, so, daß ein Damm, der im Grunde ohngefähr 12 Fuß Dicke hat, oben nicht mehr als zween bis drey Fuß Dicke behält. Ueber dieses lassen sie auch oben in dem Damme verschiedene Oefnungen, damit das Wasser dadurch abfliessen kann, und diese machen sie bald grösser oder kleiner, nachdem der Fluß steigt oder fällt. Ist der Bau des Dammes geendigt, so machen sie sich aus eben dergleichen Materialien, und zwar nahe am Wasser, runde oder ovale Wohnungen, die bisweilen aus zwey oder drey über einander stehenden Theilen oder Stockwerken bestehen, und gemeiniglich fünf bis zehn Fuß im Durchmesser haben. Das unterste Stockwerk ist immer etwas niedriger als der Damm, und mit Wasser angefüllet. In diesem pflegen sie sich, so lange

gebrauchen, auf welchen das Gras eingefahren würde, dies ist aber eben so ungegründet, wie die Geschichte von den Bibern. Es irret demnach auch Pontoppidan a. a. O. 2 Th. S. 53. der den Bibern ein solches Verfahren zueignet.

ge der Fluß nicht anschwillt, die meiste Zeit aufzuhalten, weil sie gerne den Schwanz und hintersten Theil ihres Körpers im Wasser haben. Die obersten Stockwerke beziehen sie nur alsdann, wenn sie durch das Aufschwellen des Stromes hierzu genöthiget werden. Nicht nur in den untersten, sondern auch in den obersten Stockwerken lassen sie gegen das Wasser zu Oefnungen, damit sie sich durch die obern Oefnungen heraus begeben können, wenn die untern durch das Eis oder durch andere Zufälle versperret werden. Diese Wohnungen, in welchen man oft acht, zehen und mehr Biber antrift, werden von ihnen überaus reinlich gehalten, und so oft etwas schadhaft daran geworden ist, sehr sorgfältig ausgebessert. (u) — Siehet man nicht aus diesem Verfahren, daß die Biber zweckmässig handeln, und daß einige Maurer, andere Handlanger, noch andere Baumeister abgeben? Etliche bearbeiten die Pfähle, andere befestigen dieselbige in die Erde u. s. w. Ein solches gesellschaftliches Leben, eine solche Eintheilung der verschiedenen Arbeiten, die größte Einigkeit in ihren Bemühungen, ist

(u) Vergleiche den neuen Schauplatz der Natur, erster Band, Artikel: Biber. S. 703. f.

ist dies nicht eine Vorsorge für ihre künftige Bequemlichkeit? und müssen sie nicht schon im voraus auf mögliche Fälle gerechnet haben? müssen sie also nicht sich diese und jene mögliche Zukunft gedenken? Wenn ich auch dem seligen Reimarus (x) bewillige, daß die Hauptsorge der Biber bey ihrem Bau auf die Erziehung ihrer Nachkommenschaft gehe, so, wie bey den Bienen, Wespen und Ameisen; so bleibt doch mein Saz stehen, daß sie ohne alle Gedanken des Zukünftigen nicht solche Handlungen vornehmen würden, als ich angeführet habe.

Bey den Ameisen findet man ebenfalls ein solches Verfahren, das ohne Voraussehung nicht wohl erklärbar ist, und durch blosse blinde Triebe nicht begreiflich wird. Ich habe selbst bemerkt, daß in der Ameisenrepublik, einige diese, andere jene Verrichtungen übernehmen, und wenn die eine ihre Last nicht fortbewegen kann, läßt sie solche liegen, geht in den Haufen, und kommt mit mehrern zurück, um mit vereinigten Kräften die Last fortzubringen. Oft trift sie einige ausser den Haufen an, mit denen sie

(x) Von Trieben der Thiere. §. 83.

sie sogleich nach dem Orte zurückkehrt, wo sie dasjenige liegen ließ, was zu bewegen ihre Kräfte überstieg, und nun packen sie zusammen die Sache an, und bringen sie an den Ort ihrer Bestimmung. Sie handeln auch oft gar nicht gleichförmig, sondern weichen von demjenigen ab, was man sonst ihrem Instinkt zuzueignen pflegt. Es wird mir erlaubt seyn, ein Beyspiel oder einen Extrakt aus einem englischen Schriftsteller (y) anzuführen, das meine Behauptungen vollkommen rechtfertiget.

In einer Kammer, welche nahe bey der meinigen war, und eine lange Zeit ledig gestan- hatte, befand sich ausserhalb dem Fenster ein Gewächs- oder Blumenkasten von zwey Fuß tief mit Erde, welche aber lange Zeit her unkultiviret gelegen, daher auch der Kasten mit aller-

hand

(y) Aus dem zweyten Bande des von Richard Steel in London publicirten Guardians No. 156. u. 157. Auch mag verglichen werden D. Casp. Neumanns Chymia medica dogmatico-experimentalis, Tomus secundus. Oder medizinische Chymie, zweyter Band, welcher die chymische Untersuchung des Thier- und und Mineral-Reichs in sich fasset. Zweyte Auflage. Züllichau 1756. 4. S. 28. f.

hand Unrath von abgefallenen Kalk, Leim, Ziegelstein und anderm schuttigten Wesen, so von dem Hause und den Wänden von oben herab, nach und nach darein gefallen, ganz bedeckt war. Da nun diese trocknen Sachen, die vorher in der Erde befindliche Fruchtigkeit nach und nach in sich gezogen, so ist zuletzt aus der fruchtbaren Erde eine ganz trockene, ausgesogene und unfruchtbare geworden. Der Plaz lag nach dem Mittag zu, und also, daß ihn weder Wind noch Regen treffen konnte, nicht weit davon in der Nachbarschaft befand sich obirwärts ein Kornboden von allerhand Getraide. Wenn man nun dieses alles zusammen nimmt, so kommt freylich die vortreflichste Gegend und Gelegenheit vor die Ameisen heraus. Sie hatten sich auch wirklich in diesen Kasten eine Wohnung aufgeschlagen, die aber mehr drey Ameisennester als ein einziges vorstellete. Man kann wohl nichts anders hieraus schliessen, als daß sie aus eben dem Grunde gehandelt, aus welchem vernünftige Menschen neue Städte und Wohnungen an bequeme Gegenden anzulegen pflegen. Als es mir einmal in Sinn kam, wiederum etliche Zwiebeln in gedachten Gewächskasten zu setzen, und ich mit einer Tulpe, so ich aus dem Garten genommen, dahingegangen kam, so ward ich gar

bald die Ameisen, und zugleich, wie sie beständig mit tausenderley Sorgfalt beschäftigt waren, gewahr, auch bemerkte ich, daß sie wenig auf meine Gegenwart, hingegen aber immer auf ihre eigene Arbeit, als wenn sie von grosser Wichtigkeit wäre, achtsam waren. Diese ihre Aufführung schien mir meiner Aufmerksamkeit würdiger, als alle Blumen von der Welt zu seyn! Ich legte gar bald meine Lupe bey Seite, um nur ein desto grösserer Bewunderer, und wo möglich Mithelfer dieser kleinen Republik zu seyn, als welches letztere eben das einzige war, so ihnen noch fehlte, denn was die Policey und andere gute Ordnung anlangt, das war schon weit vollkommener bey ihnen, als bey den grössesten und weisesten Republiken der Menschen. Ich ließ es mir recht angelegen seyn, ihnen allerhand Bequemlichkeiten zu verschaffen. Zuerst nahm ich alles aus dem Kasten heraus, von dem ich nur denken konnte, daß es ihnen möchte im Wege und nachtheilig seyn; ich besuchte sie fleissig, um nur auf alle Verrichtungen und Handlungen Acht zu geben, und da ich, nach meiner Gewohnheit späte pflegte zu Bette zu gehen, so vergaß ich nicht, selbige auch des Nachts, besonders zur Zeit des hellen Mondenscheins zu besuchen, und sogar deshalb in der

Nacht

Nacht verschiedenemal ausdrücklich aufzustehen, blos um zu observiren, was sie zu solcher Zeit machten. Ich fand beständig einige auf und nieder gehen, und sehr beschäftiget, so, daß man denken sollte, diese Kreaturen schliefen niemals. Jedermann weiß, daß die Ameisen im Herbste den Tag über aus ihren Löchern kommen, und ihr eingesammeltes Korn an die Sonne legen, des Nachts aber wieder in der Erde verwahret halten. Diejenigen, welche zu gedachter Jahreszeit einen oder andern Ameishaufen mit Bedacht angesehen, werden auch gar leicht solche kleine Kornhäufchen wahrgenommen haben. Das erste also, so mich in Verwunderung setzte, war dieses, daß ich gewahr wurde, daß meine Ameisen niemals ihr Korn des Tages, sondern nur des Nachts, und zwar zu solcher Zeit, wenn der Mond schien, herausbrachten, und es hingegen den Tag über unter der Erde behielten. Dieses schien mir demjenigen ganz zuwider zu seyn, was die Ameisen sonst an andern Oertern zu thun pflegen. Ich fand aber endlich hiervon den Grund gar bald. Nicht weit davon stund ein Taubenhaus. Hätten sie nun das Korn bey Tage herausgebracht, so würden es ihnen die Tauben, und vielleicht auch andere Vögel weggefressen haben, wie es denn allerdings

dings zu vermuthen stehet, daß die Erfahrung ihnen diese Vorsichtigkeit gelehrt habe, weil ich selbst, sonderlich des Morgens, öfters Tauben und Vögel dabey antraf. Ich benahm ihnen daher diese Furcht und Gefahr. Um die unverschämten kleinen Strassenräuber, die Vögel, abzuhalten, band ich ein Paar Strickchen mit papiernen Schnitzelchen, die der Wind beständig bewegte, über das Fenster, machte die Tauben schüchtern, und jagte sie des Tages verschiedene mal selber weg, bis sie endlich, da sie nach und nach merkten, daß sich nunmehro an diesem Platze einige Menschen öfters als sonsten fanden, und sie auch fast allemal verjaget wurden, von selbsten wegblieben. Was hierauf das Wunderbarlichste war, und ich kaum glauben würde, wenn ich es nicht selbst erfahren und mit meinen Augen gesehen hätte, war dieses, daß die Ameisen etliche Tage hernach, wie sie nun sahen, daß gar keine Raubthiere, weder Tauben noch andere Vögel mehr, hinzugeflogen kamen, anfingen, ihr Korn bey Tage hervorzubringen, und an die Sonne zu legen, ich merkte aber doch, daß sie noch nicht gänzlich sicher, sondern noch etwas furchtsam zu seyn schienen. Denn sie getrauten sich nicht den ganzen Vorrath auf einmal herauszubringen, sondern legten nur immer

mer eine ganz kleine Quantität auf einmal, dazu nach und nach, ohne sonderliche Ordnung an die Sonne, damit sie sie, im Fall sich ein Unglück zutrüge, alsobald wieder wegschleppen könnten, dabey schienen sie ziemlich wachsam und sahen immer um sich herum. Da sie aber endlich wahrnahmen, daß kein Grund zur Furcht und keine Gefahr vorhanden wäre, schlepten sie fast alle Tage alle ihr Korn oder den ganzen Vorrath heraus; wobey sie eine besondere Ordnung hielten, gegen Abend aber brachten sie alles wiederum hinein. (z)

(z) Beweisen nicht diese Handlungen, daß die Ameisen ihren Trieben nicht blindlings folgen? sondern just gegenseitige Verrichtungen vornehmen, wenn sie merken, daß dasjenige, wozu sie ihr Naturtrieb reizt, ihrer Absicht hinderlich seyn würde. Gebrauchen sie nicht ganz andere Mittel, wenn diese und jene Hindernisse ihre gewöhnliche Verfahrungsart in Ansehung ihres Zwecks fruchtlos machen? Wer wollte also zweifeln, daß sie sich vorstellten, wir müssen unter jetzigen Umständen unsern angebornen Trieben Einhalt thun, und den wünschenswerthen Zweck durch Mittel erreichen, welche die Hindernisse kraftlos machen. Wer wird also Bedenken tragen, diesen

In jedem Ameisennste gieng erstlich ein Loch, ohngefähr einen halben Zoll tief, gerade herun-

sen so kleinen und sonst verachteten Thieren eine Voraussehung beyzulegen? Wer siehet nicht, daß sie den Gedanken fassen, wenn wir anders, als gewöhnlich handeln, so erreichen wir unsern künftigen Zweck. Sie müssen also wissen, daß bey ihrem veränderten Unternehmen ein veränderter Erfolg entstehen werde, weil sie sonst ohne allen Grund ihr Verfahren ändern würden. Ich will nicht sagen daß sie mit Sicherheit die Erreichung ihres Zwecks sich vorstellen, sie vermuthen aber doch die Befriedigung ihres Wunsches, sie machen Proben, in der Hofnung zu ihrem Ziele zu gelangen. Alles dieses giebt Beweise von dem Vorhersehen der Thiere.

Aus dem bisher gesagten lässet sich die Meinung des Reimarus in seinem Buche von den Trieben der Thiere §. 92. beurtheilen, wenn er sagt: „Alle einzelne Thiere einer Art handeln, wenn sie frey sind, in ihren Kunsttrieben nach einerley bestimmten Weise, Regel und Modell, wenigstens in dem Wesentlichen; so, daß ihnen blos zufällige Beschaffenheiten verschiedentlich zu bestimmen überbleiben. Man gehe nur alle Klassen der Triebe durch; die Bewegung des ganzen Leibes

herunter, hernach aber war der Gang nicht gerade, sondern schleichend immer tiefer und tie-

Leibes von einem Orte zum andern, den Gebrauch der Gliedmaassen des Körpers, das Wegziehen der Vögel und ihren Nesterbau, den Fang der Raubthiere, das Sammeln der Speise auf den Winter, die Netze der Spinnen, die Grube des Ameislöwen, die Verwandlung und das Einspinnen der Raupen und anderer Insekten, den Gebrauch der natürlichen Waffen, die Verfertigung der Wohnungen, das Legen der Eyer, das Bebrüten uud Füttern der Jungen, die gemeinschaftlichen Arbeiten der Bienen, Wespen und Ameisen; so wird man sich bald davon überzeugen. Wenn man einmal gesehen hat, wie es ein einzelnes Thier in diesen Fällen machet, so hat man sie alle gesehen; so kennet man die ganze Art, und kann zum Voraus sagen, wie es ein jedes anderes Thier der Art machen wird. Allenthalben sind einerley Mittel, zu einerley Zwecke, eben die Handlungen und dazu angewandte Werkzeuge, ähnliche Werke in der Materie und ihrer Figur und Zusammenfügung, ja in der Grösse selbst, wenn es darauf ankommt.“ Sollte nicht diese Meinung durch das angeführte Verfahren der Ameisen eine Ausnahme leiden? Sie brauchten ja ganz andere Mittel,

fer, bis zu einem Platze, wo sie ihr Magazin hatten. Sie hatten auch wiederum ganz andere

re

Mittel, als die Ameisen gewöhnlich anzuwenden pflegen.

Noch mehr, die Bienen machen für ihre Mutter eine andere Wohnung, als für die übrigen. Sie müssen also wissen, daß für ihre Mutter eine andere Wohnung nöthig sey. Sie bauen kleine Zellen zu Arbeitsbienen, grössere zu Drohnen, woraus das sogenannte Raas besteht. Sie bauen auch länglichte Zellen von besonderer Wachsmaterie, die angezündet, helle brennt, und einen guten Geruch von sich giebt. Sie gebrauchen eine blos faserichte Materie, die Brut zuzuspünden, und wieder eine ganz andere Art von Wachs, nämlich das Vorwachs, um die Ritzen und Fluglöcher zu verkleben, oder auch die Tafeln an den Seiten und unter einander zu befestigen. Diese Materie verarbeiten sie mit den Zähnen und Vörderfüssen, bringen sie aber an den Hinterfüssen nach Hause, wie man solches deutlich an den Fluglöchern wahrnehmen kann, wenn sie selbige verbauen. Nachdem sie gute oder schlechte Tracht und Nahrung haben, nachdem bauen sie auch verschieden. Anfangs sind ihre Tafeln schmal, und die Zellen nur so

hoch,

re Plätze, ausser diesem Magazin gemacht, da sie assen und schliefen. Man kann auch diesen Unter-

hoch, daß eine Biene darinnen ausgebrütet werden kann. Sobald sie aber mehr Stof zum Sammeln finden, so machen sie ihre Tafel breiter, und die Zellen höher, damit sie den Honigvorrath unterbringen können. — Folgt also nicht hieraus abermals, daß die Thiere in ihren Kunsttrieben, auch wenn sie frey sind, nicht nach einerley bestimmten Weise, Regel und Modell handeln? —

Pontoppidan in dem Versuch einer natürlichen Historie von Norwegen im zweyten Theile, bereichert uns noch mit einem andern Beispiele, welches beweiset, daß die Thiere nach dem Unterschiede der Lage und Umstände ihr Gebäude einrichten. Er spricht S. 163. „Lund oder Lund Talle, ein mässiger Seevogel, etwas grösser als eine Taube, von Farbe schwarz und weiß, der auch wegen seines Schnabels von einigen der Nordische Papagoy genennet wird, bauet sein Nest, worinn er auf dem Rücken lieget, nicht gerade, sondern nach der Beschaffenheit des Bodens. Denn ist dieser niedrig, so macht er lange Höhlen in die Erde, die wohl 2 bis 3 Ellen tief sind. Ist es aber Berg- oder Klippengrund, so sucht er sich zwischen den

Unterschied blos daraus von selbst schliessen, daß sie niemals bey dem Magazine essen können, weil

den Ritzen und Spalten, ingleichen zwischen den losgerissenen Steinen und Felsenstücken an den Seiten der Berge seine Gelegenheit aus, wo man schwerlich zu ihm kommen kann, so, daß die Bauern eine eigene dazu abgerichtete Art Hunde haben müssen, die hineingehen, und den ersten Vogel, den sie finden, bey den Flügeln herausziehen. Da sie nun zu zwanzig Stücken, ja wohl zu hunderten bis zweyhunderten beysammen wohnen, und ihrer Art nach, wenn einer fortgezogen wird, jeder sich in seinen Nachbar fest beisset, und ihn mit fortziehet, so werden sie alle zugleich hervorgezogen und getödtet. Zuweilen pflegt der Vogelfänger sich eines langen Stockes zu bedienen, der einen scharfen Haken an dem einen Ende hat, und holet damit die Vögel heraus. In der Note S. 164. wird vermuthet, daß dieser Vogel eben derjenige seyn möchte, den der Pater Labat in seiner Voyage aux Isles de Amerique Tome II. p. 349. beschrieben, und Diable oder Diablotin genennet hat.

Vielleicht würde man den Satz des Reimarus genauer bestimmen können, wenn man sagte: alle einzelne Thiere einer Art handeln,

weil sich die Stücken von den Schaalen der Körner unter das reine Korn mit mischen, und sie wider

deln, wenn sie sich selbst überlassen sind, in ihren Kunsttrieben auf einerley Weise und nach einerley Mitteln, wenn nicht ihre Lage, ihr Verhältniß, und zu befürchtende Hindernisse ihnen einen Reiz giebt, gegenseitige Mittel zu gebrauchen. Man erinnere sich hierbey aus dem 13. §. des Affens, der sich ein künstlich Auge von Moos machte. Doch es scheint Reimarus selbst diese Einschränkung gefühlt zu haben, weil er §. 92 sagt: „Die Kunsttriebe der Thiere sind von der Natur nicht so gänzlich und in allen Stücken determiniret, daß ihnen nicht eins und anderes, durch ihr eigenes Erkenntnißvermögen, nach den Umständen, verschiedentlich zu bestimmen übrig bleibe.“ Und sonach würde zwar das Bedenkliche wegfallen, aber nur ist die Frage, ob dieses Aendern der Thiere wegen der Umstände nicht nach Voraussehungen und wegen der Zukunft geschehen könne. Dieß behaupte ich, Reimarus aber leugnet es. Denn er sagt ausdrücklich §. 155. p. m. 395. „Einmal können sich die Thiere weder das Vergangene, als vergangen vorstellen, oder sich der Dinge und ihres Thuns erinnern (vergleiche dagegen meine §. 8. 9. 10.)

wider ihre natürliche Reinlichkeit handeln würden. Denn man muß wissen, daß diese Thierchen

10.) noch auch das Zukünftige durch deutliche Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen, als zukünftig voraussehen." Hierbey glaube ich zweyerley erinnern zu dürfen. Einmal kann auch den Thieren Deutlichkeit in ihren Vorstellungen nicht abgesprochen werden, wenn die Rede von einzelnen Gegenständen ist, die sie durch die Sinne wahrnehmen. Der Hund unterscheidet in dem ihm vorgesetzten Gericht Fressen, Fleisch, Brod, Knochen, und suchet das Fleisch heraus. Er unterscheidet also die Theile von dem Gerichte, und hat eine deutliche Idee. Zweytens vergleichet zwar das Vieh das Gegenwärtige und Vergangene nicht auf eine solche Art, wie die Menschen, es stellt sich aber doch das Vieh durch Reproduktion des Ehemaligen sammt des damit Verknüpftgewesenen und Erfolgten vor, es werde wiederum etwas ähnliches erfolgen, weil gegenwärtig das eine Verknüpfte von ihm empfunden wird. Ist dies nicht eine Vorstellung des Künftigen, als künftig? Das Thier fürchtet sich und weiß doch, daß das befürchtete Uebel noch nicht wirklich gegenwärtig sey (§. 8. f. §. 13.) Es muß also wohl das Künftige von dem Gegenwärtigen unterscheiden. Und wie sollte auch das

chen überaus reinlich in allen Dingen in ihrer Wohnung sind, und alles, es mag nun der Abgang von Korne oder andere Unreinigkeit als Erde, Koth, oder sonst was fremdes seyn, so sie nicht leiden können, beständig aus ihren Nestern herausbringen, folglich nichts unreines um sich leiden können, vielweniger würden sie den ganzen Vorrath verunreinigen. Natürlicher Weise würde das Korn, so sie unter die Erde geschleppet, auswachsen, woferne sie nicht suchten diesem vorzubeugen. Sie beissen einem jeden Körnchen, ehe sie es einlegen, vorhero die Keimspitzen ab, daher das Korn niemals auswachsen kann. Es kann ein jeder dieß erfahren, wenn er selbst dem Korn die Spitze abbeisset und es verscharret, oder das Korn des Winters im Ameishaufen untersucht. Allein ungeachtet die Spitze vom Korne abgebissen worden, so bleibet doch wieder eine andere Unbequemlichkeit übrig, nemlich, daß das Korn unter der

Erde

das Thier das Künfttge sich als gegenwärtig gedenken, da doch die wirkliche Empfindung einen weit lebhaftern Eindruck in seine Empfindungsgliedmaassen machen muß, als das noch zu erwartende Uebel. Nun unterscheiden die Thiere gewiß lebhaftere Eindrücke von schwächern (§. 8.)

Erde quellen und verfaulen kann, und in diesem Fall würde es diesen Thierchen nicht zur Nahrung dienen. Aber auch dieser Unbequemlichkeit vorzukommen, beweisen die Ameisen abermals grossen Fleis und Arbeit. Sie wissen alles darnach einzurichten, daß sich das Korn in ihren Löchern eben so gut und trocken, wie auf unsern Kornböden, halten muß. Zu dem Ende sammlen sie eine Menge von ganz trocknen Erdtheilchen, welche sie wiederum bey gutem Wetter alle Tage herausschleppen, und dergestalt an die Sonne legen, daß sie davon recht erhitzt werden. Eine jede Ameise bringet dergleichen Erdtheilchen herfür. Wenn sie es an eine gewisse Stelle geleget, so gehet sie und holet wieder ein anderes, so, daß man in Zeit von einer Viertelstunde eine ziemliche Menge von dergleichen Erdtheilchen liegen sehen kann. Unter der Erde oder in ihrem gedachten Magazin legen sie erstlich diese trockene Erdtheilchen auf den Grund, alsdenn hierauf ihr Korn, und dieses bedecken sie wiederum mit trockenen Erdtheilchen. Diese Arbeit verrichten sie fast täglich oder wenigstens so lange, als die Sonne warm scheint, und sie fühlen, daß ihr unterster Grund noch warm genug ist. Denn obgleich die Sonne um 3 oder 4 Uhr Nachmittags von dem Fenster weg war,

so

so haben sie doch nicht allezeit sogleich darauf ihr Korn und Erdtheilchen wieder weggeschleppet, sondern beydes vielmals noch eine Zeitlang liegen lassen, nachdem sie befunden, daß der Boden vom Magazin oder das ganze Loch noch über und über warm genug gewesen, daher sie es erst, nachdem es kühle geworden, hineingetragen. Mancher könnte denken, daß diese Thierchen Sand, kleine Stückchen von Ziegel= oder von andern wirklichen Steinen nehmen könnten, ohne daß sie nöthig hätten, mit so grosser Mühe, andere Erdtheilchen sich auszusuchen. Hierauf weiß ich weiter nichts zu antworten, als daß ihnen abermals die Erfahrung muß gelehret haben, daß diese Erdtheilchen, die sie sich mit grossem Fleisse aussuchen, am geschwindesten und besten an der Sonne durchwärmt werden können. Das Korn will sich auch auf dem Sande nicht halten, zu geschweigen, daß sich in das Korn, dem seine Spitze abgebissen worden, gar leichte einiger zarter Sand, Staub oder Ziegelmehl feste setzen könnte, so hernach nicht sobald wiederum davon abzubringen stünde. Der meiste Sand bestehet auch aus gar zu kleinen Theilchen, welche die Ameisen kaum fassen und tragen können, und ich glaube, daß dieß die Ursache ist, daß sich die Ameisen selten

nahe bey Flüssen, oder wo gar kein anderer als pur sandichter Grund ist, werden finden lassen. Was die kleinen Theilchen von Mauer- oder andern Steinen anlanget, so würde die geringste dazu kommende Feuchtigkeit selbige gar leicht zusammenbackend machen, dieses würden alsdenn die Ameisen nicht wieder zertheilen, noch also zusammen gebacken aus dem Neste heraus, und an die Sonne bringen können, und sie nicht allein in grosse Verwirrung setzen, sondern auch ihre ganze Symmetrie verderben und in Unordnung bringen. Wenn die Ameisen erst gedachte Erdtheilchen herausgebracht haben, so bringen sie alsdenn auch auf eben diese Weise das Korn heraus, und legen es um die Erdtheilchen herum, dergestalt, daß man gar leichte zwey verschiedene Häufchen, die ihr Loch umgeben, nemlich einen von trocknen Erdtheilchen, und einen andern von Korn, ganz deutlich sehen kann. Zuletzt holen sie noch die übrigen trocknen Erdtheilchen, worauf ohne Zweifel das Korn gelegen hat, heraus. Diese Arbeit fangen sie niemals an, es sey denn bey recht schönen klaren Wetter, und daß die Sonne recht heiß scheine.

Ich habe observirt, daß diese kleinen Kreaturen einmal ihr Korn um 11 Uhr des Vormittags herausbrachten, und wieder ihre Gewohnheit noch vor ein Uhr des Nachmittags schon wieder hineintrugen, da doch die Sonne sehr heiß schien, und der Himmel recht klar war, so, daß ich nicht den geringsten Grund davon finden konnte. Aber eine halbe Stunde darnach fanden sich einige trübe Wolken ein, und die Gegend des Himmels fing sich an nach und nach zu überziehen, und es währte nicht lange darauf, so fiel ein kleiner Regen, welchen vermuthlich die Ameisen auf eine oder andere Art mußten vorher gemerket oder gefürchtet haben, ungeachtet im Kalender stand, daß am selbigen ganzen Tage kein Regen seyn würde. (a) Ich habe auch wahrgenommen, daß die Ameisen ihr Korn von oben herab aus dem vorhin gemeldeten Kornboden holeten, daher ich öfters an den Ort hinging, wo das Korn lag, auch gar bald gewahr wurde, daß freylich etwas alt Korn dabey, und nicht jedes Körnchen gleich

 gut,

(a) Die Ameisen sind also ein Anzeigen der Witterung und des bevorstehenden Regens, wenn sie ihr Korn zur ungewöhnlichen Zeit eintragen.

gut, wie das andere, war. Da sahe ich abermals, daß sie allemal das beste auslasen, und das schlechteste liegen liessen. (b) Ich weiß durch verschiedene Erfahrungen, daß die Ameisen sich grosse Mühe geben, wo es möglich ist, sich mit Waitzen zu versorgen, ja nicht allein den Waitzen vor allem andern Getraide am liebsten wählen, sondern auch noch unter dem Waitzen selbst das beste auslesen, und alles Korn, wenn sie nur Waitzen finden können, liegen lassen. Finden sie aber keinen Waitzen, so versorgen sie sich mit anderm Getraide, und dann schleppen sie Roggen, Haber, Hirsen, ja sogar Brodkrumen ein, selten aber einige Gerste, ausgenommen, wenn sie sich in grösser Noth sehen, und einen Mangel an allen andern Sorten haben, so, daß sie gar nichts anders als Gerste, gleichsam in der größten Hungersnoth haben können.

Als ich willens war, mich noch etwas genauer, nicht sowohl wegen ihres Fleisses, als vielmehr, ob und wie weit sie etwas vorher wis-

(b) Sie wissen also das gute und schlechte Korn zu unterscheiden, und müssen glauben, daß das Gute ihnen auf die Zukunft dienlicher seyn werde, als das schlechtere.

wissen könnten? zu erkundigen, so schüttete ich erstlich ein ganz klein Häufchen Waitzen in einen Winkel der Kammer, worinnen sie sich in dem Kasten am Fenster befanden, zweytens machte ich oben auf dem Erker des Bodens, allwo sie bis jetzt alle ihr Korn geholet hatten, nicht allein die Fenster feste zu, sondern damit ihnen der Weg abgeschnitten würde, von dorther das Korn holen zu können, so stopfte ich auch mit allem Fleisse alle Löcher ganz genau zu, davon ich nur muthmaassen könnte, daß eine oder die andere möchte durchkommen können, denn ob ich gleich wahrgenommen, daß die Ameisen natürlicher Weise von einer oder andern Sache grosse Erkenntniß haben, so hielte ich sie doch nicht für Hexenmeister, und eben deswegen konnten sie auch unmöglich sogleich wissen, daß ich ihnen in ihrer Kammer einiges Korn hingelegt hatte. Da sie nun auch selbst nichts davon vermerkten, so wurde ich etliche Tage hernach gar bald gewahr, wie diese arme Kreaturen überaus bestürzt waren, und da sie den Erker überall verschlossen fanden, sich genöthiget sahen, einen weiten Weg zu nehmen, ihre fernere Provision zu suchen und zu holen. Das gieng mir schon nahe und jammerte mich einigermaassen, doch, da ich das Ende hiervon gerne sehen wollte, so

entschloß ich mich von neuem, es doch auf eine Zeitlang also mit anzusehen, und sie nicht so gleich wiederum bequem zu machen, weil meine Absicht hauptsächlich dahin gieng, daß ich erfahren wollte, ob sie bey solcher Noth und schweren Arbeit endlich den in der Kammer verborgenen Schatz ausfinden, oder die natürliche Geschicklichkeit haben würden, daß sie von ferne riechen oder sehen könnten, oder vermögend wären, wenn sich etwas in der Nachbarschaft zu ihrem Unterhalt vorfände, solches zu wissen, oder zu entdecken? Ich muß gestehen, während der Zeit, da ihnen oben der Erker versperret worden, sind sie in der That in grosser Angst und Noth gewesen, wobey sie sichs doch aber unermüdet recht sauer werden liessen, sich fernern Vorrath aufzusuchen. Sie sind das Haus herauf und herunter auch anderwärts hingekrochen, um sich nach einigen Körnchen überall umzusehen. Oefters war der Auszug weit und doch unglücklich, daß sie gar nichts antrafen. Manchmal fanden sie, nach langen und mühsamen Herummarschieren, zwar einiges Korn, welches ihnen aber ganz und gar nicht anstund. Was mich aber wiederum recht erstaunend machte, das war dieses, daß keine einzige Ameise nicht wieder zu Hause kam, ohne daß sie nicht

nicht etwas sollte mitgebracht haben. Eine hatte ein Körnchen Waitzen; eine andere ein Körnchen Roggen; die dritte ein Körnchen Haber ausfindig gemacht, und wenn eine ganz und gar nichts anders hatte antreffen können, und vor Müdigkeit doch wieder zu Hause seyn wollte, so brachte sie wenigstens ein Stückchen von gedachter trocknen Erde mit, um nur nicht als ein Müssiggänger nach Hause zu kommen. Das Fenster, auf welchem die Ameisen ihre Haufen, ihr Nest oder Wohnung gemacht hatten, gieng nach einem Garten heraus, und war zwey Stock hoch. Einige nahmen ihren Zug herunter in den Garten bis zu dessen Ende, andere aber unternahmen eine Reise in andere Häuser, wohl fünf Stock hoch, in Hofnung, Kornböden daselbst zu finden, so, daß manche eine saure und recht schwere Reise hatten, insonderheit diejenigen, die auf einer solchen Höhe und Entfernung von ihrer Heimat ein ziemlich grosses und schönes Korn von Waitzen oder andern Saamen ertappet, und sich damit beladen hatten. Denn ein grosses Waitzenkorn weit herzuholen, bald herunter, bald heraufzuschleppen, ist für ein solch kleines Gewürme oder nach Proportion der ganzen Ameise und ihrer geringen Kraft, als eine ansehnlich schwere Last, und saure Arbeit anzu-

 sehen.

sehen. Ich habe nachgerechnet, wenn ich ein Korn in die Mitte des Gartens gelegt, und solches eine Ameise von dort nach dem Neste geschleppet, daß das arme Thier damit vier Stunden Zeit zugebracht hat. Es erhellet daraus, daß diese Arbeit einem solchen Thiere ungemein beschwerlich fallen muß, und selbige wenigstens so groß und schwer gerechnet werden kann, als eines Mannes, der eine überaus schwere Last auf seinen Schultern träget, und solche fast alle Tage von vier oder sechs Meilen her, holet. Wahr ist's, diese Insekten haben nicht so grosse Mühe und Arbeit auf einem geraden Grunde, aber man bedenke den schweren Stand einer solchen kleinen Kreatur, wenn sie das ausgefundene Waitzenkorn so viele Stock hoch, an einer glatten Mauer oder Wand, herauf oder herunter, zumal, wenn sie ihren Kopf unterwärts und das Hintertheil aufwärts halten muß, beständig fest halten, und mit fortschleppen soll. Hiervon kann sich niemand eine rechte Vorstellung machen, es sey denn, daß er dies kleine Thierchen in solcher Arbeit und beschwerlichen Situation selber sähe. Das öftere Stillhalten, da sie unterwegens immer ausruhen müssen, zeiget augenscheinlich an, wie müde sie darüber werden, und wie sauer es ihnen ankommt.

Am

Am allerjämmerlichsten stellet sich eine Ameise an, wenn sie für Müdigkeit nicht ihre Tagereise zu Ende bringen, oder zur Heimath gelangen kann. Da habe ich wiederum wahrgenommen, daß in solchem Fall entweder eine Ameise, die nicht ausgewesen, oder die wenigstens nicht eine so weite Reise gethan, sobald sie einen dergleichen höchst ermüdeten Kameraden erblicket, wieder vom Haufen herunter, und aus Mitleiden ihm beyzustehen, auf ihn zugegangen, auch der matten Ameise die Last wirklich abgenommen und nach Hause tragen helfen. Einige sind manchmal so unglücklich gewesen, wenn sie öfters ganz nahe bey dem Ameißhaufen am Fenster und fast zu Hause gewesen, daß sie entweder aus Müdigkeit, oder durch einen Fehltritt samt der ganzen Last auf einmal herunter gefallen, bey welcher Begebenheit sie jedoch selten ihr Korn verlieren, sondern solches gemeiniglich, sobald sie sich nur erholet, wiederum von neuem herauf zu schleppen pflegen. Das allermerkwürdigste von dem, was ich noch gesehen, ist dieses, daß einmal eine der allerkleinsten Ameisen mit einem grossen Waitzenkorn, welches ihr unglaubliche Mühe machte, angezogen kam. Als sie nun ganz nahe bey dem Kasten und dem Neste war, so strengte sie vor Freuden, daß ihre Ar-

heit nun bald geendigt seyn würde, gleichsam zu guter lezt ihre Kräfte noch einmal ungemein an, ihren mit Angst und Noth bis hieher geschleppten Proviant vollends an Ort und Stelle zu bringen; allein, da sie dem Ansehen nach, zu eilen schien, siehe, so fiel das gute Würmchen mit der ganzen Ladung, nach einem solchen höchstbeschwerlichen und zurück gelegten Marsche, herunter. Ich muß gestehen, daß es mich herzlich jammerte, und wer weiß, ob solche unglückliche Begebenheit nicht manchen unempfindlichen Philosophen würde gerühret und zum Mitleiden beweget haben. Ich lief alsobald von oben herunter, um zu sehen, ob das Thier tod wäre, fand es aber nicht allein am Leben, sondern auch, daß es sein Waitzenkorn annoch in seinen kleinen Klauen feste hielt, so mich von neuem bewegte. Es erholte sich wieder, und entschloß sich gar bald, wiederum von neuem die Reise anzutreten, und mit dem Korn herauf zu klettern. Es begegnete aber dieser geschäftigen Ameise leider! dergleichen Unglück dreymal hinter einander. Bald fiel sie in der Mitte ihres Weges, bald etwas höher, ließ aber doch kein einzigesmal das Korn fallen. Ja, was noch mehr, sie hatte auch das drittemal noch nicht allen Muth sinken lassen, sondern machte sich fertig, zum viertenmal

es

es zu versuchen, ob sie nicht nach Hause kommen könnte? aber es fehlte zulezt an Kräften, da sahe die elende und gänzlich abgemattete Kreatur sich gezwungen, stille zu stehen, worauf endlich eine andere Ameise kam, die ihr das Korn abnahm. Es war gewiß eins der allergrößten und schönsten Waitzenkörner, die eine Ameise nur immer fortbringen kann. Es träget sich auch manchmal zu, daß ihnen ein Korn aus den kleinen Klauen im währenden Heraufklettern entfällt, da sie dann sogleich wieder umkehren, um es aufzusuchen, und von neuem hinauf zu reisen, oder im Fall sie es nicht wieder finden können, sehen sie sich nach einem andern Korn um, und wo diese Hofnung fehl schlägt, nehmen sie wenigstens ein Stückchen Erde mit sich, indem sie sich sonst so zu reden schämen würden, ledig, und ohne daß sie das geringste mit sich brächten, wieder nach Hause zu kommen.

Eben dieser Schriftsteller fährt No. 157. wenn ich seine vorausgesezte gut gemeinte moralische Betrachtung weglasse, auf folgende Art fort:

Auf gedachte Art, da ich nehmlich den Erker, woraus die Ameisen sonst ihre Nahrung geholet, aufs beste versperret hatte, waren sie

nun-

nunmehro gezwungen, so mühsam es auch ihnen wurde, neue und andere Anstalt zu ihrem Lebensunterhalt zu machen. Sie zogen zu dem Ende täglich weit und breit herum, und ließen sichs ungemein sauer werden. Als ich lange genug zugesehen hatte, so konnte ich es nicht länger übers Herz bringen, sondern entschloß mich, den armen Würmchen das Häufchen Korn zu zeigen, doch dachte ich vorher wiederum, wie ich etwas dabey lernen möchte. Es fiel mir ein gewisses Mittel ein, das mir glückte. Die Sache wird denen unglaublich scheinen, welche niemals vorher gewußt, daß alle diejenigen Thiere, die unter sich eine gewisse Gesellschaft ausmachen, von verschiedenen Dingen mehr Erkenntniß, als andere haben. Ich nahm eine von den allergrößten Ameisen, und warf sie auf meinen kleinen Haufen Waizen. Dem äußerlichen Ansehen nach schien sie nicht sonderlich auf den Waizen acht zu haben, sondern fürs erste nur froh zu seyn, daß sie wieder aus meinen Händen und in Freiheit kam. Sie lief daher davon, ohne ein Körnchen Waizen mitzunehmen, als worüber ich mich nicht wenig verwunderte, aus der Folge aber wurde ich bald überzeugt, daß diese Ameise nichts desto weniger den Waizenhaufen mehr als zu wohl müsse bemerket

haben,

haben. Denn ohngefähr eine Stunde hernach waren alle Ameisen von diesem Vorräth unterrichtet, so, daß sie sich haufenweise dahin begaben, und die allermeisten ungemein beschäftiget waren, den ganzen Haufen in der Geschwindigkeit fort und nach dem Neste zu tragen. Ich überlasse es einem jedem, zu urtheilen, ob sie nicht einen besondern Weg von der Natur haben, dadurch eine der andern von etwas Nachricht geben kann? (c) Denn wie wäre es wohl sonsten möglich gewesen, daß sie nunmehro auf einmal, in Zeit von einer Stunde darauf, als ich ihnen vorher Anlaß dazu gegeben, hätten wissen können, daß in dieser Kammer solch angenehmes Getraide vorhanden sey, da doch das Häufchen davon schon so lange vorher daselbst gelegen hatte. Ich kann nicht sagen, wie bald das Häufchen fort war, ich legte nachher wieder etwas weniges hin, um hieraus abermals nur zu lernen und zu erfahren, wie weit doch wohl bey dem gefundenen Fressen ihr Appetit, Freude und Begierde gehen würde? weil ich gar nicht zweifelte, daß sie Korn zum Vorrath auf den Winter einlegen möchten, wovon wir sogar etwas in der heiligen Schrift lesen, und welches wir

(c) Man vergleiche meinen §. 5.

wir auch sonst genugsam von andern Thieren erfahren.

Ich habe vorher gesagt, daß in dem Gewächskasten drey Ameisennester waren, welche, wenn ich durch ein Gleichniß reden darf, drey unterschiedene Städte, die aber von einerley Gesetzen, Ordnung und Gewohnheit, regieret wurden, vorstellten. Nichts desto weniger wurde ich doch einen Unterschied gewahr, indem die Einwohner von einem dieses Nester mir weit klüger und fleißiger als ihre Nachbarn zu seyn schienen. Diejenigen Ameisen, die ihr Nest in einer bessern Ordnung hatten, waren auch mit feinern und schönern Körnern, und mit einer größern Menge von Vorrath versehen, es hatte das Nest mehr Einwohner, die noch dazu weit größer und stärker waren. Dies war gleichsam die vornehmste oder Hauptstadt, und möchte ich wohl noch hinzusetzen, daß diese Ameisen, dem Ansehen nach, vor den andern beyden Haufen, in vielen Stücken immer etwas voraus oder einen kleinen Vorzug hatten. Ungeachtet der Kasten, worinnen diese Thiere ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, voll Erde und ganz frey von Regen lag, so trug es sich doch zu, daß manchmal von Regen etwas, wenn der Wind den

Regen

Regen trieb, darauf kam, welches denn allemal eine recht große Betrübniß, Angst und Unbequemlichkeit diesen Thierchen verursachte, weil sie sehr furchtsam für dem Wasser sind, so, daß sie, wenn sie einen weiten Weg gehen müssen, um Proviant zu suchen, und unvermutheter Weise von einem Regen überfallen werden, unter einen Dachstein, oder was sie nur vor sich finden, kriechen, und sich solange darunter verbergen, bis sie merken, daß der Regen vorüber ist. Die vornehmsten Ameisen von dem vorhergemeldeten einen Haufen fanden ein recht wunderbares Mittel, um von sich den Regen abzuhalten, sie hatten nehmlich ein klein dünn Stückchen Schieferstein, ich weiß nicht wie, herbeygeschleppet, oder es mochte vom Dache gefallen seyn, dieses wußten sie zu solcher Zeit des Tages, da sie Regen merkten, oder wenn es wirklich zu regnen anfieng, und fast alle Nächte, über ihr Loch oder den vornehmsten Aus- und Eingang ihres ganzen Nestes zu legen. Ohngefähr funfzig, und zwar von den allerstärksten, packten solches Stückchen Schieferstein an, und wußten es zu meiner Erstaunung recht artig heran und herab zu schieben. Es war insonderheit des Morgens nichts wunderbarers zu sehen, als wenn sie das Schieferstückchen wiederum wegschaffen

schaffen wollten. Sie hatten nahe bey dem Loche den Grund ganz ungleich und hockericht gemacht, blos darum, damit dies Stückchen Schieferstein nicht platt auf der Erden, sondern also darauf liegen könnte, daß es darunter noch überall hohl blieb, und sie ihren freyen Aus und Eingang haben konnten (d). Die Thierchen von den beyden andern Haufen wußten ihre Sache schon nicht so gut anzufangen, konnten auch nicht so gut als jene den Regen abhalten. Sie legten zwar über ihre Löcher auch allerhand Stückchen von alten und trocknem Baukalk und Gips, auch wohl manchmal ein Stückchen über das andere, aber es hatte doch alles keine rechte Art, es war auch nicht hinlänglich, den Regen so gut, als bey jenen abzuhalten, daher sie auch weit mehr Noth und Mühe hatten, des Tages darauf, nach dem Regen, den erlittenen Schaden wiederum gut zu machen. Dies ist die einzige Ursache, warum man öfters unter den Dachsteinen Ameisen, ja wohl gar ganze Ameisenhaufen gefunden hat, blos, um darunter vor dem Regen sicher zu seyn, und auch zugleich

(d) Hieraus erhellet, daß die Ameisen demjenigen Hindernisse setzen können, was ihnen schädlich ist, oder seyn könnte.

gleich auf solchen Steinen am Tage ihr Korn und ihre Erdtheilchen legen und trocknen zu können. Als ich bey den leztern zwey Nestern gewahr wurde, daß von dem Regen diese armen Thierchen gequälet wurden, so erwieß ich ihnen die Liebe, ihre Nester mit Dachsteinen zu bedecken, das ich bey dem Hauptneste nicht nöthig hatte. Nun kann man auch begreifen, warum in einem gewissen Theile des Königreichs Siam, der grossen Ueberschwemmungen unterworfen ist, alle dortige Ameisen ihre Nester und Wohnungen auf den Bäumen machen, wie Mr. de la Loubere meldet.

Richard erzählet noch eine wichtige und veranstaltete Bemerkung. Meine Absicht war, wie er sagt, ein viertes Nest zu machen, und ich gieng deswegen auf folgende Art zu Werke. Ich fand ziemlich weit von dem Gewächskasten in einem Winkel ein gewisses Loch voll Erde, worinnen sich ebenfalls eine Parthey Ameisen befanden, die zwar grösser waren, als die andern, sich auch thätig genug bewiesen, aber nicht so gut mit Getraide versehen waren, noch unter einer so guten Verfassung, wie die übrigen zu leben schienen. Ich machte zuerst ein neues Loch in den Gewächskasten, ohngefähr nach meiner

Vorstellung, wie ein Ameisenneſt, und dachte hierdurch den Grund zu einer neuen Stadt zu legen. Hernach nahm ich von den gemeldeten Ameiſen, ſoviel ich nur immer kriegen konnte, that ſie in ein Fläſchen, in der Meinung, daß ſie nicht ſogleich nach ihrem alten Neſte hinlaufen ſollten. Dies Glas ſezte ich in das gemachte neue Loch, zernichtete darauf ihr altes Neſt, und goß ſogar ſiedendes Waſſer hinein, um die etwan noch darinn gebliebenen auf einmal zu tödten. Von da gieng ich wieder nach meinem neuangelegten Loche, und ſahe, was das Fläſchchen voll Ameiſen machte, und ob ſie daſelbſt einniſteln und ihre Wohnung daſelbſt aufſchlagen würden. Allein ich fand zu meiner Beſtürzung, daß keine einzige daſelbſt bleiben wollte, ſondern, daß ſie noch eher als in Zeit von zwey Stunden wieder alle davon gezogen waren, woraus ich nichts anders ſchließen konnte, als es ſey unmöglich, eine vierte Kolonie in dem Gewächskaſten zu Stande zu bringen. Drey Tage darnach, da ich ohngefähr wieder über meinen Boden gieng, fand ich zu meiner gröſten Verwunderung dasjenige Ameiſenneſt, das ich ſo bedächtlich zerſtöret hatte, recht künſtlich repariret, ich dachte, ſie ſollen auch nicht ihren Willen haben, und entſchloß mich daher zum zweytenmale

ihre

ihre Wohnung zu zerstören, und sie zu zwingen, platterdings in meinem Kasten zu wohnen, oder sie gar zu verjagen. Um desto glücklicher in meinem Vorhaben zu seyn, practicirte ich Schießpulver und Schwefel unter ihr Nest, mit gezettelrem Pulver zum Lauffeuer, zündete es an, und sprengte den ganzen Haufen als eine Mine in die Luft, wodurch auch in der That das ganze Nest über den Haufen geworfen wurde. Bey dieser unvermutheten Verwirrung nahm ich alle noch am Leben gebliebene und davon laufende Ameisen, soviel ich nur ertappen konnte, auf, um sie abermals an den neuen für sie gewidmeten Wohnungsplatz zu bringen. Nun traf sichs just zu, daß es damals ein regnigter Tag war, und auch die Nacht durch der Regen anhielte. Da ich sie nun zu solcher Zeit in das Loch hineingesetzet hatte, so verblieben sie wegen des Regens und Wassers, Tag und Nacht durch ganz ruhig und stille. Sobald aber am Morgen darauf der Regen vorbey war, da liefen die meisten wiederum davon, und nach ihrer vorigen alten Behausung zu, in der Absicht, solche nach Möglichkeit wiederum zurechte zu machen, und in den vorigen Stand zu setzen; allein da sie noch den Gestank vom Schwefel und den Pulverdampf merkten, so wollte sich keine an den alten Grund

 wagen,

wagen, sondern kehrten, weil sie sahen, daß ihr Vorhaben nicht ins Werk zu richten war, wiederum zurück, nach dem neuen Lande, um zu sehen, ob einige von ihnen dort geblieben wären, und sie ihre Wohnung daselbst aufschlagen könnten, weil sie schon dazu zweymal glückliche Anweisung bekommen. Sobald nun die andern Ameisen, die vorher in dem Gewächskasten gewohnt, gewahr wurden, daß sich in ihrer Nachbarschaft einige Arme, Vertriebene und Verjagte, ihrer Güter Beraubte und gar Abgebrannte von ihres gleichen eingefunden hatten, sogleich machten sie nicht allein mit ihnen Bekanntschaft, sondern stunden ihnen auch auf allerley Art und mit mancherley, was sie nur in ihren Löchern hatten, bey. Was aber den innern Bau ihrer Wohnung, Kammern und des ganzen Nestes anbetraf, so überließen sie solches den fremden Ankömmlingen, welche auch ganz alleine vor sich damit beschäftiget waren, ja es schien, als herrschte unter ihnen in solchem Falle die fast gesetzmäßige Gewohnheit, daß keine Kolonie an der andern Anbau Antheil nehmen dürfe, wie denn sogar niemals eine Ameise in ein anderes Nest, als in ihr eigenes zu gehen pfleget. Sobald sie sich dergleichen unterstehen will, so wird sie nicht allein von den andern herausgejagt, sondern

dern auch sonsten noch recht hart bestraft. Ich habe aus Neugierde dieses Umstandes wegen verschiedenemal eine Ameise von ihrem eigentlichen Neste aufgenommen, und selbige in ein anderes mit Fleiß gesetzet, auch etwas tief hinein gestecket, allein es währete nicht lange, so kam sie nicht nur recht ängstlich wieder heraus, sondern wurde noch dazu von zwey bis drey andern Ameisen heftig gejaget und verfolget. Ich probirte diesen Versuch noch etlichemal mit eben derselben Ameise, aber zulezt wurden die andern Ameisen als sie sahen, daß sie immer wieder von neuem in die ihr nicht gehörige Wohnung kam, so ungedultig und böse, daß sie selbige tödeten, und in Stücken zerrissen. Ferner habe ich öfters einige Ameisen mit meinen Fingern furchtsam gemacht, und sie dergestalt gejagt und getrieben, daß sie wider ihren Willen nach der Gegend eines andern Lochs und nach dem benachbarten Nest laufen mußten, in der Meinung, sie würden sich bey solcher Verfolgung und Gefahr in das fremde Loch hinein retiriren, zumal, da ich zugleich nach Möglichkeit alle Zugänge des Rückweges verstopfte, und verhinderte, daß sie nicht wieder in ihr voriges Nest kommen konnten. Viele Menschen würden, wenn sie in solcher Noth wären, und nicht wüßten, ob sie bestoh-

len oder gar ermordet werden sollen, und beständig von ganz fremden Leuten gejaget und verfolget würden, machmal aus Desperation sich eher aus einem Fenster oder gar in einen Brunnen hinunterstürzen, oder in eines Feindes Haus sich zu salviren suchen, aber die Ameisen thun dergleichen nicht, sie vermeiden nach aller Möglichkeit die Unternehmung gefährlicher Dinge, und suchen daher auf alle Art und Weise zu entfliehen, und ihr Leben zu retten. Sie haben die allergrößte Angst und Noth ausgestanden, und eher das äußerste abgewartet, als daß sie sich in ein ander Nest hätten treiben lassen, ja, sie haben etlichemal, wenn sie nun endlich gar keinen andern Weg zu entfliehen vor sich sahen, sich eher meiner Gnade und Ungnade übergeben, stille gestanden und ergreifen lassen, ehe sie in andere Wohnungen gelaufen wären, woraus ich denn eben dieses ihr unverbrüchliches und genaues Gesetz, Gewohnheit, oder wie man es nennen will, mit oftmaliger Ueberzeugung ersehen, daß sie nehmlich platterdings nicht in ein ander Nest, sondern nur in ihre eigne Wohnung einkehren. Sie pflegen demnach einander nicht zu beherbergen, sind aber doch sehr willig und bereit, einander zu aller Zeit auf andere Art, insonderheit mit dem, was sie in ihren Wohnun-

gen

gen vorräthig haben, beyzustehen und zu helfen.

Wenn die auf Proviant ausgewesenen Ameisen mit ihrer Ladung nach Hause kommen, so pflegen sie ihre Last insgemein bey dem Eingange ihres Lochs abzupacken, oder niederzulegen, da alsdenn die zu Hause gebliebenen, oder eine von den schon vor guter Zeit wiedergekommenen und etwas ausgeruheten Ameisen den Proviant wegzunehmen und an gehörigen Ort zu bringen pflegen.

Sie haben auch unter sich selbst eine Art von Verkehr, und es ist nicht wahr, was einige von ihnen gesagt, daß sie sich einander nichts borgten. Ich weis das Gegentheil, sie leihen sich einander ihr Korn, tauschen auch wohl eines gegen das andere, mit einem Worte, sie sind allezeit einander bereit zu dienen, und kann ich versichern, daß ich mit Zeit und Gedult noch wohl tausenderley bemerkenswerthe Dinge, als die, die ich gemeldet, von ihnen wahrnehmen wollte. Z. E. ich dächte, es sollte mir gar nicht unmöglich fallen, in kurzem auszufinden, auf was Weise sie einander etwas leihen, und das Geliehene wieder erstatten. Ob die Erstattung nur in der geliehenen Quantität bestehe, oder ob

sie es auch mit einigen Zinsen wieder abtragen. Ob sie, wenn einige Fremde für sie arbeiten, ihnen solche Arbeit womit bezahlen rc. (e)

Es würde der Neugierde sehr entsprechen, die Maximen ihrer Regierung zu entdecken. Sie werden niemals von einigen Feinden mit einem ganzen Chor, Kompagnie, Regimenter= oder Armeenweise angefallen, wie einige Gelehrte von den Bienen erzählen. Ihre einzige Furcht und Bangigkeit ist nur vor den Vögeln, welche ihnen manchmal ihr Korn und ihre Eyer auffressen, wenn sie solche mühsam und ordentlich an die Sonne gelegt haben. Werden sie aber solche Diebe bey Zeiten gewahr, so bringen sie es nicht leicht heraus, sondern behalten es lieber unter der Erde. Sie werden von einigen kleinen Würmern geplagt, welche sich wohl gar unterstehen, bis in ihre Wohnungen zu kriechen, aber sie weisen ihnen auch bald die Wege, sie jagen sie heraus, oder tödten sie gar. Ich habe bemerket, daß sie diejenigen Ameisen, die hier=

(e) Der Verfasser treibt freilich seine Muthmassungen etwas zu weit, und ich mag sein Urtheil weder von Erborgung der Kapitalien noch von der Verzinsung adoptiren.

hierinn nicht das ihrige gethan hatten, ernstlich straften, auch wohl gar auf folgende Art tödteten. Drey bis vier Ameisen fielen eine andere an, und trieben sie die Länge und die Quere so lange, bis sie auf die lezte entweder todt war, oder doch hier und da ein Gliedmas verlor. Sonsten aber leben sie überhaupt unter sich sehr ruhig und verträglich, woraus ich um so vielmehr schliessen kann, daß unter ihnen zwar sehr scharfe Disciplin statt finde, um alles in guter Ordnung zu erhalten, übrigens aber doch grosse Liebhaber von Frieden und Sanftmuth, und also nicht leichte zur Bosheit und Bestrafung geneigt sind, wenn nur nicht eine besondere Versündigung Gelegenheit zur Strafe an die Hand giebt, oder eine unverdiente Anfallung und Stöhrung sie zur Gegenwehr, zum Zorn und Eifer veranlasset. Ist jemals eine Einigkeit irgend in einer Republik, so ist sie gewiß unter diesen Kreaturen. Alles ist unter ihnen gemein. Die Bienen, von welchen man ebenfalls sehr viele bewundernswerthe Sachen saget, haben durchaus nicht ein gemeines Haus, sondern eine jede hat ihre eigne Wohnung in ihren Stöcken. Einer jeden ist auch ihr Honig alleine eigen, und jede sorget nur vor sich, aber keinesweges jede vor alle, oder alle vor eine, und es ist nicht alles so ge-

mein, wie bey den Ameisen. Auch werden die Bienen wohl unter sich uneinig, streiten, schlagen und berauben sich einander; aber alles dieses findet sich nicht bey den Ameisen, keine hat etwas für sich, was sie nicht allen so gut, als sich selbst gönnte. Ein jedes Körnchen Getraide, was eine einzige Ameise nach Hause bringt, wird sogleich in das allgemeine Magazin hingelegt, es ist im geringsten nicht für ihren Privatnutzen alleine gesucht oder herbeygeschleppt, sondern für die ganze Gemeine oder das gemeine Beste, es wird auch nicht der geringste Unterschied zwischen dem privat= und gemeinen Interesse gemacht. Kurz eine Ameise arbeitet niemals für sich selbst alleine, sondern für ihre ganze Gesellschaft. Es mag ihnen auch ein Unglück begegnen, was es für eines sey, so lassen sie sichs ebenfalls gemeinschaftlich und unermüdet angelegen seyn, solchem nach Möglichkeit abzuhelfen. Man kann fast nichts aussinden, was ihnen den Muth hierzu benehmen, oder sie daran hindern könnte. Denn ob ich gleich, wie ich vorhin gedacht, ihre ganze Wohnung zerrüttet hatte, so haben sie solche doch in Zeit von zwey Tagen wieder völlig zu Stande gebracht; woraus man leichte schließen kann, wie schwer es halte, die Ameisen aus ihrer Wohnung zu vertreiben, wenn nicht vorhero die sämmtlichen Einwohner

selbst

selbst zernichtet werden. Denn solange nur noch einige in der alten Wohnung bleiben, solange werden sie alles mögliche anwenden, ihren Grund und Boden zu erhalten, da sich dann entweder die vertriebenen nach und nach wieder einfinden, oder aber die hinterbliebenen sich von neuem vermehren werden. Das Quecksilber ist ihnen ein tödtliches Gift, und zernichtet sie noch am meisten.

Eben so sonderbar und aller Aufmerksamkeit werth ist Heinrich Schmeathmans Beschreibung eines sehr sonderbaren Insekts aus dem Geschlechte der Termiten, welches in Afrika und andern heißen Himmelsstrichen angetroffen wird (f). Dieser Termes, oder von vielen Reisenden sogenannte weise Ameise, ist vielleicht in Rücksicht seiner Klugheit, Macht und häuslichen Einrichtung das bewundernswürdigste Geschöpfe im ganzen Thierreiche, und gewiß das einzige nunmehr bekannte in seiner Art. Insbe-

(f) Aus dem 1 Bande des 71 Th. d. philos. Transakt. Man findet diese Beschreibung auch in Herrn Lichtenbergs beliebten Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte. 1 B. 4 St. Gotha 1783. S. 13 f. aus welcher Schrift ich die Erzählung genommen habe.

besondere übertreffen die von ihnen aufgeführten Gebäude, alles, was Bienen, Wespen, Bieber und andere Thiere aufzuweisen haben, wenigstens eben so sehr, als die prächtigen Paläste gesitteter Nationen, jene elenden Hütten der ungesittesten Wilden. Der Mensch selbst mit seinen größten Warten, jenen stolzen Pyramiden, kömmt, vergleichungsweise, diesen Insekten, in Rücksicht ihrer Gebäude, was die Größe anbetrift, bey weitem nicht bey. Die Arbeiter unter ihnen, welche zu Aufführung derselben gebraucht werden, sind nicht einmal einen Viertelszoll lang; und bauen doch Werke auf, welche 10, 12 und mehrere Fuß, über der Oberfläche der Erde in die Höhe gethürmt sind. Herr Schmeathman giebt dem Menschen eine Höhe von 6 Fuß, und berechnet alsdenn, daß die Gebäude dieser Insekten, im Verhältniß von des Insekts zu des Menschen Höhe, beynahe fünfmal so hoch als die höchsten egyptischen Pyramiden seyn müssen. In Ansehung der innern Einrichtung und Eintheilung dieser Gebäude, scheinen vollends diese Insekten menschlicher Händewerk sehr weit zu übertreffen. Die bewundernswürdigsten Theile derselben sind: die Königlichen Zimmer, die Erziehungsstuben ihrer jungen Ankömmlinge, die Vorraths-

rathshäuser, gewölbte Zimmer und Gallerien mit ihren verschiedenen Ein- und Ausgängen; ganze Reihen gothisch gestalteter und zwar nicht etwan durch innere Aushöhlung formirter, sondern frey herausgebaueter Bogen, deren verschiedene 2 bis 3 Fuß hoch sind; ihre verschiedenen Strassen und Wege, sanft aufsteigende Treppen, und Brücken von einem einzigen Bogen, über welche diese Thiere bequem und geschwinde in alle Theile ihres Gebäudes zu laufen im Stande sind. Diese erstaunenden Gebäude sind die Werke eines nicht ganz einen Viertheilszoll langen Insekts, deren 25 erst einen Gran wiegen.

Eine wohleingerichtete Republik dieser Insekten bestehet eigentlich aus 3 Klassen. Aus Arbeitern; aus Soldaten, welche gar keine Art von Arbeit verrichten, zweymal so lang und 14mal stärker wie jene sind; und endlich aus geflügelten und vollkommenen Insekten, die man wohl den Adel des Staats nennen könnte. Weder arbeiten, noch Krieg führen, ist lezterer Sache; kaum, daß sie sich ihrer eignen Haut zu wehren im Stande sind. Aus dieser lezten Klasse werden ihre Königinnen gewählet; und die Natur hat es so angeordnet, daß sie, sobald

bald sie zu ihrer Vollkommenheit gelanget sind, auswandern müssen, und alsdann entweder neue Königreiche stiften, oder in den ersten zwey Tagen umkommen. Diese leztere Klasse ist von den andern beyden so sehr unterschieden, daß man bisher gar nicht vermuthet hat, daß sie zusammen eine Völkerschaft ausmachen könnten. Man bemerkt sie auch wirklich nicht eher, als kurz vor dem Eintritte der regnichten Jahrszeit, wenn eben ihre lezte Verwandlung vor sich gehet.

Ihr Körper im Ganzen genommen, ist noch einmal so stark, wie der Körper eines ihrer Krieger, und dreyßigmal so stark, als ein gemeiner Arbeiter. Sie sind mit vier Flügeln versehen, flattern damit einige Stunden herum, alsdann verlieren sie dieselben, und dienen unzähligen Vögeln, kriechenden Thieren und Insekten zur Nahrung. Aus Millionen dieser geflügelten Termiten glückt es wahrscheinlicher Weise kaum einem Paar, einen sichern Zufluchtsort zu finden, das erste Gesetz der Natur zu erfüllen, und eine neue Republik zu stiften. Bey dieser Gelegenheit fallen eine unzählige Menge derselben in die nahen Gewässer, und werden von den Afrikanern aufgefischt, und mit der größten Begierde gegessen. Herr Smeathman selbst, fand sie ohne alle

Zube=

Zubereitung, blos als Kaffeebohnen gebrannt, sehr wohlschmeckend, nahrhaft und gesund. Die wenigen glücklichen Pärchen, welche dieser jährlichen Niederlage entkommen, werden zufälligerweise von den sogenannten Arbeitern, die beständig auf der Erde herumlaufen, aufgenommen, zu Königen und Königinnen neuer Staaten erwählet, und von diesen fleißigen Geschöpfen gegen alle ihre unzählbare Feinde sogleich in Schutz genommen. Man schließt sie in die für sie von Leimen und Thon zubereiteten königlichen Kammern ein, und in diesem Augenblicke nimmt auch das Fortpflanzungsgeschäfte seinen Anfang. Ihre freywilligen Unterthanen beschäftigen sich hierauf mit Erbauung von Erziehungsstuben, welche dem Scheine nach von hölzernen Materialien mit Harze verküttet, zusammengesezt sind. In diese tragen sie die Eyer der Königin, sobald nur eins zum Vorschein kommt. Herr Smeathman scheint sogar aus wahrscheinlichen Gründen zu glauben, daß diese bewundernswürdige Geschöpfe in der Nähe ihrer Ammenstuben eine Art von Garten, von kleinen durch das Mikroskop nur erkennbaren Schwämmchen anlegen; von welchen Herr König (in seinem der Berliner Akademie vorgelesenen Versuche über die ostindischen Termiten) vermuthet,

muthet, daß sie zur Nahrung der jungen Insekten dieser Art dienen. Das allerwunderbarste in der Geschichte dieser sonderbaren Insekten, ist aber wohl, die Beschreibung ihrer Königin, wenn sie schwanger ist. In diesem Zustande gehet eine außerordentliche Veränderung in ihrem Körper, zumal im Untertheile desselben, vor. Dieser schwillt nach und nach endlich zu einer solchen erstaunenden Dicke an, daß er 1500 bis 2000mal stärker als der übrige Theil ihres Körpers ist. Sie wird tausendmal schwerer als ihr Gemahl, und 20, bis 30,000mal schwerer, als ein gemeiner Arbeiter. Durch eine immerwährende wurm- und wellenförmige Bewegung der Mutter (matrix) werden in 24 Stunden 80000 Eyer herausgestossen. Diese werden augenblicklich, so, wie sie nur ans Tageslicht kommen, von den sogenannten Arbeitern, deren immer eine hinlängliche Anzahl in dem Königlichen Zimmer und den daran stossenden Gallerien die Aufwartung haben, aufgefangen, und in die Erziehungsbehälter gebracht, welche öfters 4 bis 5 Fuß in gerader Linie von der Wohnung der Gebährerin entfernt sind. Hier werden sie ausgebrütet, gewartet und gepfleget; bis sie im Stande sind, sich selbst fortzuhelfen, und ebenfalls ihren Antheil

an

an den gemeinschaftlichen Arbeiten zu nehmen.

Eine dergleichen Termitenrepublik, wenn sie recht bevölkert ist, richtet grausame Verwüstungen an. Rund um ihre kleine Stadt herum legen sie Strassen, oder vielmehr bedeckte Wege an, soweit sie reichen können, um sich von allen Seiten her Nahrung und Stoff zu ihrem Bauwesen zu verschaffen. Das Unheil, welches sie stiften, hat aber auf der andern Seite wieder das Gute, daß sie in gar kurzer Zeit die Gegend, welche sie bewohnen, von allen abgestorbenen Bäumen, und was sonst der Erde eine Last seyn würde, befreyen. Die Arbeiten fördern sie so geschwinde, daß man öfters an der Stätte, wo ein verlassenes Dorf gestanden hat, in zwey oder drey Jahren keine Spur mehr von einem Hause antrift, und den ganzen Platz mit dichtem Gebüsche angeflogen findet.

Ihre innere Einrichtung und Policey, in Ansehung der, dem Bürger- und Soldatenstande, verschiedentlich zugetheilten Geschäfte, ist außerordentlich sonderbar. Sobald nur eine kleine Oefnung mit der Axt oder Haue in ihr Gebäude gemacht wird, kommt sogleich ein Soldat heraus, und wandert um die Oefnung her-

um; um gleichsam zuzusehen, ob der Feind wieder weg, oder von welcher Seite die Gegenwehr und der Angriff gegen denselben am füglichsten zu veranstalten ist. Kurz darauf erscheinen zwey oder drey andre dieser kleinen Krieger; diesen stürzt ein ganzer Haufe derselben durch die Oefnung nach, und die kleine Armee wird immer stärker und zahlreicher, so lange man fortfährt, ihren Bau zu beschädigen. Alles ist alsdenn in Unruhe und in der heftigsten Bewegung. Verschiedene dieser kriegerischen Termiten schlagen mit ihren Rüsseln auf den äußern Theil ihrer Gebäude, welches einen Lärm macht, den man auf 4 bis 5 Fuß weit hören kann. Sobald man aufhört, sie zu beunruhigen, ziehen sich die Soldaten wieder zurück, und werden von den Arbeitern abgelöset. Diese eilen Haufenweise auf verschiedenen Wegen der Oefnung zu, und bringen alle schon zugerichteten Mörtel herbey. Keiner hindert oder stehet dem andern im Wege, ob sie gleich millionenweise zur gemachten Bresche hinlaufen; und auf diese Art wird die Oefnung gar bald wieder vermauert. Bey 600 bis 1000 Arbeitern erblickt man gewöhnlicherweise einen Soldaten, der dem Scheine nach, weil er selbst nicht mit arbeitet, die Aufsicht über jene zu haben scheint. Dieser lehnt sich zuweilen

in die zerbrochne Mauer hin, und schlägt mit seinem Rüssel auf dieselbe, welches die sämtlichen Arbeiter mit einem allgemeinen Zischen beantworten, und hierauf desto eifriger und fleißiger mit Ausbesserung ihres Gebäudes zu Werke gehen. Die hartnäckige Tapferkeit der kleinen Krieger ist besonders merkwürdig. Sie fechten mit unerschüttertem Muthe, und machen ihren Feinden jeden Zoll Erde streitig; dergestalt, daß sie gar oft die Schwarzen, die keine Schuhe tragen, zurücke jagen, und die Weissen so zusammenbeißen, daß ihnen das Blut an den Strümpfen herunter läuft.

Uebrigens sind die Gebäude dieser kleinen Insekten von einer solchen Stärke und Festigkeit, daß schon, wenn sie nur die Hälfte ihrer Höhe erreicht haben, die wilden Ochsen sich zur Schildwacht darauf zustellen pflegen, indeß, daß die übrige Heerde unter ihnen im hohen Grase weidet. Ist aber so eine kleine Termitenstadt zu ihrer völligen Höhe von 10 bis 12 Fuß gediehen, so pflegen die Europäer darauf zu steigen, um sich über das Gras hinweg, welches zuweilen 13 Fuß hoch wächst, umsehen zu können. Herr Smeathman hat selbst einmal mit noch 4 andern Personen auf der höchsten Spitze einer Termitenfestung ge-

standen, um von ferne Schiffe, die etwa ankommen möchten, zu entdecken.

Der Ameisenlöwe (g) ein sechsfüssiges Insekt, welches in seinem Larvenstande ohngefähr die Grösse und Gestalt einer mittelmässigen Spinne; doch andere Beine und andern Kopf hat, auch einigermaassen einem Kellerwurme ähnlich sieht, und sich in eine Fliege mit vier nezförmigen Flügeln verwandelt, die den sogenannten Jungfern oder Wassernymphen gleichet; führet seinen Namen deswegen, weil er für die Ameisen ein eben so gefährlicher Feind ist, als der Löwe für die vierfüssigen Thiere ist. Bey ihm ist das merkwürdigste die künstliche Grube, die er in den Sand zu machen pflegt, um dadurch die Ameisen oder andere kleine Insekten zu fangen. Hierzu sucht er sich allemal auf der Oberfläche

(g) Formica-Leo, Myrmeleon formicarium *Linn.* Herr Poupart in seiner Geschichte dieses Insekts, welche sich in den Memoires de l'Academie des Sciences de Paris 1704 befindet, ist der Meynung, daß man es lieber Ameisenfuchs, Formica-Vulpes nennen sollte. Vom Hn. Rösel von Rosenhof wird es Ameisräuber, und von andern auch Ameisentödter und Raubameise genannt.

fläche des Sandes einen bequemen Ort, und vorzüglich einen solchen aus, der von einem Baume oder von einer Mauer bedeckt, und gegen den Regen gesichert ist, weil er den nassen Sand zu seiner Absicht nicht gebrauchen kann. Hat er nun einen anständigen Platz gefunden, so fängt er an, Furchen zu machen, indem er sich beständig in der Runde, und zwar in lauter Schneckenlinien, aber allezeit rücklings beweget, wobey er sich seines spitzigen Hinterleibes statt einer Pflugschaar, des breiten Kopfes und der beyden Hörner aber statt einer Schaufel bedienet, um den Sand damit aus der Grube herauszuwerfen. Diese Arbeit setzet er so lange fort, bis er eine trichterförmige Grube zu Stande gebracht, und die abhängige Fläche derselben recht eben gemacht hat. Der Durchmesser einer solchen Grube beträgt oben gemeiniglich zwey bis drey Zoll, und die Höhe fast eben so viel. Die Gruben der jungen Ameisenlöwen aber haben nicht die Grösse, sondern sind desto kleiner, je jünger das Thierchen ist. Wenn nun eine Ameise, oder ein anderes kleines Insekt den Rand oder die abhängige Fläche einer solchen Grube betritt, in welchen sich ganz unten der Ameisenlöwe verborgen hält; so kriecht dieser, welcher an den herabfallenden Sandkörn-

chen merket, daß etwas zu fangen sey, ein wenig zurück, und erschüttert durch diese Bewegung die ganze Grube, so, daß der obere Sand nebst der Ameise herabfallen muß. Bemüht sich diese etwa geschwind wieder hinauf zu klettern, so wirft er mit seinem gehörnten Kopfe so viel Sand in die Höhe, daß die Ameise damit ganz bedecket wird, und mit demselben wieder zurückfallen muß. Hat er sie nun in seine Gewalt bekommen, so fasset er sie zwischen seine beyden Zangen, und sauget ihr allen Saft und Feuchtigkeit aus; das Gerippe aber leidet er nicht in seiner Grube, sondern ladet dasselbe auf seine Hörner, und wirft es weit von derselben hinweg, sobald er findet, daß es keinen Saft mehr enthält. Das wunderbarste dabey ist dieses, daß er todte Ameisen, wenn sie auch noch so frisch sind, nicht anrühret. Sonst ist er eben nicht blos nach Ameisen lüstern, wie man aus seinem Namen schliessen möchte, sondern pflegt auch mit Flügen, Mücken, und andern kleinen Insekten vorlieb zu nehmen. Man hat sogar bemerkt, daß er sich an Käfer gewagt, die in seine Grube gefallen waren, und ihre harte Flügeldecken mit seinen Hörnern durchbohret hat. Es soll auch nichts seltenes seyn, daß ein Ameisenlöwe den andern anfällt. Er unterläßt aber niemals,

so

so oft er einen solchen Fang gethan hat, seine dadurch schadhaft gewordene Grube auszubessern, und die abhängige Fläche derselben wieder recht eben zu machen. Wenn ihm das Glück bisweilen auch in vielen Wochen keinen Raub zuführet, so verhungert er deswegen doch nicht, welches ohne Zweifel daher kommt, weil er von seiner genossenen Nahrung nichts weiter verliert, als was durch die Ausdünstung fortgeht. Den Winter bringt er ganz ohne Speise zu. Sobald sich die Zeit seiner Verwandlung herannahet, fängt er an, ganz unthätig zu werden, und bleibt unter dem Sande verborgen, wenn sich auch die fetteste Ameise seiner Grube nähern sollte. Das einzige, was er noch thut, ist dieses, daß er vermittelst seines spindelförmigen Werkzeuges, welches in seinem After verborgen ist, klebrichte, seidenartige Faden spinnt, womit er die feinen Sandkörnchen zusammenleimet, und sich daraus ein rundes Gehäuse machet, welches in kurzer Zeit verhärtet, und sich wie eine von Sandstein verfertigte Kugel anfühlet. Er sorget aber auch beym Einspinnen für seine Sicherheit, und suchet daher seine kugelförmige Wohnung, die ohngefähr die Grösse einer Flintenkugel hat, und inwendig überaus glatt und glänzend ist, unter einem Steine oder

unter der Wurzel eines Baumes anzulegen. Diese Verwandlung in eine Puppe geschieht gemeiniglich im Junius, Julius oder August. Nach vier Wochen, oder bisweilen noch etwas später, durchbricht der Ameisenlöwe mit seinem Kopfe das runde Sandbehältniß, worinnen er wie ein Bogen zusammengekrümmt liegt, und erscheint nunmehr in einer ganz andern Gestalt, nemlich als ein geflügeltes Thier, das dreymal länger ist, als der erste Ameisenlöwe, und mit diesem nicht die geringste Aehnlichkeit mehr hat. Ein solcher geflügelter Ameisenlöwe wird in diesem vollkommnern Zustande Ameisenlöwenfliege und von Hn. Rösel Land- und Nachtlibelle genennt, weil er gemeiniglich nur des Nachts herumzufliegen pfleget. Er hat vier nezförmige, durchsichtige, und fast gleich grosse Flügel, welche noch etwas länger als der Körper, und mit etlichen dunkelbraunen Flecken von verschiedener Grösse besetzet sind. Der Kopf, welcher eine dunkelbraune Farbe und gelbe Flecken hat, auch mit einem Zangengebiß und auf jeder Seite mit zwo Freßspitzen versehen ist, gleicht so ziemlich dem Kopfe der sogenannten Wassernymphen, oder Wasserlibellen. (h) — Erweget man die Handlungen

(h) Ausführlich kann man von dem Ameisenlöwen lesen in Hn. von Reaumürs Memoires pour

lungen dieses Insekts, so ergiebt sich offenbar, daß selbiges nicht allein geschickte Mittel zu Erreichung seines Zwecks anwende, sondern auch nach dem Unterschiede der Umstände und der Hindernisse mancherley und verschiedene Mittel gebrauche. Denn wenn sich die in die Grube gefallene Ameise wiederum bemühet, aufwärts zu klettern, so bedient sich der Ameisenlöwe sogleich wieder eines neuen Mittels, indem er die Beute, die er zu besitzen wünschet, mit einem Sandregen verfolgt.

Da ich mich bisher blos mit Beyspielen beschäftiget habe, die den zweckmässigen Bau der Thiere bestimmen, so wende ich mich nun zu andern Exempeln, die andere thierische Handlungen zum Gegenstande haben.

pour servir a l'histoire des Insectes. Tome 6. mem. 10. wie auch in des Hn. Rösel von Rosenhofs Insektenbelustigungen. 3 Th. S. 101. f. Von Geer in der 13. Abhandlung des dritten Bandes seiner Memoires pour servir à l'histoire des Insectes. Ich habe nur aus dem neuem Schauplatz der Natur so viel angeführt, als ich zu meiner Absicht nöthig hatte.

Die Affen bedienen sich geschickter Mittel, die Austerschalen zu zerbrechen, um die Austern zu verzehren. Auf der Insel Gorgonia, sagt Dampierre, auf der Küste von Peru, habe ich Affen bemerkt, die Austern sammelten, wenn das Wasser niedrig war, die sie auf folgende Weise öfneten. Sie legten eine auf einen Stein, und mit einem andern Stein schlugen sie so lange darauf, bis die Schaale in Stücken brach, sodann verschluckten sie das Inwendige. Auch Büffon erzählet dieses. Das Gebürge von Sierra-Leona in Afrika ist voll von einer Art Affen, von welchen Barbot einen bey Thieren ganz besondern Zug der Klugheit und Geschicklichkeit erzählt. Diese Affen, die man im Lande Borrys nennt, essen die Austern ausserordentlich gern. Um ihre Begierde zu befriedigen, nähern sie sich bey niedrigem Wasser dem Gestade zwischen den Klippen; wenn nun die Austern sich von der Sonnenhitze aufthun, legen sie einen kleinen Stein zwischen die Schaalen, daß sie sich nicht wieder schliessen können, und verschlucken sie auf die Art ganz leicht. Es trift sich zuweilen, daß der Stein glitscht, und die Auster sich wieder zuthut, allein das ist sehr selten, weil die Affen eine ganz besondere Aufmerksamkeit darauf verwenden, diesen kleinen Stein

so

so zu legen, daß er nicht sogleich auf das erste Bestreben, womit dieses Schaalenthier dem Zahn seines Feindes zu entgehen suchen könnte, herausfalle. Die Affen auf den Philippinischen Inseln fangen die Seekrebse mit eben so vieler Geschicklichkeit, indem sie ihren Schwanz zwischen ihre Scheere legen, und sie denn auf einmal, wenn sie kneipen, aufziehen.

Pontoppidan (i) gedenkt von gewissen Fischen, in Ansehung ihres Appetits gegen die Austern eben das, was man von den Affen erzählet. Er sagt: „Die Krabben oder Taschenkrebse und die Kreuzfische sollen den Austern nachstellen, doch mit der Vorsichtigkeit, daß sie, um nicht in die Klemme zu kommen, wenn die offene Auster ihre Schaale zuschließt, erst einen Stein, von der Grösse, daß die Schaale nicht zusammen kommen kann, hineinwerfen, worauf sie die Austern verzehren. So vorsichtig ist nicht einmal der listige Fuchs, welcher zuweilen seine Zunge oder auch seinen Fuß hineinsteckt, und alsdann an seinem Raube hängen bleibt, und ersäuft, wenn das gefallene Wasser nach einigen Stunden wieder anwächst, wovon man einige Exempel gesehen hat. “

(i) Am a. O. S. 305. u. S. 332.

Viele Thiere beweisen eine Sorgfalt wegen künftiger Widerwärtigkeiten, und müssen demnach eine Vorstellung von der Zukunft haben. Eine Katze trägt z. E. ihre Jungen von dem Orte fort, wo man sie gestöret hat. Kommt sie zu einem Milchtopf, worinnen gekochte und heisse Milch ist, so schmeißt sie erst den Topf um, damit die Milch kalt werde, und sie sich nicht verbrenne, wie ich dies selbst aus eigener Erfahrung weiß. Sie probiret nicht aus dem Topfe zu saufen, wenn sie gleich bequem dazu gelangen kann, blos aus Sorgfalt, sich nicht zu verbrennen. Ich habe auch an einer Katze meines Nachbars bemerkt, daß sie, wenn die Hausthüre zu ist, von der Gasse drey Ellen hoch an das Fenster springt, und sich an den Fensterrahmen anhält, mit den Hinterfüssen anklopft, und wartet, bis der Bewohner der Stube den einwärts gehenden Fensterflügel aufmacht; da sie alsdenn in die Stube springt. Sie weiß also aus der Erfahrung, daß sie durch diese Oefnung in die Stube kann, und erwartet wiederum ähnliche Erfolge, wenn sie ans Fenster springt.

Der Fuchs weiß die geschicktesten Mittel ausfindig zu machen, sich der Flöhe zu entledigen.

gen. Der schwedische Erzbischof Olaus Magnus (k) und Pontoppidan (l) erzählen, daß dieses Thier, wenn es von Flöhen geplagt wird, und sie gerne los seyn will, etwas Moos oder Heu, oder dergleichen in den Mund nimmt, darauf rücklings ins Wasser jedoch langsam gehe, und immer tiefer und tiefer fortschreite, damit die Flöhe Zeit bekommen, sich nach und nach in die trocknen Stellen am Halse und Kopfe, den der Fuchs allein über dem Wasser hält, zu begeben. Zuletzt versammelt er alle seine Feinde in gemeldeten Büschel Heu, und wenn sie darinnen sind, so läßt er dieses und folglich sie alle zugleich plötzlich ins Wasser fallen, er aber begiebt sich von seiner Plage wohl gereinigt und befreyet wieder aufs Land. Er bedienet sich noch anderer geschickter Mittel, seine Zwecke auszuführen. Wenn er siehet, daß die Fischotter fischet, so versteckt er sich hinter einen Stein, und wenn sie ans Land kommt, um ihren Raub zu fressen, so springt der Fuchs plötzlich und hoch auf, daß die Fischotter, die sich sonst eben nicht vor ihm fürchtet, erschreckt wird, den Muth verliert, und ihm die Beute überläßt. Ein gewisser Mann wunderte sich, als

(k) Hist. Lib. XVIII. Cap. 39. 40.
(l) A. a. O. 2 Th. S. 43.

als er sahe, daß der Fuchs bey einem Fischerhause herumgieng, und eine Menge Dorschköpfe ordentlich reihenweis vor sich legte, und er wußte nicht, was dieses bedeuten sollte. Allein, nachdem sich der Fuchs versteckt hatte, so kam die Krähe, und wollte ein Stück von dem hingelegten wegnehmen, sie ward aber dem Fuchs selbst sogleich zur Beute. Sowohl Pontoppidan als andere Schriftsteller (m) führen an, daß der Fuchs, wenn er durch einen Hund oder ander Thier verfolgt wird, seinen Schwanz mit seinem Urin benetze, und seinem Verfolger damit die Nase besprütze. Weil nun der Gestank des Urins allzu durchdringend wäre, verursachte er bey dem Verfolger des Fuchses ein Stillestehen. (n) Noch andere glauben, der Fuchs suche

(m) Z. E. In Histoire des voyages.

(n) Mancher möchte wohl auch den Bombardier nach dem Linnäischen System Carabus crepitans, eine Art von Fliegen oder vielmehr kleinen Erdkäfern hieher rechnen, der durch eine andere Art des Gestanks, seinen Feind vertriebe. Allein bey diesem dürfte wohl mehr der Knall, als der Gestank sein Hülfsmittel seyn. Es hat dieser Bombardier seinen Namen von der Explosion, die er mit dem Hintern

suche einen Ort aus, wo Sand befindlich sey, in welchen er sein Wasser lasse, alsdann aber mit

Hintern macht, und die einem Schusse ähnlich ist. Dieß Thier hat an dem grossen Erdkäfer, den Linnäus in seiner Fauna Suecica beschreibt, einen Feind, der beständig Jagd auf ihn macht. Wenn nun unser Feuerwerker durch seinen Feind, den Erdkäfer, matt gejagt worden, legt er sich vor ihm auf die Erde nieder, als wäre er todt. Dieser hält seinen Mund und seine Klauen offen, und steht in völliger Bereitschaft, seine Beute zu verschlingen. Allein in dem Augenblick, da der Erdkäfer sich darauf gefaßt macht, auf ihn loszufallen, thut er einen Schuß, oder läßt einen unangenehmen Dunst, mit einem starken Geräusche aus seinem After fahren, davon dieser sodann erschrocken zurück weicht. Auf eben die Art verfährt der Bombardier, wenn man ihn in der Hand hält, und sonderlich, wenn man ihn mit einer Stecknadel unter den Flügeldecken kitzelt. Das verfolgte Thier, sagt Valmont de Bomare, sucht seinen Jäger irre zu machen, und ist es so glücklich, daß es ein Loch findet, so entgeht es dieses mal der Gefahr; sonst aber faßt der Käfer es beym Kopf, beißt ihm selbigen ab, und verschlingt ihn. Man findet diese kleinen Erdkäfer hauptsächlich in Frankreich und Schweden. Man vergleiche den neuen Schau-

mit seinem Schwanze darinn herum wedele, und seinen Feinden diesen Sand in die Augen streue. Zu

Schauplatz der Natur, 1 B. Artikel: Erdkäfer. S. 666. f.

Man hat noch ein anderes Thier, das durch einen stinkenden Dampf seine Verfolger von sich abhält, es heißt Coase, und ist ein Amerikanisches vierfüssiges Thier, ohngefähr von der Grösse einer Katze, welches zu der Gattung der Stinkthiere gehöret. Der Name Coase ist von dem Grafen Büffon aus dem Namen Squash oder Quasje, welchen dieses Thier in Neuspanien hat, gemacht worden. Klein rechnet es unter die Halbfüchse, weil es in der That einige Aehnlichkeit, vorzüglich in Ansehung des Kopfes, mit den Füchsen hat, und beschreibt es unter dem Namen Ytzquiepatl, welches der Mexikanische Name dieses Thieres ist. Linnäus bringt es unter das vierzehnte Geschlecht der dritten Ordnung, welches von ihm Vinerra, und im Teutschen von Hn. Müller Frett genannt wird. Es hält sich gemeiniglich in Löchern und Felsklüften auf. Seine Nahrung besteht in allerhand Insekten und Vögeln. Den Hähnern ist es ebenfalls gefährlich. Es frißt von ihnen, aber nichts weiter als das Gehirne. Wenn es zornig gemacht, oder erschrecket wird, so läßt es einen abscheu

Zu Signy-le-Petit, einem Flecken auf den Gränzen von Champagne, bemerkte ein Bauer durch

scheulich stinkenden Dampf von sich, welchen weder Menschen noch Hunde vertragen können; daher es sich dieses Mittels bedienet, um seine Verfolger von sich abzuhalten. Auch sein Harn soll einen eben so unangenehmen und starken Geruch von sich geben, daß man ihn, wie die Reisenden versichern, eine halbe Meile weit riechen kann. Dieser Gestank aber wird bey ihm nicht bemerket, wenn man es nicht ängstiget oder erzürnet.

Chinche, ein vierfüssiges Thier in Brasilien, von der Gattung der Stinkthiere, gehört auch hieher. Man sagt, der häßliche Geruch desselben käme von dem Urine dieses Thieres, womit es seinen Schwanz befeuchten soll, dessen es sich als eines Wedels bedienet, um sein Wasser umher zu sprengen, und durch diesen Gestank seine Verfolger von sich zu entfernen. Man will auch bemerkt haben, daß es allemal den Eingang seiner Höhle bepisse, um desto sicherer darin wohnen zu können.

Ferner ein Amerikanisches vierfüssiges Thier, Viverra putorius *Linn.* Beym Catesby der Amerikanische Iltis, beym Brisson gestreifte

durch die Hecke seines Hofes, daß ein Wolf um seinen Maulesel herumgieng, ihm aber nicht beykommen konnte, weil er beständig hintenaus schlug. Wie er die Unerschrockenheit seines Maulesels sahe, blieb er ganz ruhig, und hofte nun nicht mehr genöthiget zu seyn, ihn in dem Gehölze hüten zu lassen, wie jeder aus Furcht vor den Wölfen im Lande zu thun gezwungen ist.

Iltis, putois rayé. Wird es von Menschen oder Thieren verfolgt, so läuft es so lange es kann, und sucht seine Zuflucht auf einem Baume. Ist es aber in die Enge getrieben, oder vom Laufen ermattet, so spritzt es seinen Urin gegen diejenigen, von denen es verfolget wird. Der Gestank desselben ist so abscheulich, daß auch die Hunde dadurch gleich zurückgejagt werden. Kalm erzählet, es habe ein Frauenzimmer einmal ein solches Thier im Keller angetroffen und getödtet, dadurch sey der Keller den Augenblick mit einem solchen entsetzlichen Gestanke angefüllt worden, daß dieses Frauenzimmer nicht nur davon eine Krankheit bekommen, sondern daß auch das Brod, das Fleisch und alles übrige, was sich von Lebensmitteln in dem Keller befunden, unbrauchbar geworden sey.

Gleiches gilt von dem Stinkthiere Zorille, oder Mapurit, Viuerra, putorius mapurita.

ist. Nachdem der Angrif und die Vertheidigung eine gute Viertelstunde gedauert hatte, sahe er den Wolf mit Heftigkeit nach einer nahen Pfütze hinlaufen, und sich zu wiederholtenmalen daselbst eintauchen. Nach der Beurtheilung des Beobachters that er dies, um sich von seiner starken Ermüdung zu erholen; und da er nicht zweifelte, daß der Kampf zum Vortheil seines herzhaften Maulesels geendigt werden würde, so bereitete er sich schon, ihm wegen seines Sieges Glück zu wünschen, als er eben den Wolf auf den Kampfplatz zurückkehren sah. Er war ganz naß, und näherte sich, so viel er konnte, dem Kopf des Maulesels, schüttelte sich heftig, und sprützte ihm eine grosse Menge Wasser in die Augen, so, daß er genöthiget war, sie zuzuschliessen. In diesem Augenblick stürzte er auf ihn ein, und erwürgte ihn. Der Bauer ward aus seiner Fassung gebracht, und erzählte sein Unglück denen, die ihn anhören wollten. — Ueberlegt man diese Beyspiele vom Fuchs und Wolfe, so kann niemand leugnen, daß die Thiere im voraus auf Mittel Bedacht nehmen, ihren Zweck zu erreichen, und müssen sie also denken, daß die künftige Absicht dadurch erreichbar werden möchte. Daß der blosse Instinkt, ohne ihr Wissen in Absicht auf die Zukunft, al-

les dieses bewirken sollte, scheint nicht wohl damit vereinbarlich zu seyn, daß diese Thiere diese und jene Mittel nicht eher gebrauchen, bis sie gesehen haben, die vorher angewendeten Mittel wären fruchtlos, wie man dieß an dem Verfahren des angeführten Wolfs erkennen kann.

Pontoppidan (o) erzählet von dem Bergadler, daß er sich, wenn man den Erzählungen

(o) In der Naturgeschichte von Norwegen 2 Th. S. 168. f. Daß jedoch auch der Adler, besonders der Fischadler, oft bey seiner Stärke und List von andern Thieren, besonders Fischen überwältiget wird, zeigt eben dieser Schriftsteller a. a. O. S. 170. f. wenn er sagt: „Wenn der Adler in die See gehet, um einen Fisch zu fangen, so haut er zuweilen in einen solchen, der ihm allzumächtig ist, und der ihn hinunter in die Tiefe zieht. Insonderheit ist dieses mehr als einmal mit Helleflyndern, die man hier Queite nennt, geschehen, welche Fische so groß sind, daß einer zuweilen eine ganze Tonne anfüllt. Der hohe und krumme Rücken dieses Fisches stellt ihn den Augen des Adlers weit kleiner vor, als er wirklich ist. Wenn nun der Adler seine Klauen hineinschlägt, und sie nicht so geschwind wegen ihrer Krümme und Länge wieder herausziehen kann, bevor der Fisch anfängt,

gen der Bauern glauben könnte, sogar an einen Hirsch wage, und sich desselben mit folgender List bemächtigte: Er badet seine Flügel erst im Wasser, wälzet sie darauf in Sand und Gries, fliegt dem Hirsch gerade entgegen, und

fängt, mit ihm in die Tiefe hinunter zu gehen, so höret man den Vogel erbärmlich schreyen, und man sieht, wie er mit denen weit über dem Wasser ausgebreiteten Flügeln arbeitet, und sich so lange als es möglich ist, oben zu erhalten sucht, obschon vergebens. Denn zuletzt muß er verloren geben, und dem Raube in die Tiefe folgen, der ihm hätte folgen sollen. Ein Sinnbild, sagt Pontoppidan, vieler unbesonnener und dummdreusten Unternehmer. — — Ferner habe ich von vielen glaubwürdigen Leuten, die es aus eigner Erfahrung wissen, mir ein solches unglückliches Unternehmen eines Adlers erzählen lassen, welches zeiget, daß dieser König der Vögel oft sehr übel daran thut, wenn er seine Herrschaft auch über die Fische ausüben will. Es hat sich nicht weit von Bergen zugetragen, daß ein Adler, der am Ufer eines Flusses stund, und einen grossen Lachs unter sich im Wasser erblickte, die eine Klaue in die Wurzel einer über das Wasser heraussstehenden Erle schlug, die andere Klaue aber in den Lachs. Dieser, der nicht nur groß war, sondern auch in sei-

schlägt ihm den Sand gerade in die Augen, daß er nicht sehen kann, und in seinem verwilderten Laufe gar leicht von einer steilen Felsenklippe herabstürzt, den Hals bricht, und dem Adler zur Beute wird. Daß der Adler eben dieses gegen alte und abgenutzte Pferde thue, dieses hätten verschiedene Leute versichern wollen.

Sogar von dem Hasen, den man eben nicht unter diejenigen Thiere rechnet, die sich in Ansehung der Kenntniß auszeichnen, führet man Handlungen an, die seine Vorsorge für sein Leben darthun, und beweisen, daß er auf Mittel denke, künftigen Gefahren vorzubeugen. Büffon sagt: es mangelt dem Hasen weder an Instinkt zu seiner Selbsterhaltung, noch an Verschlagenheit, seinen Feinden zu entgehen. Er bereitet sich ein Lager, er sucht sich im Winter Oerter aus, die gegen Mittag, und im Sommer, die gegen Norden liegen. Er versteckt sich,

um

nem eignen Elemente doppelte Stärke hatte, ging mit seinem Feind ungehindert im Strohme fort, und spaltete dadurch den Adler bis hinauf an den Hals mitten von einander, also, daß dieser recht den Buchstaben nach, ein gespalteter Adler ward, so wie er sonst nur in der Heraldik vorkömmt."

um nicht gesehen zu werden, zwischen den Erdschollen, die die Farbe seines Haars haben. Ich habe, sagt Dü Fouilloux einen Hasen gesehen, der so listig war, daß er sich aus seinem Lager machte, sobald er das Hifthorn hörte, und wäre er eine Viertelmeile davon gewesen, so schwamm er doch in einen Teich, und ruhte in der Mitte desselben auf den Binsen aus, ohne sich von den Hunden aufjagen zu lassen. Ich habe einen Hasen wohl zwey Stunden lang vor den Hunden auflaufen, und nachdem er gelaufen, einen andern auftreiben, und sich in dessen Lager legen sehen. Ich habe andere gesehen, die durch zwey oder drey Teiche setzten, wovon der kleinste 80 Schritte breit war. Andere krochen nach einem Lauf von zwey vollen Stunden unter der Thüre durch, in einen Schaafstall, und erholten sich zwischen den Schaafen. Ich habe bemerkt, daß ein Haase, sobald er die Hunde laufen hörte, sich in die Erde versteckte; daß er auf der einen Seite in eine Hecke hinein, und auf der andern wieder herauskam, so, daß nur die dicke Hecke zwischen ihm und den Hunden war. Ich habe Haasen gesehen, die nach einem Lauf von einer halben Stunde auf eine alte, sechs Fuß hohe Mauer kletterten, und in einer mit Epheu bewachsenen Schieß

scharte wieder Athem schöpften. Andere, die durch einen Fluß schwammen, der acht Schritte breit seyn mochte, und mehr als zwanzigmal in meiner Gegenwart in einer Strecke von zweyhundert Schritten hinüber und wieder herüber giengen.

Der Ichneumon, der ein kleines vierfüssiges Thier von der Wieselart ist, und auch Pharaoratze, ferner ägyptisches Wiesel heißt, von dem Grafen von Büffon aber unter dem Namen Manguste beschrieben wird, verschaffet in Aegypten, in Indien und andern Gegenden von Asien den Inwohnern grossen Nutzen, weil er die Eyer der Krokodille verzehrt, wenn sie gleich in den Sand gescharrt sind. Selbst die kleinen dieser gefährlichen Thiere frißt er. Auch mag er gerne Hühnereyer. Da ihm aber der Rachen nicht genug gespalten ist, daß er sie damit fassen kann, so wirft er sie in die Höhe, und sucht sie zu zerschmeissen, oder rollt sie auf hundert verschiedene Arten auf der Erde herum. Findet er einen Stein in der Nähe, so stellt er sich gleich mit dem Rücken gegen ihn, alsdenn sperrt er seine Hinterbeine aus einander, nimmt mit den vordersten das Ey auf, und wirft es unterm Bauch durch, gegen den Stein, wie

Bal-

Valmont de Bomare anführet. Beweiset dieses Verfahren nicht eine Kenntniß der Mittel zu Erreichung einer Absicht?

Das Geschlecht der Vögel, ja sogar der kriechenden Thiere, bereichert uns ebenfalls mit Beyspielen, die außer Zweifel setzen, daß die Thiere Mittel anwenden, gewisse Zwecke auszuführen. Oft lieben die Thiere ihren Herrn mit solcher Treue, daß sie alle Mittel gebrauchen, die Gefahren desselben abzuwenden. Nicht allein die Hunde geben hiervon vielerley Beweise, sondern auch die Vögel. Von dem Papagey (Papagoy) führet Labat ein solches Exempel an, daß hier nicht am unrechten Orte stehen wird. Dieser Vogel, den man häufig in Afrika und Amerika antrift, besonders derjenige, den man Aras nennet, und von der besten und größten Art ist, auch am besten und deutlichsten sprechen lernt, ist dreist, und mag gern geliebkoset seyn. Einer von uns Geistlichen, sagt der Pater Labat, hatte einen Papagey, der seinem Herrn sehr zugethan war, und ihn so sehr liebte, daß er eifersüchtig auf ihn wurde. Niemand konnte sich diesem Geistlichen nähern, ohne sich der Gefahr auszusetzen, gebissen zu werden. Man

sahe sich genöthiget, ihn einzuschließen, wenn er Messe lesen wollte. Wenn man dieses aber vergaß, oder der Aras entkommen konnte, so sezte er sich auf die Stufe des Altars, und litte nicht, daß der Küster zu ihm gienge. Dieser Vogel verursachte eines Tages einen lustigen Auftritt. Er entwischte, während daß man einigen von uns den Bart abnahm, fand seinen Herrn in derselben Stube, wo wir saßen, sezte sich seiner Gewohnheit nach, bey ihm nieder, und blieb ruhig, bis selbiger sich auch niedersezte, um sich den Bart abnehmen zu lassen. Den Augenblick sträubte der Papagey die Federn. Man liebkosete ihn, man gab ihm zu essen und brachte es soweit, daß er es litte, als der Barbier sich in Bereitschaft sezte, seinen Herrn zu rasiren. Wie er aber sahe, daß der Barbier das Messer nahm, und sich näherte; fieng er aus aller Macht an zu schreyen, flog ihm nach den Beinen, und biß ihn mit solcher Wuth, daß das Blut davon floß. Ob es uns nun gleich leid that, daß der Barbier so übel ankam, so konnten wir doch nicht umhin, den Eifer zu bewundern, den der Aras zur Vertheidigung seines Herrn bewies. Erst sprang er ihm auf die Knie, dann auf die Schultern, und schien, indem er den Schnabel

auf-

aufthat, und alle Federn ihm zu Berge standen, der ganzen Gesellschaft zu drohen. Es gehörte viel dazu, ehe sein Herr ihn besänftigen konnte. Endlich brachte er ihn in eine Kammer und schloß ihn ein, damit der Barbier Zeit gewönne, sein Bein zu verbinden, und ihn zu scheeren. Der Vogel schrie, suchte Gewalt zu brauchen, und nagte an der Thüre, um herauszukommen. Ich hatte einen großen Hund, der den Herrn des Aras zuweilen liebkosete. Er wurde so eifersüchtig auf denselben, daß er, sobald er ihn sahe, zu ihm lief oder flog, sich ihm auf dem Rücken sezte, und ihn biß. Ich glaube nicht, daß man ein Thier auf der Welt finden können, daß seinem Herrn mehr zugethan war.

Zu verwundern ist es, daß manche Thiere die größte Kunstfertigkeit bey ihren Nahrungsmitteln zu gebrauchen wissen, und bey sich ereignenden Hindernissen, sogleich Gegenmittel in ihrer Gewalt haben, daß man sie fast mit Menschen vergleichen könnte, welche bey aufstossenden Hindernissen eine Gegenwart des Geistes beweisen, und die Hindernisse auf der Stelle zu entkräften wissen. Ich rechne hieher den See-

oder

oder Wasserraben (p) der so groß als eine Gans und ein vortreflicher Fischer ist. Er hält sich sich auf den Küsten des Meers auf, und taucht sich unter Wasser, Fische herauszuholen. Wenn er sich mit seinem krummen Schnabel entweder von hinten oder von der Seite eines Fisches bemächtiget hat, so kann er ihn mit dem Schwanz zuerst wegen der Floßfedern, Gräten und Schuppen nicht gut den Hals hinunter bringen und verschlucken, daher wirft er ihn in die Luft, und weiß ihm einen solchen Schwung zu geben, daß er mit dem Kopfe, als dem schwerern Theile, zuerst wieder herab fällt, und in dieser Lage verschluckt sie ihn. Dieses Geschäfte kann er mit einer unglaublichen Fertigkeit verrichten. Pater

(p) Dieser Wasserrabe führet auch den Namen, Feuchtars, Schlucker, Coruus aquaticus, Hydrocorax. Herr Linnäus hat unter den Schwimmvögeln ein besonderes Geschlecht des Pelikans, anser pelicanus angenommen, und darin kömmt auch dieser Vogel mit Gesners Nahmen Carbo vor, weil er so schwarz, als eine Kohle aussehen soll, welches aber nur von der kleinern Art nehmlich der Seekrähe gilt. Willughbey, Brisson, und Herr Müller im deutschen Linnäus nennen ihn Kormoran.

ter le Comte und andere sagen, daß man in China diesen Vogel ordentlich zum Fischfang abrichte. Wenn aber die Chineser ihn oder vielmehr ihrer viele zum Fischen gebrauchen, so wird ihm ein enger Ring um den Hals gelegt, damit der Fisch nicht in den Schlund hinein kann, und vom Vogel verschlungen werde. Sie setzen sich auf den Bord des Fahrzeuges, und wenn sie an dem Ort, wo man fischen will, angelangt sind, so fliegen sie auf das geringste Zeichen alle aus, und vertheilen sich. Sie suchen, sie tauchen hundertmal unter und kommen wieder hervor, bis sie Beute gefunden haben. Solche ergreifen sie mit ihrem Schnabel und bringen sie augenblicklich ihrem Herrn hin. Wenn der Fisch zu groß ist, so helfen sie einander. Einer nimmt ihn beym Kopf, der andre beym Schwanz, und so fliegen sie mit ihm nach dem Fahrzeug zu. Hier hält man ihnen lange Ruder hin, worauf sie sich mit ihren Fisch niedersetzen und ihn ablegen, um mehrere zu suchen. Wenn die Fischjagd aus ist, wird der Ring weggenommen, und der Vogel suchet nunmehr Beute für sich, um solche zu verzehren.

Was die kriechenden Thiere betrift, so haben die Menschen freilich nicht so genaue Wahrnehmungen von ihnen angestellet, als von andern Thieren. Nichts desto weniger würde es eine Dreustigkeit seyn, wenn man ihnen Vorhersehungen absprechen wollte, weil man auch bey ihnen zweckmäsige Handlungen antrift, die ihren Grund in vorhergesehenen wünschenswerthen Folgen haben, die sie entweder nach dem gewöhnlichen Gesetz der Prävision sich gedenken, oder die sie wegen ungewöhnlicher Empfindungen sich vorstellen (q). Ich will nur ein Beyspiel von der sogenannten Abgottschlange (r) anführen. Diese

(q) Nach den Grundsätzen, die ich §. 11. am Ende ausgeführt habe.

(r) Sie wird auch Riesenschlange, Rehschlange, die Wassermutter oder Yacu-mama oder Gacu mama bey den Indianern, Olorsawo, Boagnacu, Boignacu, Boiguacu oder die grosse Schlange, Cobra de veado bey den Portug. Boignacu, Jiboya, Anacaudaja, Anacaudia, Anacondo, und nach Linnee p. 373. n. 300. Boa constrictor genennt. Wegen ihrer Grösse und Stärke führt sie auch die Nahmen: Königsschlange, Schlangenkönig, Büffelschlange. Einige Gelehrte, z. E. Toust. Serp. P. 44.

se Schlange weis geschickte Mittel zu Erreichung ihrer Absicht in Anwendung zu bringen, wie aus dem folgenden erhellen wird. Sie hat den Nahmen Abgottschlange deswegen erhalten, weil sie

p. 44. glauben, daß diese Schlange den Namen Boa nicht sowohl von der Fähigkeit, ganze Ochsen zu verschlingen, sondern von der fabelhaften Erzählung führe, als ob diese Schlange den Heerden begierig nachfolge, und ihre von Milch strotzenden Euter aussauge. Man lese mehreres hiervon in D. Martini allgemeinen Geschichte der Natur in alphabetischer Ordnung, nach Bomarischer Einrichtung, erster Theil, Berlin und Stettin 1774. S. 98 f. Zwar unterscheiden verschiedene Schriftsteller die Abgott- Reh- und Wasserschlangen von einander, ihr Unterschied scheinet aber mehr auf die Mannigfaltigkeit ihrer Farben, Zeichnungen und Größe, als auf wesentlichen Merkmalen zu beruhen. Denn in der Lebensart pflegen sie nicht von einander abzuweichen, wie eben angeführter D. Martini a. a. O. S. 107. schon bemerket hat. In eben diesem Schriftsteller findet man auch eine illuminirte Abzeichnung von der Abgottschlange. Auch in Seba Werke, das den Titel führet: Locupletissimi rerum naturalium thesauri accurata descriptio et iconibus artificiosissimis expressio, kann man verschiedene solche Schlangen abgebildet sehen.

sie wegen der Schönheit ihrer Haut im afrikanischen Königreiche Juda, göttlich verehret wird, und bey Lebensstrafe weder tod, noch lebendig aus dem Lande geführet werden darf. Auch bey den Amerikanern hält man sie in grossen Ehren. Ohne mich bey der Beschreibung der Gestalt dieser Schlange aufzuhalten, die man weitläuftig in den Verfassern der Naturgeschichte findet, will ich nur ihre Verfahrungsart bey ihrem Raube anführen, aus der man auf ihre Voraussehungen schließen kann. Ihr Schwanz ist in einigen Zirkeln in einander gewunden, die einen runden Raum von etwa 5 oder 6 Fuß im Durchmesser umschreiben, worüber sich der Kopf mit einem Theile des Körp.rs erhebet. In dieser Stellung, worinn sie fast unbeweglich bleiben, pflegen sie allenthalben ihre forschenden Blicke um sich her zu werfen. — Warum thut sie wohl dieses? doch wohl, weil sie sich gedenkt, es werde künftig ein Gegenstand erscheinen, den sie habhaft zu werden wünschet. Sie hat die Art an sich, wenn ihr ein Thi.r in den Wurf kömt, daß sie vermittelst ihres Schwanzes, der mit einer außerordentlichen Schnellkraft wirket, plötzlich auf selbiges losfähret. Wenn das mit scharfen Zähnen erhaschte Thier zu groß ist,

ganz

ganz verschlungen zu werden, wie z. E. eine Gazelle, oder ein großer afrikanischer Widder, so versetzet diese Schlange demselbigen erst einige tödtliche Bisse mit ihren Zähnen, und zerschmettert ihm die Knochen, indem sie den Schwanz mit aller Stärke um das Thier herumschlägt (s). Fast alle Schriftsteller stimmen darinn überein, daß

(s) Sollte die Erzählung des Pontoppidan in der natürlichen Historie von Norwegen 2 Th. S. 381. gegründet seyn, so würde dadurch gar wohl begreiflich, daß eine so grosse Schlange eine erstaunenswürdige Kraft durch ihr Umwinden thätig beweisen könne. Er sagt von der grossen Meerschlange, daß sie oft das Boot mit sammt dem Volk in Grund stürze. Doch fügt er bey, daß er keine gewisse Nachricht davon erfahren können, obschon die Nordfahrer berichteten, es wäre bey ihnen geschehen, daß die Meerschlange sich aufgerichtet, und sich quer über ein Boot, ja über eine grosse Jacht von einigen hundert Tonnen Last geworfen, und sie mit sich in den Abgrund gezogen habe. Noch vergleiche man eben diesen Schriftsteller am a. O. S. 73. Er nennt diese grosse Schlange auch den grossen Seewurm, von dem er behauptet, daß er ihn sonst für ein bloses Mährchen gehalten, sey aber von der Wahrheit hernach überzeugt worden.

daß grosse Thiere von ihr verschluckt werden können. Herr von Kondamine, Dopper, Prof. Müller (t) versichern, daß ein ganzes Reh, ein Hirsch, oder wohl gar ein Büffelochse keine zu starke Mahlzeit für eine solche Schlange sey. Einige sind so dick, wie ein erwachsener Mensch, und 20 bis 30 Schuh lang. Man findet verschiedene merkwürdige Beyspiele, wie sie grosse Thiere tödten, in der allgemeinen Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande (u). Wenn sie ihren Raub umgebracht haben, so saugen sie das Blut aus, und verzehren nach und nach das übrige. Die Knochen pflegen sie zu zerbrechen, alsdenn zu begeifern, damit sie desto schlüpfriger werden, und hierauf das ganze Gerippe zu verschlingen, wodurch sie aber oft so träge und zur Vertheidigung so ungeschickt werden, daß man sie in diesem Zustande sehr leicht umbringen kann. Ja, einige glaubwürdige Schriftsteller versichern, daß diese Schlange ein getödtetes Thier einigemal im Rachen herumwende, wodurch sie es mit einem schäumenden Geifer so überdecke, daß es, ohne vorher gekäuet zu seyn, verschlungen werden könne.

Ein

(t) In Knorrs Del. Nat.

(u) 5 B. S. 91. 4 B. S. 273.

Ein Engländer Robert Edwyn hat im Jahre 1748 eine umständliche Erzählung von dieser Schlange, die er Anacondo nennet, in eine englische Monathschrift einrücken lassen, und in einer andern Schrift (x) finde ich davon eine Erzählung, die wegen ihrer Merkwürdigkeit hier eine Stelle verdienet. Es heißt daselbst: „Ich wage es, die Erzählung des angeführten Engländers, der sich viele Jahre auf der Insel Ceylon aufgehalten hat, bekannt zu machen. Sie ist in der Gestalt eines Briefes verfasset, und lautet von Wort zu Wort also: Ich erzähle ihnen eine Geschichte, worüber sie erstaunen werden; seyn sie aber versichert, daß ich keinen Umstand vergrössere, sondern blos erzähle, was ich und mehr als hundert Personen gesehen, und ganze Tage betrachtet haben.

(x) Siehe Sammlung kleiner Ausführungen aus verschiedenen Wissenschaften, welche theils in dem hiezu gewidmeten Theile der im Jahre 1752. wöchentlich ausgegebenen Hannöverschen Anzeigen Stückweise bekannt gemacht, theils am Ende des Jahrs als eine Zugabe zu diesen Anzeigen abgedruckt sind. Zweyter Band. Hannover 1753. in 4. S. 19 f.

Auf Befehl meiner Obern begab ich mich vor einigen Jahren nach der Insel Ceylon, um ein gewisses Geschäfte auszuführen. Ich wohnte am Ende der vornehmsten Stadt dieser Insel, und konnte in den Wald sehen. Nicht sehr weit von meiner Wohnung war ein kleiner Hügel, auf welchem drey oder vier grosse Palmbäume stunden, welche alle Morgen meinen Augen viel Vergnügen schaften. Als ich einmal des Morgens meine Augen auf sie warf, schien mir ein dicker Zweig derselben allerhand wunderliche Bewegungen zu machen, er drehete sich von einer Seite zur andern, neigete sich auf die Erde, zog sich wieder zurück und wurde unter den übrigen Zweigen verloren, da doch kein Wind wehete. Ich hatte allerhand Gedanken darüber, als ein Ceyloneser mich besuchte. Ich zeigte ihm, was mich in Verwunderung sezte. Er sahe es an, wurde ganz blaß im Gesichte, und wolte für Schrecken zur Erde sinken. Er bat mich, den Augenblick alle meine Thüren und Fenster zu verriegeln und zu verwahren. Denn was ich für einen Zweig eines Baumes hielte, wäre in der That eine Schlange von einer ungeheuren Größe, welche in solchen Bewegungen sich belustigte, und auf die Erde schösse, um Beute zu machen. Ich erkannte bald, daß er

die

die Wahrheit gesaget. Denn nicht lange nachher sahe ich, daß sie ein kleines Thier von der Erde ergriff, und mit sich zurück unter die Zweige des Baumes nahm. Als ich mich näher bey ihm nach diesem Ungeheuer erkundigte, sagte er mir, daß ihnen dasselbe auf dieser Insel mehr als zuviel bekannt sey; es pflegte sich sonst mitten in den Wäldern aufzuhalten, und aus einem dick bewachsenen Baume auf die vorbey gehenden Menschen oder Thiere herabzuschießen, und dieselben lebendig zu verzehren. Ich hätte einer solchen Erzählung unmöglich Glauben beymessen können, wenn ich nicht die Schlange selbst gesehen, und aus ihrer Größe urtheilen können, daß sie solches zu thun im Stande sey.

Wir versammelten uns darauf an der Zahl zwölfe, und ritten wohl bewaffnet hinter ein dickes Gebüsche, von da wir die Schlange mit unsern Schießgewehren erreichen konnten. Als wir sie nun in der Nähe betrachteten, und ihre ungeheure Größe, welche uns in der Entfernung sehr vermindert vorgekommen war, wahrnahmen, unterstund sich keiner von uns, aus Furcht einen Fehlschuß zu thun, nach ihr zu schießen. Alle Ceyloneser, welche bey mir waren, gestan-

den, daß sie alle die Schlangen, welche sie gesehen hätten, an Größe überträfe. Sie war dicker, als ein magerer Mensch im Leibe ist, schien aber doch nicht fett zu seyn, und nach dem Verhältnisse der Dicke war sie sehr lang. Sie hieng sich mit ihrem Schwanze an einen der obersten Zweige des Baums, und reichte mit dem Kopfe auf die Erde. Sie war ganz ausserordentlich geschwind, und machte tausend Drehungen mit ihrem Körper in der größten Geschwindigkeit. Sie kam herab, wickelte den Schwanz um den Stamm des Baums, und legte sich auf die Erde, so lang sie war. Im Augenblick hatte sie sich unter die Aeste des Baums wieder verloren. Mitten unter diesen Luftsprüngen sahen wir sie mit ungemeiner Eilfertigkeit sich zurückziehen, und unter den Zweigen stille liegen. Wir erkannten bald die Ursache davon, denn ein kleiner Fuchs, welchen sie gesehen haben mußte, wollte vor dem Baume vorbey gehen; auf welchen sie herabschoß, und in wenigen Minuten aussog. Sie leckte mit einer breiten Zunge von schwärzlicher Farbe an seinem Fleische herum, und legte sich auf die Erde gemählig nieder, doch blieb der Schwanz um den Stamm des Baumes gewickelt. Ich betrachtete sie mit Verwunderung. Sie war überall

wie

wie ein Krokodill mit Schuppen bedeckt. Der Kopf war grün mit einem breiten Flecken in der Mitte, und gelben Streifen um die Kinnbacken. Um den Nacken gieng ein gelber Zirkel, gleich einem goldnen Halsbande, hinter welchem ein anderer großer schwarzer Flecken war. Die Seiten waren von dunkler Olivenfarbe, und und auf dem Rücken lief eine breite schwarze Kette herab, welche an beyden Enden eine wellenförmige und krause Gestalt hatte. Um dieselbe wechselten schmale von Fleisch= und breite Zirkel von hellgelber Farbe ab, welche aber nicht gerade fortgiengen, sondern mancherley Einbeugungen machten, und mit grossen runden und länglichten Flecken von blutrother Farbe besprizet waren. Der Kopf war sehr platt, aber ungemein breit, die Augen schrecklich groß und durchdringend.

Ich merkte diese Farben an, wenn sie sich nicht bewegte; wenn sie aber in den Sonnenstrahlen ihre Luftsprünge machte, so waren jene noch weit schöner, und eine bewundernswerthe Mannigfaltigkeit und Abwechselung derselben belustigte die Augen (y).

(y) Es war also wohl diese Schlange, die so genannte grosse Ceylonische Schlange. Boa Eny-

Als wir sie genug betrachtet hatten, schossen wir nach ihrem Kopfe; ob sie aber denselben in dem Augenblicke bewegte, oder ob wir nicht recht sahen, weis ich nicht; genug wir hatten, sie nicht getroffen, und sie zeigte auch nicht die geringste Furcht an, sondern blieb auf der Erde liegen. Unsere einmühige Entschließung hierauf war diese, weil es Abend zu werden anfieng, nach Hause zu gehen, und den folgenden Tag in stärkerer Anzahl wieder zu kommen.

Die Ceyloneser schienen dies Geschöpf wohl zu kennen, sie nanten es Anacondo, und redeten schon von der Zubereitung desselben zu einer Speise, weil sie sich keine geringe Hofnung machten, es zu fangen. Denn, sagten sie, wenn es einmal sich einen Baum zu seinem Aufenthalte erwählet, so pflegt es denselben nicht sobald wieder zu verlassen. Sie erzählten mir noch viele andere Dinge von diesen Schlangen, welche

Enydris *Linn.* p. 374. Siehe Knorr Delic. Nat. Vol. II. Tabula LVIII. p. 133. Serpent de l'Isle de Ceylon. Serpens indicus Bubalinus. *Vallm. de Bom.* Diction. Vol. I. p. 253. Diction. des Animaux I. p. 116. *Seba* II. Tab. 83. f. 1. *Raj.* Quadr. p. 332.

che mir aber sehr unwahrscheinlich vorkamen; doch, was ich den folgenden Tag selber sah, überzeugte mich von der Wahrheit derselben. Ich muß Ihnen die Sache ausführlich erzählen.

Wir versammleten uns den andern Morgen wieder hinter dem Gebüsche in einer weit grössern Anzahl, und hatten das Vergnügen unsern Feind an seinem alten Orte wieder anzutreffen. Er schien sehr hungrig zu seyn, und wir sahen bald eine erstaunliche Wirkung davon. Ich muß Ihnen sagen, daß in diesem Lande Tyger von nicht gemeiner Größe sind. Einer von diesen, der nicht viel kleiner war, als eine junge Kuh, hatte das Unglück unter den Baum zu kommen, auf welchem sich die Schlange aufhielt. Den Augenblick hörten wir ein schrecklich Geräusch in den Aesten des Baums, die Schlange schoß auf den Tyger, und fiel auf seinen Rücken, ein wenig unter den Schultern. Sie fassete ihn in ihr schreckliches Maul ein Stück von dem Rücken, das größer war, als eines Menschen Kopf. Der Tyger fieng an heftig zu brüllen, und wollte mit seinem Feinde fortlaufen; aber der listige und geschwinde Feind wickelte sich drey oder viermal um den Tyger, und

zog die Schlingen so fest zusammen, daß er bald in Todesängsten niederfiel. Als er nun auf diese Weise gefesselt war, ließ die Schlange den Rücken fahren, den sie gefasset hatte, zog sich weite nach dem Kopfe herauf, öfnete ihren Rachen, so weit sie konnte, und umschloß damit das ganze Gesicht des Tygers, welches sie auf eine entsetzliche Weise zerfleischte, und dadurch zugleich ihm die Luft benahm. Dieser erhob sich wieder, kehrte sich von einer Seite zur andern, und brüllte in dem Rachen der Schlange auf eine erbärmliche Weise.

Ich war der Meinung, das grausame Geschöpfe in dieser Beschäftigung zu erschießen; allein alle Ceyloneser waren mir zuwider. Sie sagten, daß sie seine Weise wohl wüßten, und seiner schon genug versichert wären, wenn sie es nur mit Frieden ließen; woferne sie es aber beunruhigten, so würde gewiß mehr als einer von uns seiner Wuth ein Opfer werden. Ich war damit zufrieden. Einige von unserer Gesellschaft sahen diesem wunderlichen Schauspiele den ganzen Tag zu. Gewiß die Angst des Tygers war unbeschreiblich, und sein Tod grausamer, als alle andere Arten des Todes.

Der

Der Tyger war sehr stark und muthig, und ob er gleich seines Feindes nicht los werden konte, so gab er ihm doch genug zu thun. Bald richtete er sich auf, lief ein Paar Schritte fort, fiel aber theils durch das Gewicht, theils durch die festgezogenen Schlingen der Schlange wieder nieder. Nach einigen Stunden schien er ganz entkräftet und todt zu seyn. Die Schlange versuchte durch engere Zusammenziehung ihres um den Leib des Tygers gewickelten Leibes seine Rippen und Knochen zu zerbrechen; allein es wollte nicht gehen. Sie machte daher den Tyger los, und wickelte nur ihren Schwanz um den Hals, und schleppte ihn, ob zwar mit vieler Mühe nach dem Baume. Jetzo konnte man den Nutzen des Baumes sehen. Es scheint, daß die Natur dieses Thier unterwiesen hat, daß, ob es zwar grosse Geschöpfe überwältigen, es doch dieselben nicht verzehren könne, weil deren Körper viel zu dicke seyn, verschlungen zu werden, und es daher die Knochen derselben zerbrechen, und zu einem Teige zubereiten müsse. Daher versuchte die Schlange, die Rippen und Knochen durch die von ihrem Körper gemachte Schlingen zu zerbrechen; und weil dieses Mittel nicht allezeit hinlänglich ist, wie im gegenwärtigen Falle, so nahm sie ihre Zuflucht zu dem Baume.

Die

Die Schlange hatte den Tyger an den Baum geschleppt, und weil er meist todt war, und nicht stehen konnte, fassete sie ihn bey dem Rücken, und sezte ihn auf seine Füße an dem Stamme des Baums. Alsobald flochte sie ihren Leib sowohl um den Tyger, als den Baum, und zog sich mit aller Macht zusammen bis eine Rippe nach der andern, ein Knochen nach dem andern mit lautem Krachen brachen. Als die Schlange mit dem Leibe fertig war, machte sie sich an die Beine, welche sie auf gleiche Weise an 4, 5 Orten zerbrach. Hierauf giengen viele Stunden zu. Am Hirnschädel versuchte sie auch ihre Kräfte, allein nach vielen vergeblichen Versuchen ließ sie ab, und weil der Tyger ihr nicht entlaufen konnte, begab sie sich zurück unter die Zweige des Baums.

Als unterschiedliche von uns den dritten Morgen wieder hinter das Gebüsche ritten, sahen wir keine Gestalt eines Tygers mehr, sondern ein rothes Luder, ohne Gestalt, mit gelben Kleister überzogen, lag in einiger Entfernung von den Baume, und die Schlange beschäftigte sich damit. Die Knochen lagen hart am Leibe, und die Hirnschädel waren vorangesetzet.

Sie

Sie hatte mit ihrem gelben Geifer die ganze Masse überzogen, damit sie desto leichter verschlungen werden könnte. Als sie den Braten zurechte gemacht, stellte sie sich voran in Positur, und schlurfte erst die Hirnschädel, hernach den übrigen Körper nach und nach hinein. Es kostete ihr dies nicht wenig Mühe, und es wurde Abend, ehe sie mit dem Tyger ganz fertig war.

Den vierten Morgen, als wir uns nach dem vorigen Orte begeben wollten, begleiteten uns viele Weiber uud Kinder dahin, weil nun keine Gefahr mehr zu befürchten wäre, nachdem die Beute verschlungen sey. Ich fand, die Wahrheit durch den Erfolg bestätiget. Denn die Schlange hatte sich so überladen, daß sie sich weder zur Wehre setzen noch fortlaufen konnte. Sie versuchte zwar bey unserer Annäherung sich auf den Baum zu schwingen, allein vergebens, und die Ceyloneser schlugen sie todt. Es wurde ihre Länge ausgemessen, die sich auf 33 Fuß und 4 Zoll (z) belief. Die Ceyloneser zerschnitten sie,

(z) Martini in der allgemeinen Geschichte der Natur 1 B. S. 104. in der Note sagt, es sollten einige Indianische Schlangen gar 45 Schu-

sie, und machten ihr Fleisch, das weisser aussahe als Kalbfleisch, zur Speise zurecht, und rühmten den Geschmack desselben ungemein.„ (a) — Sollte ich nicht befugt seyn, aus diesen mancherley Verrichtungen der Abgottschlange, selbiger ein Voraussehen der Zukunft und eine Kenntniß schicklicher Mittel zur Ausführung wünschenswerther Absichten beyzulegen? Warum schleppte die vorhin beschriebene Schlange den Tyger an den Baum? beweiset nicht der Erfolg, daß sie es deswegen that, um ihn am Baume recht zerknirschen zu können? Warum thut sie nicht ein Gleiches, wenn sie kleinere uud mit schwächern Knochen versehene Thier bekommt? Ohne Zweifel, weil sie da schon ihren Zweck ohne Beyhülfe des Baumes erreichen kann. Kann also wohl das

Schuhe, noch andere doppelt so lang, und noch eine andere 105 Schuhe lang gewesen seyn. S. *Ælianus* de animalibus, Lib. XV. c. 21. XVI. c. 39. *Ruysch* Tom. II. de Serpent. p. 34. *Bochart* Hierozoic. P. II. L. III. c. 13. *Guyons* Geschichte von Ostind. 1749. p. 128.

(a) Die Unschädlichkeit dieser Schlangen wird auch vom Piso bestätiget. Doch wird sie nicht von denenjenigen Indianern gegessen, die sie göttlich verehren.

das Schleppen an den Baum eine Folge eines blossen Instinkts und Triebes seyn? — Wollte man aber dieses behaupten, so frage ich, warum die Schlange nicht bey allen Thieren eben dies thue? Da doch sonst ein Thier, wenn es nach blossem Naturtrieb handelt, immer gleichförmig zu handeln pflegt.

Noch muß ich zum Beschluß bey der Abgottschlange anmerken, daß die Indianer es für einen Glaubensartikel halten, als ob diese Schlange durch ihren Athem, andere sagen durch ihren Blick, Thiere, welche ihnen zu nahe kämen, unwiderstehlich an sich zöge, um sie zu verzehren. Ich habe aber, was den vergiftenden Blick betrift, eben das Bedenken dabey, das ich oben §. 4. bey der Klapperschlange geäusfert habe. (b) Besser urtheilt der Verfasser im neuen

(b) Wer mehrere Nachricht von der Abgott- Riesen- und Rehschlange, oder auch Wassermutter zu haben wünschet, kann folgende Schriftsteller vergleichen: Knorr Delic. Nat. Vol. II. Tab. L.VIII. p. 132. Dappers China p. 146. *Ephem.* Nat. Curiof. Dec. II. Ann. 2. 1683. Adanf. Reise nach Senegal. 1773. p. 225. fq. Mannigfalt. IV. Jahr p. 305. fq. Hanovs Merkwürdigk. der Natur und Oekonom.

neuen Schauplatz der Natur, (c) wenn er sagt: „Was einige Schriftsteller von ihnen erzählen, daß sie durch ihren Athem die vorübergehenden wilden Thiere, wie der Magnet das Eisen, an sich ziehen können, ist völlig ungegründet.“

§. 15. Die Thiere setzen demjenigen Hindernisse, was ihnen künftig schädlich seyn kann.

Daß die Thiere darauf Acht haben, demjenigen Hindernisse zu setzen, was ihnen künftig

nom. 1 B. p. 231. Des Hn. von Kondaminens Reise nach Peru und Amerika. Erf. 1763. p. 258. Linn. Amoen. Acad. Vol. I. p. 497. Tab. 17. f. 3. *Mus.* Ad. Frid. I. p. 38. Hamb. Magaz. XVI. B. p. 175. Berlin Samml. IV. B. p. 152. sq. Gronov Mus. II. p. 69. n. 43. Seba Mus. II. Tab. 98. f. 1. T. 99. fig. 1. 2. Tab. 100 f. 1. Tab. 101. f. 1. Tab. 104. f. 1. Vol. I. T. 36. f. 5. Tab. 53. f. 1. Tab. 62. f. 1. 2. Lemery Mat. Lexik. p. 171. Jablonsky I. 218. Vallm. de Bomare Dict. II. p. 118. Hist. de l'Isle de Ceylon, par J. *Ribero.* Mem. de Trevoux, Avril 1701. p. 13. Neue Anmerk. über alle Theile der Naturlehre II. B. 414. Bankrofts Naturgeschichte von Guiana p. 126. Boa Scytale *Linn.* p. 374. *Scheuchz* Sacr. Tab. 737. f. 1.

(c) 1 B. unter der Rubrik Anacandia S. 286.

tig schädlich und nachtheilig seyn könnte, beweisen abermals mannigfaltige Beyspiele. Ich habe bereits oben §. 14 ein sehr einleuchtendes Beyspiel von den Ameisen gegeben, die sogar wider die den Ameisen gewöhnliche Verfahrungsart beym Trocknen ihres Getraides, ihre Körner nicht am Tage, sondern des Nachts bey dem Mondenschein an die Luft brachten, weil sie aus der Erfahrung wußten, und sich erinnerten, daß die Tauben und Vögel, die in der Nähe sich aufhielten, am Tage die Körner wegtrugen. Sie mußten sich also vorstellen, man könne diesem künftigen Verluste dadurch vorbeugen, daß man die Körner nur des Nachts trocknete. Ferner trugen sie wider ihre Gewohnheit bey hellem Wetter noch vor ein Uhr ihr Getraide ein, da sich nun bald darauf der Himmel umwölkte, und es zu regnen anfing, so kann man nicht anders schliessen, als daß sie der Wirkung des bevorstehenden Regens durch ihr frühzeitiges Eintragen Hindernisse setzen wollten. Und daß die Thiere wirklich die Witterung im voraus empfinden können, wird aus gar vielen Beyspielen erkenntbar, wovon ich auch den Grund anderwärts (d) angegeben habe. Man findet nemlich

(d) Von Ahndungen und Visionen §. 25.

nemlich einen doppelten Grund hiervon. Einmal haben die Thiere in ihren sinnlichen Empfindungen gar oft einen merklichen Vorzug vor den Menschen. Sie haben zärteres Gefühl, so wie sie zärtern Geruch, Gehör und Gesicht haben. (§. 3. §. 5. §. 6. §. 7.) Sie können demnach die Feuchtigkeit in der Luft auch eher, als die Menschen bemerken. Zweytens folgen sie mehr den sinnlichen Eindrücken, die bey ihnen nicht so leicht verdunkelt werden, als bey den Menschen. Menschen sind oft sehr zerstreuet, denken auch zuweilen, vermittelst der Ueberlegungskraft an unsinnliche Gegenstände viel lebhafter als an die sinnlichen. Daher sie auf ihre sinnliche Eindrücke, wenn sie schwach sind, nicht merken. Auch beweisen diese Ameisen ihre Einsicht in Behinderung bevorstehender und zu fürchtender Uebel dadurch, daß sie bey bevorstehenden Regen und auch des Nachts ein Schieferscheibchen über ihr Loch legten. Die sogenannten weissen Ameisen, deren Verfahren ich ebenfalls §. 14 beschrieben habe, legen auch genugsam an Tag, daß sie mancherley Uebel, die sie fürchten, oder die schon gegenwärtig sind, kraftlos zu machen die Absicht haben, und folglich sich die Zukunft vorstellen. Denn sobald jemand ihrem Gebäude Schaden zufügt, kommt

ein

ein Termite heraus, sieht sich überall um, gleichsam zu recognosciren, auf welcher Seite der Feind befindlich, und wo der Vertheidigungsangrif am füglichsten geschehen könne, worauf alsdenn zwey oder drey, gleichsam als Anführer oder Generals erscheinen, denen ein ganzer Haufe folgt u. s. w. Ein Seevogel, der von Pontoppidan Lund, oder Lundtalle genennt wird, sucht auch seinem Feinde, der ihn aus den Felsenritzen zu reißen sucht, dadurch Hindernisse zu legen, daß er sich in seinen Nachbar fest beißet, wie ich §. 14. in der weitläuftigen Note bemerkt habe. Eben dies beweisen die Beyspiele, die ich §. 14. vom Fuchs und von Stinkthieren beybrachte.

Aelian will sogar den egyptischen Fröschen eine besondere Weisheit zueignen. Wenn eins dieser Thiere, sagt er, von einer Hyder, welches eine im Nil sehr häufig anzutreffende Wasserschlange ist, überfallen wird, so beißt es augenblicklich ein Stück Schilf ab, drückt mit aller Macht die Zähne zusammen, und hält es in die Quere im Maul. Die Hyder kann sodann den Frosch mit dem Schilfe nicht verschlingen, und ist genöthiget, ihre Beute fahren zu lassen. Wäre diese Erzählung zweifelsfrey, so würde man

sogar den Fröschen eine Kenntniß beylegen müssen, bevorstehende Uebel zu behindern.

Ich wollte wünschen, daß die Erzählung des Hrn. de la Croix von der Katze unter der Luftpumpe das Gepräge der Wahrheit an sich trüge, so würde es gewiß meine Behauptung ausser allen Zweifel setzen, daß die Thiere künftige widrige Begegnungen von sich abzuwenden, geschickte Hindernisse in Weg legen könnten. Ich muß aber gestehen, daß ich noch an der Geschichte zweifle. Er spricht: „Man kennt die Luftpumpe. Eine Luftpumpe ist eine Art von Walze, die inwendig einen wohlpassenden Pumpenstock enthält, wodurch man die Luft, so in einem Gefäß von Erz oder Glas enthalten ist, herauspumpt, wenn dieses Glas zuvor auf einen Boden gesezt, und in diesem Boden ein Loch gebohret worden, das mit der Oefnung dieser Walze ein Verhältniß hat. Die Naturforscher bedienen sich dieser Maschine, Versuche zu machen, die sehr bewundernswürdig, aber auch für die Thiere, an welchen sie gemacht werden, sehr schädlich sind. Ich sahe eines Tages eine Katze in ein solches gläsernes Gefäß hineinsetzen, um eine klare und sichtbare Wahrheit darzuthun, daß wir ohne Luft und Athemholen nicht leben kön-

können. Der Naturforscher hatte schon verschiedene Züge mit dem Pumpenstock gethan. Das Thier, dem in einem Luftkreis, der sich immer mehr und mehr verdünnte, übel zu Muthe zu werden anfieng, hatte das Glück, gewahr zu werden, wo die Gefahr herkäme. Es sezte seine Pfote auf das Loch, das der Luft den Ausgang verschafte, und verhinderte es auf die Art, daß keine mehr herauskam. Alle Bemühungen des Naturforschers waren vergebens, umsonst zog er den Stock an, denn die Pfote der Katze verhinderte dessen Wirkung, vergebens ließ er auch wiederum Luft in das Gefäß hinein, um das Loch des Bodens zu eröfnen. Denn wenn die Pfote der Katze die Luft fühlte, zog sie dieselbe augenblicklich zurück; allein bey dem ersten Zug des Stocks, der sie eines Theils der Luft beraubte, eilte sie, das Loch wieder zu verstopfen. Alle Zuschauer klatschten dem durchdringenden Verstande dieses Thieres Beyfall zu, und man sahe sich genöthiget, es zu befreyen, um ein anderes an seine Stelle zu setzen, das weniger Einsichten hatte, und ihnen das grausame Vergnügen verschafte, mit ihren Augen alle Grade, die vom Leben zum Tode führen, durchzulaufen.„

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die mehresten Enten, wenn sie sich gedrungen sehen, ihre Eyer zu verlassen, um Nahrnngsmittel aufzusuchen, sich eine ganze Menge Federn auszupfen, um sie zu bedecken, und für den Frost zu bewahren.

Die Thiere scheinen sogar durch Bestrafung ihrer Verbrecher Warnungen auf die Zukunft zu geben. Man erinnre sich, was ich oben §. 5. von Störchen und Murmelthieren ausgeführt habe. Hieher gehöret auch das Beyspiel des Pontoppidans (e) von der Ringelgans (f). Wenn ihnen die Eyer genommen werden, oder sonst verloren gehen, so peitschet das Männchen sein Weibchen mit den Flügeln, daß es erbärmlich schreyet.

§. 16. Thiere bedienen sich der Verstellung, um bevorstehende Gefahren abzuwenden.

Verstellang nennt man jede äußerliche Handlung, die den innern Gesinnungen entgegen

(e) In der Naturhistorie von Norwegen 2 Th. S. 141.

(f) Fager-Giäs, Ring-Giäs, Ur-Giäs nennt sie Pontoppidan.

gen ist. Menschen bedienen sich derselben, um eine Absicht zur Ausführung zu bringen. Man gedenkt sich demnach etwas Künftiges vermittelst der Verstellung zu erreichen. Folglich ist die Verstellung mit einem Gedanken der Zukunft, oder mit einer Voraussehung vergesellschaftet. Daß nun auch die Thiere dann und wann sich der Verstellung bedienen, haben aufmerksame Naturforscher vorlängst wahrgenommen. Bereits oben §. 13. in einer Note habe ich angemerkt, daß die Seeotter sich als todt stelle; vom Fuchse ist ebenfalls bekannt, daß er sich mancherley Verstellungen bediene (g).

Sogar die Hasen bedienen sich mancher Verstellung und einer Art von List. Bonnet (h) sagt: „Er wirft sich in ein Gebüsch und verbirgt sich allda. Die Hunde verfolgen ihn, laufen ihm vorbey und verfehlen ihn. Wenn das schlaue Thier sie vorbeylaufen, und in einiger Entfernung sieht, steht es von dem Orte, wo es

(g) Mehreres von der List des Fuchses kann in Bonnets Betrachtung über die Natur, vom Hrn. Prof. Titius herausgegeben, zweyte Auflage S. 554. f. gelesen werden. Auch vergleiche man meinen §. 9. S. 120.

(h) Im angeführten Buche S. 553.

sich versteckt hatte, wieder auf, nimmt seinen ersten Gang, machet manche Wendungen, und täuschet die Windspiele, daß sie hierdurch die Spur verlieren. Er wechselt in seiner Schlauigkeit unaufhörlich, und jederzeit nach den Umständen."

Dem Hirsch, von dem ich schon bey anderer Gelegenheit verschiedenes gedacht habe, (Siehe §. 9. S. 121.) wird eine noch viel feinere Verschlagenheit beygelegt. Bonnet (i) bemerket, wenn er von den Hunden aufgesprenget ist, und verfolgt wird, mangelt es ihm nicht an List, Hunde und Jäger irre zu machen. Er geht einen Weg vielmals hin und her, suchet in Gesellschaft anderer Thiere zu kommen, um mit solchen verwechselt zu werden, setzet durch sie und entfernt sich sogleich, springt nach Gelegenheit aus, versteckt sich und drücket sich. Da ihn das Erdreich jederzeit verräth, so nimmt er seine Zuflucht zum Wasser, stürzet sich in dasselbe, damit er den Hunden seine Spur entziehe. Die Hirschkuh, welche noch ihr Kalb bey sich hat, ist sehr besorgt, selbiges der Verfolgung der Hunde zu entziehen; sie bietet sich selbst den Hunden dar, läßt sich von ihnen jagen, um

sie

(i) Am a. O. S. 553 f.

sie von dem Kalbe abzubringen, und begiebt sich hernach wieder zu ihm.

Dellon unterhielt in dem französischen Comtoir von Tilsceri einige Monathe einen Tiger. Ob nun gleich derselbe an einer starken Kette lag, so entkam er doch zweymal. Man erhaschte ihn das erstemal wieder. Aber das zweytemal kam er nicht wieder, jedoch hielt er sich lange in der Gegend des Comtoirs im verborgenen auf, und richtete grausame Verwüstungen an. Wie er noch an der Kette lag, war er listig genug einen Theil des Reisses, den man ihm hinsezte, soweit umher zu streuen, als es ihm in seiner Lage möglich war. Dieses lockte die Hühner und Enten herbey. Er stellte sich, als ob er schlief, damit sie näher kommen möchten, und dann schoß er auf einmal auf sie zu, da es ihm denn nie fehlschlug, einige zu erwürgen (k).

Herr Krascheninnikow (l) giebt von dem Kamtschatkalischen Vielfraß eine besondere List an, die eine Verstellung in sich fasset. Er klettert auf einen Baum, nimmt etwas von Moose

(k) S. Hist. des Voyages.

(l) In der Beschreib. des Landes Kamtschatka. Lemgo, 1766. 4. p. 120.

mit sich, wornach die Rennthiere besonders lüstern sind. Wenn nun ein Rennthier sich in der Nähe zeigt, so läßt er von diesem Moos etwas herabfallen. Gehet das Thier dieser Lockung nach, so springt ihm ein solcher Vielfraß auf den Hals, klammert sich zwischen beyde Hörner, kratzet hernach dem betrogenen Rennthier mit beyden Klauen die Augen aus, und quälet es so arg, daß es mit dem Kopf gegen die Bäume rennt, welches ihm gemeiniglich das Leben kostet. Kaum ist es niedergestürzt, so zertheilt der Vielfraß das Wildpret, und vergräbt es in die Erde, damit es von keinem andern Thiere geraubt werde.

Man pflegt auch von den Hunden in Neuspanien eine Verstellung anzuführen (m). Die Krokodille sind daselbst wie in Egypten ganz besonders auf Hundefleisch erpicht, und lauren unaufhörlich, um ihrer Begierde ein Gnüge zu leisten. Allein die Hunde wissen sich durch eine bewundernswürdige List von der Gefahr zu befreyen. Wenn sie übers Wasser hinüber setzen wollen, so fangen sie an einem Orte des Gestades zuvor an zu bellen, um alle Krokodille dahin

zu

(m) Wie in Hist. des Voyages bemerket worden.

zu ziehen, und gehen alsdann nach einem andern Ort, um durch zu schwimmen.

Ein gewisser Herr Bertram in England (sagt D. Martini in dem Anhange der Büffonschen allgemeinen Naturgeschichte lezten Bandes) war versichert worden, daß die Vipern stürben, sobald man ihnen etwas vom Speichel eines Menschen in den Rachen brächte. Um sich davon überzeugen zu können, reizte er eine Viper solange, bis sie den Rachen aufsperrete, und brachte, vermittelst eines Stockes, etwas von seinem Speichel hinein. Die Viper, welche sich augenblicklich auf den Rücken wälzte, schien völlig todt zu seyn. Herr B. nahm sich die Geduld, abzuwarten, ob sie nicht von dieser scheinbar tödtlichen Schlafsucht sich erholen würde, und sah, daß dieses, nach einer kurzen Verstellung, sich wirklich ereignete. Die List der Vipern geht also in diesem Falle so weit, daß sie durch verstellte Kunst oft eine Weile sterben, um den wirklichen Tod zu vermeiden.

Die grauen Rebhühner wissen ebenfalls durch List und Verstellung sich den Nachstellungen der Jäger zu entziehen. Wenn sich einer ihrem Neste nähert, sagt Valmont de Bomare, so verlassen sie es und entfernen sich hinkend, um

ihn

ihn zu locken, ihnen zu folgen. Wenn sie ihn nun weit genug entfernet haben, so wissen sie sich eilend zu retten. Ist alles ruhig, so rufen sie ihren Kleinen, die auf ihr Geschrey sogleich zusammen kommen. Die rothen machen es eben so, wie die grauen. Wenn sie den Jäger mit seinen Hunden sich ihnen nähern sehen, so fliegen sie mit kleinen Zügen davon, als ob sie gelähmt wären, oder einen Flügel zerbrochen hätten. Dieses nennen die Jäger Schleichen. Man hat oft gesehen, daß sie als Schleicher weggeflogen, und im vollen Fluge wieder zurückgekommen, ja, daß sie so kühn gewesen sind, sich wider die Hunde zu vertheidigen, die ihre Jungen frassen. So groß ist die Liebe der Weibchen unter den Thieren zu ihren Kleinen.

Ein anderer Schriftsteller (n) erzählet: Unter den verschiedenen Arten von Sperlingen, die man in den mittäglichen Provinzen von Peru antrift, und gröstentheils so groß als unsere Amseln sind, zeichnet sich eine sehr hübsche Art aus, die man Maragua nennt. Dieses kleine Thier führt einen beständigen Krieg mit den Ottern und frißt sie mit vieler Begierde. Um seinen Zweck zu erreichen, verbirgt dieser Vogel den Kopf unter

(n) Hist. des Voyages.

unter seinen Flügel, und bleibt unter der Gestalt einer Kugel unbeweglich liegen. Die Otter kommt näher, und da der Kopf des Vogels nicht so bedeckt ist, daß er nicht durch seine Federn durchsehen könnte, so bewegt er ihn nicht eher als bis seine Feindin ihm so nahe ist, daß er ihr mit dem Schnabel eins versetzen kann. Die Otter giebt ihm alsdann augenblicklich einen Stich mit der Zunge; allein sobald er sich verwundet fühlet, frißt er von einem gewissen Kraut, das man Sperlingskraut nennt, welches ihn heilet. Hierauf eilt er den Kampf zu erneuern, und nimmt jedesmal, wenn er gestochen worden, zu seinem Mittel Zuflucht. Dieß Spiel dauert so lange, bis die Otter, die sich nicht zu helfen weis, alles Blut verloren hat. Dann frißt der Sperling sie auf, und macht, wenn er gesättiget ist, noch einmal von seinem Gegengift Gebrauch.

§. 17. Thiere stehen sich unter einander bey, und rufen sich bey bevorstehenden Gefahren zu Hülfe.

Derjenige Mensch, der einem andern beystehet, oder Hülfe leistet, sucht desselben Vorsatz oder dessen Wohl durch Anwendung seiner Kräfte

Kräfte zu befördern. Er gedenkt sich also etwas Zukünftiges, das er zu bewirken sucht. Oft zwecket auch die Hülfe auf den Nutzen mehrerer in Vereinigung ab. Daher die Hülfsleistung einen Beweißgrund von Vorhersehungen abgiebt. Mache ich hiervon eine Anwendung auf die Thiere, so lehret uns die Erfahrung, daß sie ebenfalls solche Wirkungen durch ihre Verrichtungen zum Daseyn bringen, die zu erkennen geben, wie sie sich einander, theils einzeln, theils in Verbindung Hülfe zu leisten, bereit sind. Die Quelle hiervon mag seyn, welche sie will. Allerdings kann es seyn, daß der Schöpfer den Thieren schon einen Trieb in die Natur gepflanzt hat, sich bey Gefahren Beystand zu leisten, und man würde eben so wenig irren, wenn man auch den Menschen dergleichen Triebe zueignete, woferne nur diese Vollkommenheitstriebe nicht durch regellose Erziehung unterdrückt und verfinstert werden (o). So wenig man aber berechtiget ist, bey

(o) Man nennt dieses die moralische Sympathie. Ich habe ziemlich vollständig davon gehandelt, in meiner Sittenlehre der Vernunft, Altenburg 1782. S. 147. f. Thiere suchen daher nicht allein bey ihres gleichen Beystand, sondern sogar suchen sie Hülfe in der Nähe der Menschen, gegen die sie doch sonst Furcht haben,

bey Menschen die Schlußfolge zu rechtfertigen: Menschen fühlen einen natürlichen Trieb und Hang andern Dürftigen Hülfe zu leisten, folglich handeln sie, blos durch diesen Trieb und Reitz geleitet, ohne an das dadurch künftig zu erreichende zu denken, eben so wenig kann, wie ich glaube, die Folgerung einen Werth haben, wenn man bey Thieren schliessen will, Thiere werden durch ihre Naturtriebe gereizt, andern bey-

haben, wenn sie in Noth sind, wie einige Schriftsteller behaupten. So erzählet Christian Lehmann im historischen Schauplatz der natürlichen Merkwürdigkeiten in dem Meißnischen Ober-Erzgebürge, Leipzig 1699. 4. S. 604. f. Im Jahr 1642. flohe das Wild wegen der Wölfe in die offenen Flecken und Dörfer. Im Jahr 1678. den 5. Jan. suchten etliche Hirsche in Annaberg Schutz, und einer ging 4 Wochen lang aus und ein, und hielte sich des Nachts in den Gärten auf, der andere ließ sich mit Schneebällen treiben, und stellte sich an die Kirchmauer. Im Jahr 1678. lief ein abgematteter Hirsch auf der Hauptjagd an das Churfürstliche Jagdzelt, neigte seine Stangen gegen den Landesherrn, und erwartete seinen Schuß. Daß aber dieses letzte Exempel beweisen sollte, wie der Hirsch Hülfe bey den Churfürsten gesucht habe, daran zweifle ich sehr. Er lief aus Angst wohin er kam u. s. w.

beyzustehen, folglich handeln sie blos nach diesem Triebe, ohne an das dadurch zu erreichende zu denken, das ist, sie handeln ohne Vorhersehung. Ich glaube vielmehr überzeugt zu seyn, mit dem natürlichen Antrieb zur Hülfsleistung bey Thieren die Vorhersehung eines glücklichen Erfolgs, den man wünschet, vereinbaren zu können. Denn solches scheinet mir keine Ueberspannung in der thierischen Seelenkraft zu erfordern. Man erwege, daß die Thiere durch die Erinnerung des ehemaligen Erfolgs einer Empfindung, gar wohl auf die Idee geleitet werden können, es werde bey ähnlicher Empfindung wiederum ein ähnlicher Erfolg sich äussern (§. 8. 9. 10.). Dieses reicht schon hin, begreiflich zu machen, wie die Thiere mit ihrem Triebe andern zu helfen, auch die Voraussehung des ihnen Wünschenswerthen Erfolgs verbinden können. Denn haben sie, vermöge dieses wesentlichen oder ihnen angebohrnen Triebes ehedessen ihre Gesellen aus einer Gefahr zu retten, und sie wider Feinde zu schützen gesucht, so konnte es leicht kommen, daß wenigstens zuweilen ihr Vorsatz mit einem erwünschten Ausgang belohnet wurde; ereignet sich nun heute eine ähnliche Gefahr ihrer Freunde, so bringt das Gedächtniß den bey ehemaligen ähnlichen Umständen sich

zeigen=

zeigenden glücklichen Erfolg wiederum hervor, daher denken die Thiere auch jetzt einen ähnlichen guten Ausgang, und werden eben dadurch in ihrem Vorhaben gestärkt. Ist dieß nicht eine Voraussehung? und zwar eine solche, die sich blos auf Ideen des Gegenwärtigen und Vergangenen gründet?

Die Erfahrung bestätiget diese Theorie. Man hat Beyspiele erlebt, wo Thiere andere, die in Ohnmacht lagen, durch Bewegungen wiederum zum Bewußtseyn zu bringen gesucht, auch wohl bey schon toden Thieren gleichen Versuch angestellet haben, weil sie noch nicht gewiß wusten, ob das Thier tod wäre oder nur in Ohnmacht läge. Diese Unternehmung war ein Trieb zur Hülfsleistung, dabey sie sich aber dachten, es werde das in Schwachheit liegende Thier dadurch wieder ermuntert werden, wie es etwan ehemals geschehen seyn mochte. Pontoppidan (p) gedenket eines Beyspiels, das meine Behauptung bestärket. Er sagt: „Hav-Hest (Meerpferd) ist ein Seevogel, nicht grösser als eine Möwe, schnarcht wie ein Pferd, wenn

(p) In der natürlichen Historie von Norwegen 2 Th. S. 144.

wenn er nieset, daher er auch seinen Nahmen bekommen, wie auch zugleich davon, weil seine Bewegung auf dem Wasser wegen des Hüpfens und heftigen Stossens dem Traben eines Pferdes gleich kommt. Daher, wenn diese Vögel in grossen Haufen ankommen, so wird die See im stillen Wetter unruhig. Niemand allhier kann sagen, sie auf dem Lande gesehen zu haben, ja sie sollen sich dem Lande nicht weiter als bis auf zehn Meilen nähern, daher sie denn den Schiffern allein bekannt sind, die weit hinausfahren, um den Seehund oder Heyfisch und die Helleflynder (Hillbütte) auf Stor-Eggen (ein seichter Seegrund) zu fangen. Und ob sie sich diesem Seegrunde bald genähert haben, können sie daraus merken, wenn diese Vögel sich bey den Böten einfinden, in Hofnung, das ausgeworfene Eingeweide zu bekommen q). Schlägt man einen mit einem Stücke Holz, oder mit einem Steine, daß er davon ohnmächtig wird, so versammeln sich viele andere seiner Art um ihn herum, und hören nicht auf, auf ihn zu picken und hacken, bis der Ohnmächtige aufgemuntert und wieder lebendig wird.„

Daß

(q) Diese Vögel sind also den Schiffern eine Anzeige (omen).

Daß sich die Störche zur Ausführung gewisser Absichten zu Hülfe rufen, bestätigen die oben (§. 5.) bemerkten Begebenheiten.

Auch die Biber leisten sich bey ihrem Baue hülfreiche Hand. Dieß erhellet aus dem, was ich oben §. 14. von selbigen beygebracht habe. Sonst erzählet auch Rainal, daß sie sich von einer bevorstehenden Gefahr Nachricht ertheilten. Denn bey der Herannäherung der Jäger ist ein starker Schlag mit dem Schwanz ins Wasser, das Zeichen zum Lärmen in allen Hütten der Republik, und ein jeder sucht sich unter dem Eisse zu retten. Allein es hält für dieß unschuldige Volk sehr schwer, allen Fallstricken, die ihm gelegt werden, zu entgehen. Daß die Biber sogar einige zu ihren Sklaven machen sollen, damit diese für sie gewisse Arbeiten unternehmen, wird zwar erzählet r), ich zweifle jedoch gar sehr an der Wahrheit dieser Geschichte. Isbrand-Ides sagt, nach dem Zeugniß der Einwohner Siberiens, es versammle sich jede Familie der Biber im Frühling. Sie giengen paarweise gegen die andern Biber auf die Jagd. Wären sie so glücklich, einige zu erhaschen, so tödteten sie solche nicht, weil sie selbige nicht als

 ihre

(r) Hist. des Voyages.

ihre Feinde betrachteten, sondern sie brächten sie nur nach ihren Wohnungen, um sie als Sklaven zu allerhand Arbeit zu gebrauchen.

Noch erinnre man sich, was ich §. 14. von Ameisen ausgeführt habe, als welche nicht allein mit vereinigten Kräften zu einem gemeinschaftlichen Zweck arbeiten, sondern sich auch zu Hülfe kommen, wenn die Last, welche die eine Ameise tragen will, ihr zu schwer fällt. Ja, wie bewundernswerth handeln nicht eine Art Termiten (§. 14.) die durch gewisse Zeichen sich ebenfalls Nachrichten von bevorstehenden Gefahren ertheilen. Spallanzani (s) gedenket, daß die Ameisen sich in zwey Kolonnen theilen, wenn sie sich eine Wohnung anlegen wollen. Die eine beschäftiget sich unaufhörlich damit, die Erde heraus zu tragen, die andere verrichtet den Bau. Ihre liebsten Speisen sind todte Insekten, Saamkörner (t), Zucker, Brod, Obst u. d. g. Haben sie

(s) In den Zusätzen der italienischen Uebersetzung von Bonnets Betrachtungen der Natur.

(t) Man vergleiche, was ich davon §. 14. angeführt habe. Bonnet glaubt aber die Körner welche sie so emsig in ihre Wohnung schlepten, wären nicht ihre Mundprovision, sondern blosse Materialien, die sie, gleich Holzspänchen und Grasfäschen, zum Baue ihrer Woh-

sie etwas ausgespürt, oder eine Beute erhascht, die für eine Ameise zu groß und zu schwer ist, so zerstücken sie selbige mit ihren Zangen; oder es kommen mehrere Ameisen, und helfen einander die Last fortbringen. Es giebt einige Arten Ameisen, die viel grösser und stärker, als die unsrigen sind, auch in weit grösserer Anzahl beysammen wohnen, und also viel wichtigere Thaten verrichten können. Nach dem Zeugnisse der berühmten Merianin können die Ameisen auf Surinam, in Amerika, in einer einzigen Nacht einen ganzen Baum entlauben (u). Andere warten unten, und tragen die abgebissenen und herabfallenden Blätter geschwind in ihre gemeinschaftliche Wohnung. Die Portugiesen nennen diese Art die Visitenameisen, weil sie alle Jahre aus ihrem Neste hervorgehen, weit und breit in unzähligen Schaaren alle Häuser durchwandern, die Zimmer durchsuchen, und alle Mäuse und andere schädliche Thiere umbringen.

Wohmung anwendeten. Siehe dessen Betracht. der Natur, nach der Ausgabe des Prof. Titius, 2. Auflag. S. 412.

(u) Hiermit mag verglichen werden, was ich oben von einer Art Termiten, die weise Ameise genannt ausgeführet habe, welche abgestorbene Bäume ausrotten.

Ihr Besuch ist daher den Einwohnern sehr angenehm. Kommt ihnen auf diesen jährlichen Reisen etwas im Weg, daß sie nicht von einem Orte zum andern gelangen können; so übersteigen sie dergleichen Hindernisse folgendergestalt. Eine Ameise hält sich mit den Zähnen fest und unbeweglich an ein Stück Holz oder einen andern festen Körper an. An diese klammert sich eine andere, an diese die dritte u. s. w. Solchergestalt wird eine hängende lebendige Kette daraus, die sich vom Winde an den verlangten Ort hinüber führen läßt. Sobald sie hinüber ist, halten sich die äussersten Ameisen daselbst gleichfalls mit den Zähnen an; es entsteht auf diese Weise eine Art von lebendiger Brücke, auf welchen das ganze Ameisenheer hinüber zieht.

§. 18. Ob aus den bisherigen Behauptungen folge, daß die Thiere Verstand und Vernunft haben.

Verschiedene werden demjenigen, was ich bisher ausgeführet habe, entgegen setzen, daß ich nach meiner Theorie gedrungen seyn würde, den Thieren Verstand und Vernunft zuzueignen, da man doch die Vernunft als das Unterscheidungszeichen der Menschen und Thiere zu betrach-

trachten habe, obschon verschiedene ältere (x) und neuere Schriftsteller den Thieren Vernunft beygelegt hätten. Ich finde mich aber bey diesem Einwurf nicht betroffen. Denn ob ich schon dem Viehe Gedächtniß und Voraussehungen beylege, so glaube ich doch mit Grunde leugnen zu dürfen, daß daraus der Besitz des Verstandes und der Vernunft gefolgert werden könne. Der Verstand erfodert eine solche Denkungskraft, die sich durch unsinnliche, allgemeine (abstrakte) Ideen äussert, so wie die Vernunft eine Einsicht in die Verbindungen der Dinge, vermittelst unsinnlicher und allgemeiner oder gemeinschaftlicher Ideen erheischt. Wenn man nun den Thieren Erinnerungen und Prävisionen zueignet, so ist es nur von solchen Erinnerungen und Vorhersehungen zu verstehen, die sich auf sinnliche Ideen gründen, und folglich haben die Vorstellungen der Thiere noch einen weiten Abstand von der Vernunft. Menschen erinnern sich freylich oft vergangener Dinge, vermittelst der Ueberlegungskraft, sie strengen ihre Auf-

(x) Siehe Diss. sel. *Deusing.* de ratione et loquela brutorum. Nuernb. *Schott* Phys. cur. L. VII. c. 19. M. *J. Ern. Hering.* Disp. von dieser Materie, Wittenb. 1665; M. *Sethi Calvis.* diss. de sermone Lips. 1660.

merksamkeit an, und bemühen sich ehemalige gehabte, und wiederum in der Seele erloschene Gedanken zu erneuern; eben so strengen sie durch Nachdenken ihre Seelenkraft an, aus diesen und jenen Verbindungen Aussichten in die Zukunft zu erhalten. Solche Erinnerungen und Voraussehungen müssen allerdings den Thieren abgesprochen werden, weil sie Wirkungen des Verstandes und der Vernunft sind. Aber deswegen folgt nicht, daß das Vieh gar keine Erinnerung und Vorhersehung besitzen könne. Die Erinnerung bey den Thieren entstehet nur, wenn eine ehemalige Empfindung, die lebhaft genug war, wiederum erneuert wird, oder wenn eine neue Empfindung von eben der Beschaffenheit wie die ehmalige, das ehedessen zugleich gedachte und erfolgte wiederum ohne alle Mühe und Nachdenken des Thieres erwecket, das daher Furcht oder Hofnung erreget. Dieß ist eben so wenig eine Wirkung des Verstandes und der Vernunft, als eine Idee, die bey dem Menschen, ohne alles Nachdenken, vermittelst einer andern erreget wird, ein Erfolg des Verstandes und der Vernunft ist. Der Mensch weiß oft selbst nicht, warum ihm ein ehemaliges gedachtes Object wiederum einfällt, es geschiehet wider seinen Willen, blos durch Association einer ähnlichen Idee. Eben

ein solches Verhältniß hat die Erinnerung der Thiere. Und so kann ich auch von den Vorhersehungen der Thiere behaupten, daß sie ohne Beyhülfe eines eigentlichen Verstandes und der Vernunft begreiflich sind. Denn ihre Voraussehungen sind nur von zweyfacher Art. Einige sind Wirkungen der sinnlichen Gedächtnißkraft, andere aber der ungewöhnlichen Empfindungen, bey welchen sie furchtsam sind, weil sie nicht wissen, ob ihnen der durch die Empfindung sich darstellende Gegenstand dienlich oder schädlich sey. (§. 11. am Ende, und §. 14.) Wer wird also hieraus eine Wirkung des Verstandes, der Ueberlegungskraft und Vernunft folgern? —

Eben so wenig kann ich dem berühmten Bonnet (y) beypflichten, wenn er behaupten will, woferne die Thiere bey ihren Verrichtungen einen Endzweck vor Augen hätten, so müßten sie auch Vernunft besitzen, weil Begriffe vom Endzweck, Absicht, Mittel zu viele Ueberlegung erfoderten, die doch in dem Kopfe eines Thieres nicht statt finden könnte, da es keiner

 allge=

(y) In der Betrachtung der Natur, nach des Titius Ausgabe S. 532. XXXIII. Hauptstück.

allgemeinen sondern blos sinnlicher und einzelner Begriffe fähig sey. Mir scheinet aber diese Bedenklichkeit nicht von Wichtigkeit zu seyn. Denn was heißt Zweck, Endzweck, Absicht in der allgemeinsten Bedeutung? — ein Erfolg der Handlung, den man sich vor dessen Wirklichwerdung gedachte. Sollte nun wohl dieses die Kräfte eines Thieres übersteigen? Kann nicht das Thier, sich vermittelst der Erinnerung ehmaliger Erfolge, bey ehemals gehabter Empfindung, sich wiederum gedenken, es werde der Erfolg zum Daseyn kommen? (§. 12. bis 17.) also kann es auch diesen Erfolg zu befördern, oder zu behindern geneigt seyn, nachdem sich das Thier den Effekt als diensam oder als nachtheilig gedenkt.

Krüger (z) gehet also ebenfalls zu weit, wenn er den Thieren Vernunft zueignet. Er glaubt, daß die Thiere den Besitz der Vernunft dadurch bewiesen, weil sie Vernunftschlüsse machten. Da nun ein Vernunftschluß allemal einen allgemeinen Vordersatz erfodere, und dieser

(z) In der Experimentalseelenlehre S. 333 f. In dem Hamburgischen Magazin 9 B. kommt auch von ihm eine Abhandlung von der Vernunft der Thiere vor.

dieser nicht ohne einem allgemeinen Begrif statt finden könne, so wäre offenbar, daß auch die Thiere allgemeine Begriffe bildeten. Weil nun diese ein Eigenthum der Vernunft wären, so könne dem Viehe die Vernunft nicht abgesprochen werden. — Allein nie wird man eigentliche Vernunftschlüsse und allgemeine Begriffe von den Thieren darthun. Die Beyspiele, worauf sich der sel. Krüger beruft, lassen sich, in wieweit sie gegründet sind, alle aus sinnlichen Ideen begreiflich machen. Ich will nur die Begebenheit erklären, die Krüger (a) beybringt. „Einer meiner guten Freunde, sagt er, ritte in der Nacht auf seinem eignen Pferde durch einen Wald nach Hause. Er stieß sich an einen Ast, weil er sehr scharf ritte, und fiel vom Pferde. Sogleich kehrte das Pferd wieder um, lief nach dem Hause des Fremden, wo der Herr gewesen war, und da es solches verschlossen fand, klopfte es mit dem Hinterfusse solange daran, bis die Leute aufwachten, und das Thor öfneten. Als diese das Pferd ohne Reuter erblickten, so eilten sie mit solchem auf den Weg nach seiner Wohnung zurück, und kamen durch Anführung des

(a) In der Experimentalseelenlehre a. a. O.

des Pferdes bis an den Ort, wo es seinen Herrn verlohren hatte. Würde es wohl ein Mensch, wenn er in des Pferdes Stelle, und seinem Herrn treu gewesen, anders gemacht haben?“ — Gewiß diese Geschichte beweißt vom Pferde nichts weniger als die Vernunft. Der ganze Erfolg kam von Seiten des Pferdes vom Gedächtniß desselben her; von Seiten des Reuters aber von der Vernunft dererjenigen, die in dem Hause wohnten, bey welchem das Pferd anklopfte. Da das Pferd, nach dem Herunterfallen seines Herrn seiner eignen Willkühr überlassen war, so gieng es nach demjenigen Hause, wo es vielleicht gut Futter genossen, wiederum zurück. Dies ist ein bloser Erfolg der Erinnerungskraft. Da es aber das Haus verschlossen fand, und doch sonst durch die Thüre oder das Thor gegangen war, so suchte es durch Anstossen die Thüre zu öfnen. Die Bewohner des Hauses hörten solches, glaubten, es klopfe ein Mensch, und öfneten deswegen die Thüre. Da sie nun das Pferd ohne Reuter erblickten, konnten sie leicht vermuthen, der Herr müsse ein Unglück genommen haben rc.

Verschiedene wollen die menschenähnliche Einsicht der Pferde, oder die Vernunft der Thie-

re auch aus dem Beyspiele darthun, das Herr de Boussanelle, Hauptmann vom Cavallerieregimente Beauvilliers (b) anführet. Einem Pferde von seiner Compagnie waren auf einmal alle Zähne so stumpf geworden, daß es weder Hafer noch Heu mehr kauen konnte. Dieses Pferd wurde zween Monathe lang, und vielleicht noch länger, wenn man es länger behalten hätte, von den beyden Pferden, die neben ihm standen, und mit ihm aus einer Krippe fraßen, ernährt; sie faueten nehmlich Heu und Hafer, und legte es ihm hin. Eine ganze Compagnie, Officiere und Gemeine, sezt der Verfasser hinzu, ist Zeuge von dieser Begebenheit (c). — Ich zweifle aber gar sehr, daß diese Begebenheit, wenn ich sie auch als wahr gelten lasse, Vernunftschlüsse der Thiere darthue. Es ließ sich wohl die Sache aus einem Triebe der Thiere, ihre Gesellen und Bekannte zu erhalten, erklären. Vielleicht versuchte das Pferd, das Fressen zu kauen, und sahe sich dazu behindert, gab es auch wohl denen bey ihm stehenden Pferden zu erkennen (§. 5.). Dies war Grund genug, von dem Erfolg der Erzählung,

(b) In seinen Observations militaires.

(c) Vergleiche auch Dictionn. d'anecdotes, Art. Instinct des Animaux.

lung, und konnte alles durch Hülfe der Sinne erfolgen.

Gleiche Beschaffenheit hat es mit andern Beyspielen, die man zum Beweise anzuführen pflegt, ob ich gleich zugebe, daß verschiedene sehr auffallend sind. Dahin rechne ich das Beyspiel, das man von Störchen angiebt, die Beleidigungen und Unrecht bestrafen, davon ich §. 5. ausführlich geredet habe. Auch kann das Exempel hieher gerechnet werden, das in dem französischen Merkur (d) erzählet wird. Ein zu Smyrna ansässiger Mann, giebt als Augenzeuge einem seiner Freunde in einem Briefe von einer Art des Zeitvertreibes Nachricht, womit man sich in den Gegenden besagter Stadt belustiget, welcher denen, die nicht in der Levante gereißt sind, spashaft scheinen wird. Es giebt, sagt er, hier zu Lande viele Störche. Um die Legezeit nehmen die Einwohner die Storcheyer aus dem Neste, und legen an deren Stelle Hünereyer hinein. Wenn diese ausgebrütet sind, und das Männchen die Gestalt der Brut sieht, so wird er auf die Verletzung, welche seiner Meinung nach, der ehelichen Verbindung wiederfahren ist, so empfindlich daß er entsetzlich schreyet. Bestürzt ver=

(d) Mercure de France. Novembr. 1777.

versammelt sich der ganze Zug von Störchen um das Nest, stimmt einmüthig in den Unwillen über das scheinbare Unrecht ein, fällt zornig auf das arme Weibchen los, und hackt mit dem Schnabel solange auf dasselbe, bis es erliegt. Die Jungen werden ebenfalls nicht verschont. Das merkwürdige hierbey ist, daß das Männchen die Bestrafung nie mit verrichtet. Es geht nicht von der Stelle, sondern schreyet in einem fort, auf die ängstlichste Art, als ob es mit dem Schicksal seiner Familie Mitleiden hätte. — Wenn ich auch die Erzählung zugebe, folgt doch daraus keine Vernunft. Vielleicht stellen sie sich die Störchin als eine Ursache dieser im Neste liegenden regellosen Geburten an, weil sie doch gebrütet hat, und aus Abscheu bringen sie die Mutter sammt den Jungen ums Leben. Wenn ich gleich ferner zugebe, daß die Thiere auf einander eifersüchtig seyn können (e), weil sich dieses aus blos sinnlichen Trieben eben so, wie bey Menschen erklären läßt, indem jene wie diese nicht gerne ein werthgeschätztes Gut mit andern theilen, daher auch viele Thiere deswegen mit einander kämpfen, z. E. Hirsche u. s. w.

so

(e) Man vergleiche Büffons allgem. Naturgesch. lezter Band, im Anhange S. 160. nach Martini Uebersetzung.

so folgt doch aus der gegebenen Erzählung noch nicht, daß die Störche aus der Gegenwart der jungen Hühner im Neste gefolgert und geschlossen haben, es müsse die Störchin Ehebruch getrieben haben. Dieses scheinet mir zu viel Nachdenken zu erfodern. Es ist genug, daß die Störche einsehen, oder daß ihre Sinne sie belehren, die Hühner wären nicht von ihrer Art, und daß sie die Störchin als Ursache davon betrachten, daher sie einen Haß auf die Störchin werfen, ob sie schon sehr fehlerhaft dabey urtheilen. Ein anders ist es, wenn ein Storch die Untreue seiner Gattin selbst erfährt, wie etwan das Beyspiel, das ich S. 56 f. angeführt habe, zur Erläuterung dienen könnte. Da kann gar wohl die Eifersucht die Ursache ihres Hasses seyn.

Von dem Hasenadler haben alte Jäger folgende List bemerkt (f). Er fasset grosse Steine in seine Fänger, und läßt sie aus der Luft in die Büsche fallen, um damit seinen Raub, die Hasen, zu sprengen, wenn er im freyen Felde keine Beute wahrnimmt. So grosse Einsicht aber auch dieses Beyspiel zu verrathen scheint, so ist es doch aus

(f) Siehe Tänzers Notabilia venatoris. 5te Auflage. Nürnb. 1731. 8. S. 129. und D. Martini allgemeine Geschichte der Natur, 1 B. unter der Rubrik: Adler S. 317.

aus dem Gedächtniß des Adlers erklärbar. Vielleicht sind ehemals vom Felsen, zumal, da er sich auf hohen Felsen aufzuhalten pflegt, durch seinen Tritt Steine herunter ins Gebüsche gefallen, wodurch ein Hase aufgejagt worden, daher er künftig durch diese Empfindung belehret, Steine ins Gebüsche zu werfen, für dienlich erachtete, ohne, daß deswegen sein Verfahren eine Wirkung der Vernunft gewesen. Junge Adler handelten alsdenn aus Nachahmung den ältern nach. Denn daß die Thiere sich nachahmen, habe ich oben dargethan. Sonst pfleget der Adler überhaupt in Gesellschaft seines Weibchens, wenn nur lezteres keine Eyer oder Jungen hat, zu jagen, und die Einwohner der Gebirge, welche die beste Gelegenheit haben, sie zu beobachten, geben vor, daß einer von beyden immer auf die Sträucher und Büsche schlage, wenn indessen der andere auf einem Baume oder Felsen das aufgejagte Wildpret als einen Raub erwartet (g).

Wenn

(g) Man erzählet auch von einem zweyköpfigten Adler, daß er den einen Kopf in die Höhe gehalten, um auf der Huth zu seyn, wenn indessen der andere den Raub verzehrte, und daß er sich des einen abwechselnd,

Wenn freylich die Erzählung des Aelian vom Adler, das Gepräge der Wahrheit an sich trüge, so wollte ich selbst zugeben, daß die Thiere eine Vernunft besäßen. Allein Fabeln beweisen nichts. Sechszehn Schnitter, spricht er, hätten wegen grosen Durst einen ihrer Mitarbeiter nach einer nahen Quelle gesendet, um Wasser zu holen. Dieser traf unter Weges, indem er in der einen Hand den leeren Krug, und in der andern seine Sichel hielt, einen Adler an, um den sich eine Schlange geschlungen hatte, und

wie des andern bedienet. Im Jahr 1723 wurde in den gelehrten Zeitungen aus London eines solchen Adlers gedacht, und gemeldet, wie der Vicekönig von Mexico dem König in Spanien einen zweyköpfigen bey Guaxara geschossenen Adler überbracht habe. Der Fang dieses Adlers sagt Martini am a. O. S. 331. und Hanov in den Seltenheiten der Nat. u. Oekon. 1 Band S. 251 — 254 hat in Amerika viel Aufsehen, und den Notarien viele Arbeit, wegen Ausfertigung der Atteslate und Certifikate verursachet. Auf solche Art ist demnach ein gedoppelter Adler keine blose Erdichtung, sondern vielleicht eine Mißgeburt aus einem Eye, daß eine gedoppelte Dotter, wie man zuweilen bey Hühnern findet, in sich schloß.

und der, außer Stand gesezt sich zu vertheidigen, sich bereits als eine Beute dieses gefährlichen Thiers betrachtete. Das erste, was er that, war dieses, daß er dem Gefangenen beysprang. Er haute mit seiner Sichel die Schlange mitten durch, daß sie ihn loslassen mußte. Alsdann gieng er hin, um seinen Krug zu füllen, und kehrte zu seinen Mitarbeitern zurück, die alle von dem Wasser, daß er ihnen brachte, tranken. In dem Augenblick, da er selbst trinken wollte, stürzte sich eben der Adler, den er befreyet hatte, auf den Krug, so, daß er ihm aus der Hand fiel und zerbrach. Aus Verdruß hierüber verfluchte er den Vogel, den er einen Undankbaren nennte, tausendmal, indem er aber seine Augen auf seine Mitarbeiter warf, so sah er sie erblassen und in den lezten Zügen. Dieses kam von dem Wasser, das sie getrunken hatten, und der Adler, der es gewahr worden, daß die Schlange die Quelle vergiftet, hatte geeilt, seinen Erretter der Gefahr zu entreissen. — Vergeblich wird man demnach aus dieser Geschichte die Dankbarkeit der Adler beweisen.

Eine eben so unglaubliche Geschichte erzählet er von einem Storche, den eine Wittwe Heracli-

raclide, als er von einer Höhe herabgefallen, und ein Bein gebrochen, sorgfältig gewartet hatte, der nach Verlauf eines Jahres, zurückgekommen, und zu ihr herabgeflogen seyn soll, auch einen kostbaren Stein in ihren Schooß gespieen habe.

Es ist allerdings sehr tadelnswerth, daß man manche Geschichte von Thieren zum Beweis ihrer Vernunft aufstellet, deren Wahrheit auf keine Art und Weise dargethan ist. Daher man sich durch solche Erzählungen nicht muß irre machen lassen. Ich rechne in dieses Fach, die Erzählung von einem Affen, den man dem grossen Mogul soll vorgestellet haben, die ich aus einem bekannten Schriftsteller entlehne (h). „Der wegen seiner Reisen und seiner Gesandschaft an den grosen Mogol berühmte Engländer Rhoé sagt, verschiedene Sekten der Indianer eignen den Affen eine gewisse Art der Wahrsagung zu. Da ein Marktschreyer aus Bengalen dem Kayser einen grossen Affen angetragen und für ein wahrsagendes Thier ausgegeben hatte, so wollte man an seinem Hofe durch Proben von der Richtigkeit dieses Vorgebens sich überzeugen. Der indianische Monarch zog einen Ring vom Finger

(h) Hist. des Voyages.

ger und ließ ihn in die Kleider eines seiner Pagen verstecken. Der Affe hatte nicht gesehen, wo man ihn verborgen hatte, gieng aber doch nach dem Ort hin, wo er war. Der Kaiser gab sich mit diesem Versuch nicht zufrieden, sondern ließ auf 12 verschiedene Zettel die Nahmen von 12 Gesetzgebern, als Moses, Jesus Christus, Mahomet, Ali rc. schreiben, mischte sie in einem Gefäß durch einander, und fragte sodann den Affen, wer das wahre Gesetz bekannt gemacht hätte. Der Affe steckte seine Hand in das Gefäß und hob den Nahmen des Gesetzgebers der Christen heraus. Der Kayser ward erstaunt und argwöhnte, der Herr des Affen verstünde die persischen Buchstaben und hätte das Thier abgerichtet, sie zu unterscheiden. Er nahm sich die Mühe, dieselbigen Nahmen mit seiner eignen Hand aufzuzeichnen, und bediente sich der Zeichen dazu, womit er seinen Ministern seine geheimen Befehle gab. Der Affe ward nicht irre dadurch, er hob zum zweytenmal den Nahmen Jesu Christi aus und küßte ihn. Einer der ersten Diener des Hofs sagte zum Kayser, es würde nothwendiger Weise ein Betrug darunter gespielt, bat ihn um Erlaubniß, daß er die Zettel durch einander mischen dürfte, und erbot sich zu allen Arten von Martern, wenn der Affe sei-

ne Rolle nicht schlecht spielte. Er schrieb noch einmal die 12 Nahmen auf, warf aber nur eilf in den Topf und behielt den zwölften in der Hand. Der Affe berührte sie sodann einen nach dem andern, ohne irgend einen ausheben zu wollen. Wirklich in Erstaunen hierüber gesezt, that der Kayser seyn Bestes, ihn dazu zu bewegen. Allein das Thier ward wüthend, und gab durch verschiedene Zeichen zu verstehen, daß der Name des wahren Gesetzgebers nicht in dem Topfe wäre. Der Kayser fragte ihn, wo er denn wäre? alsdann lief er zu dem Officier, und faßte ihn bey der Hand, in welcher der Nahme war, um den man ihn fragte. " — Wenn man mit solchen Fabeln seinen Beweis führen will, so urtheilt der Philosoph, daß ein solcher Beweisgrund keiner Widerlegung bedürfe.

Zum Beschluß dieser Lehre will ich nur noch beyfügen, daß eine Wirkung von mehrern Ursachen abstammen könne. Wenn also Thiere Handlungen unternehmen, welche die Vernunft zur Quelle zu haben scheinen, so kann es doch seyn, daß sie aus einer ganz andern Ursache ihr Daseyn erhielten. Wenn z. E. ein Mensch regelmäßig und ohne Gefahr gehen soll, so muß

er

er seinen Gang so einrichten, daß er nicht aus dem Mittelpunkt der Schwere komme, wie die Physik lehret; es folgt aber nicht, daß derjenige, der also gehet, die Physik verstehe, und mit Bewußtseyn der physischen Grundsätze seinen Gang bestimmt habe. Ein Bauer weis sich auch für den Fall zu schützen, ohne daß er an den Mittelpunkt der Schwere denkt. Die Uebung und Erziehung lehrt ihn schon regelmäßig zu gehen. Auf ähnliche Art verhält sich die Sache mit den Handlungen der Thiere, sie bauen nach einer Symmetrie, ohne Baukunst zu verstehen u. s. w. (i). Naturtriebe können hier schon hinreichend seyn.

(i) Hierbey mag auch Reimarus von Trieben der Thiere 11. Kap. §. 149. p. m. 574 f. nachgelesen werden. Des sel. Prof. Meiers Gründe für die Vernunft der Thiere, hat M. Joh. Jac. Plitt in einer besondern Schrift, Cassel 1749. 8. geprüft. Noch vergleiche man meine Geschichte von den Seelen der Menschen und Thiere §. 72. besonders S. 474 f.

Zweytes Kapitel.

Von Voraussehungen und Ahndungen der Thiere.

Zweyter Abschnitt.

Von Ahndungen.

§. 19. Was innere und äußere Ahndungen sind.

Wahre Ahndungen bey Menschen erfordern Vorhersehungen solcher eintreffenden Erfolge, die zu dem Reiche der blosen Möglichkeit gehören, und deren Wirklichwerdung unsere Seele noch vor ihrer Erfüllung beyzupflichten sich gedrungen siehet, wenn sie gleich den Erkenntnißgrund anzugeben unfähig ist. Oder, Ahndungen sind innere Vorempfindungen, die gleichförmige äußere Empfindungen zum Erfolg haben (oder, die einen der Vorempfindung entsprechenden Erfolg haben) deren Zusammenhang und Folge uns unbegreiflich ist. Ich habe in meinem Buche von Ahndungen und Visionen, die Ahndungen in innere und äuserliche, welche leztere auch Anzeigen (omina) genennt werden, einge-

eingetheilt. Jene nenne ich diejenigen innern Vorhersehungen und Vorempfindungen, die ich nicht aus äuserlichen Gegenständen, oder äuserlichen Empfindungen hernehme; diese aber finden statt, wenn die Seele aus Dingen, die auser ihr sind, auf eine Vorstellung eines künftigen (angenehmen oder unangenehmen) Erfolgs verfällt, ob ihr schon der Zusammenhang zwischen diesem äuserlichen Objekt und dem Zukünftigen unbekannt und nicht einleuchtend ist (k).

(k) Ich weiß wohl, daß man auch von Anzeigen desjenigen redet, was schon vergangen ist, wie ich in meinem Buche von Ahndungen und Vis. §. 14. schon bemerkt habe; eben so wenig leugne ich, daß man jezuweilen dieses Wort gebrauche, wenn man aus äuserlichen Ereignungen auf das künftige schliesset, wenn man gleich die Verbindung zwischen beyden einsiehet, und den Grund davon angeben kann. In der strengen Bedeutung aber erfordert ein Omen oder Anzeigen eine äuserliche Veranlassung, da etwas Ungewöhnliches, daß sich auser uns (auser unserm denkenden Wesen) zuträgt, uns zu glauben bewegt, daß etwas auf die Zukunft erfolgen werde, ob wir schon den Zusammenhang zwischen diesem äuserlichen Phänomen und der zukünftigen Bege-

Zwar dürfte mancher wider meinen Begrif von Ahndungen einwenden, wie auch wirklich geschehen ist, daß derselbe nicht auf äusere Ahndungen passend sey, weil diese nicht innere Vorempfindungen wären. Ich glaube aber noch immer meinen Begrif rechtfertigen zu können. Denn alle äusere Anzeigen sind bey dem Menschen, oder dem Subjekt, bey dem sie sich ereignen, innere Vorempfindungen, nur mit dem Unterschiede, daß sie vermittelst äuserlicher Ursachen (äuserer Empfindungen) entstehen. Die äusern Ursachen veranlassen die innern Vorempfindungen, oder innern Voraussehungen. Ich muß doch, wie ich anderwärts gezeigt habe (1) bey allen äuserlichen Anzeigen eine Vorhersehung in meiner Seele in Absicht auf die Zukunft, und dasjenige, was durch das äusere Anzeigen bedeutet werden soll, besitzen, die ich für eintreffend halte, und das ist eine innere Vorempfindung. Die innere Ahndung hingegen erfolgt blos durch unvermuthete innere Empfindung, die

Begebenheit entweder gar nicht, oder doch allzu unzureichend einsehen.

(1) In den Visionen, vorzüglich neuerer und neuester Zeit, Altenburg 1781. S. 404. in der Note.

die uns etwas Künftiges fürchten oder hoffen läßt. Z. E. Ein Mensch empfindet eine Angst, ohne die Ursache angeben zu können, und fürchtet daher ein künftiges Unglück. Folgt nun auch eine grosse Widerwärtigkeit, so sagt man, die Angst sey eine innere Ahndung von der künftigen Widerwärtigkeit gewesen. Obschon dieser Schluß sehr tadelhaft ist, wie ich in meinem Buche von Ahndungen und Visionen gezeigt habe. Denn die Ursache von der Angst kann in der Beschaffenheit des Blutes liegen u. s. w. und daß zuweilen ein widriger Erfolg darauf sich ereignet, kann zufällig seyn, ohne daß das Unangenehme seinen Erkenntnißgrund in der Angst hatte. Solche innere Ahndungen kann man von Thieren nicht überzeugend darthun. Man sehe, was ich unten §. 22. angeführt habe.

§. 20. Ob die Thiere äuserer und innerer Ahndungen fähig sind?

Thiere haben Voraussehungen die oft einen Erfolg haben, der die Voraussehung in Erfüllung bringt (§. 12. bis 17.) das ist, ihre Voraussehungen sind oftmals Vorempfindungen oder eintreffende Vorhersehungen. Daß auch die Thiere die Verbindung oder den Zusammen-

hang

hang zwischen der Vorhersehung und deren eintreffenden Erfolg oft nicht begreifen, oder doch allzuunzureichend einsehen, erhellet daraus, daß den Thieren die Vernunft abgesprochen werden muß (§. 18.). Da nun die Ahndungen weiter nichts erfordern, als innere Vorempfindungen, die gleichförmige äussere Empfindungen zum Erfolg haben, deren Zusammenhang man nicht völlig einsieht (§. 19.) so ist offenbar, daß die Thiere der Ahndungen nicht unfähig sind. Ja, vielleicht könnte man nicht ohne Grund annehmen, daß den Thieren weit mehrere Ahndungen eigen wären, als den Menschen, weil sie viel weniger den Zusammenhang zwischen dem Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen, einsehen, als die Menschen.

Daß insbesondere den Thieren äusserliche Ahndungen beygelegt werden können, scheinet am wenigsten bedenklich zu seyn. Denn da sie Gedächtniß und scharfe Sinnen besitzen (§. 8. 10. 3. 5. 6.) so können sie bey einer äusserlichen Empfindung, die einer ehemaligen sehr ähnlich ist, sich auch wiederum ähnliche Erfolge wie bey der ehemaligen ähnlichen Empfindung anzutreffen waren, auf die Zukunft gedenken, das ist, Voraussehungen erhalten (§. 2. 12. bis 17.).

Wenn

Wenn sie nun den Zusammenhang zwischen dem Vergangenen, das sie jetzt wieder empfinden, und dem Künftigen nicht einsehen, so entstehet daher eine äusserliche Ahndung (§. 19.). Also erfordern äusserliche Ahndungen keine Ueberspannung der thierischen Seelenkräfte.

In Ansehung der innern Ahndungen scheinet die Sache mehrern Schwierigkeiten unterworfen zu seyn, weil diese solche Voraussehungen erheischen, die sich nicht in ehemals gehabten Empfindungen und Erinnerungen gründen. Vielmehr entstehet bey einer innern Ahndung blos eine unvermuthete innere Empfindung oder Vorstellung, die etwas künftiges fürchten oder hoffen läßt (§. 19.). Wie sollte also das Thier das künftige hoffen oder fürchten, da es doch keinen Grund zu haben scheint, aus dem es erkennen könnte, es möchte ihm die Zukunft zuträglich oder nachtheilig seyn. Wahr ist es zwar, daß Thiere einen innern Naturtrieb in sich empfinden, sich für Gefahren zu hüten, und da sie oft von diesen und jenen lebenden Geschöpfen Nachstellungen erfahren haben, so fürchten sie sich sogleich, wenn sie wieder ein solches Geschöpf empfinden, das sie ehemals beleidiget hat, und in so weit geschiehet alles nach dem gewöhn-

wöhnlichen Gesetz der Voraussehung, dieß verdienet aber keine innere Ahndung genennt zu werden. Auch ist nicht zu leugnen, daß die Thiere, wenn sie eine Empfindung von einer Kreatur oder von einem Phänomen, so ihnen neu und ungewöhnlich ist, bekommen, sie ungewiß sind, ob ihnen die Erscheinung dienlich oder schädlich sey, weil sie aber doch aus der Erfahrung wissen, das oft diese und jene Dinge, von welchen sie auch vorher keine Kenntniß hatten, ihnen Nachtheile zugezogen haben, so macht sie ihr Zweifel mißtrauisch, sie glauben, es werde das neu Empfundene ihnen vielleicht Schaden zufügen, sie stutzen daher, und denken sich eine annähernde böse Zukunft, wenn sie gleich gar keinen zureichenden Grund hierzu haben. Erfolget nun wirklich ein Nachtheil auf diese Vorhersehung oder Furcht der Thiere, so sagt man, es habe dem Thiere geahndet. Diese Voraussehung gründet sich nicht in der gewöhnlichen Regel der Prävisionen, oder in der Verbindung des Gegenwärtigen und Vergangenen. Denn sie haben noch nicht etwas nachtheiliges von dem sich neu zeigenden Objekt erfahren, woraus sie auf befürchtendes Nachtheil schliessen könnten. Vielmehr entstehet nur in ihnen wegen des ungewöhnlichen ein Staunen, und eine Furcht,

wegen

wegen der Ungewißheit des Erfolgs. Es verhält sich die Sache, wie bey den Menschen, die auch über unvermuthete Erscheinungen stutzen. Man vergleiche hiermit, was ich oben (§. 11. am Ende und §. 14. von den Seebären) von den Voraussehungen der Thiere gesagt habe, die sich nicht in der Verbindung der Empfindungen mit dem Vergangenen gründen. Insoweit läßt sich inzwischen eine solche Ahndung natürlich erklären, daß ein Thier sich überhaupt erinnert, wie ihm oft Widriges begegnet sey, und solches auch wohl jetzt geschehen könnte, da es die Beschaffenheit der sich neu darstellenden Gegenstände nicht wisse. Eine solche Ahndung ist aber eigentlich keine innerliche, weil sie durch Veranlassung äusserlicher Ursachen entstehet (§. 19.).

Wenn in einem Thiere eine innere Empfindung entstehen könnte, ohne äusserliche Einwirkung empfindbarer Objekte, welche dem Thiere eine Vorstellung einer künftigen angenehmen oder unangenehmen Zukunft zudringlich machte, ohne daß das Thier den Grund von dieser Vorstellung und Voraussetzung dächte, so würde das Thier auch innerer Ahndungen fähig seyn. Z. E. Ein Thier empfände bey sich eine Beängstigung, die nicht durch äusserliche Einwirkung entstünde, und

faßte

faßte dieserwegen die Idee, du hast eine traurige Zukunft zu erwarten, so, wie die Menschen oft solche Ahndungen haben, so würde ich kein Bedenken finden, dem Viehe innere Ahndung zuzueignen. Allein dieses durch überzeugende Beyspiele ausser Zweifel zu setzen, scheint zu viele Schwierigkeiten zu haben. Soviel liesse sich wohl, ohne vieles Bedenken, zugeben, daß die Thiere, die Schmerzen und Beängstigungen in sich fühlen, diesen ihren Zustand durch äusserliche Zeichen an Tag legen, weil es ihnen eine unangenehme gegenwärtige Empfindung ist; daß sie aber auch daraus schliessen sollten, es stehe ihnen deswegen ein Uebel und Unglück bevor, läßt sich nicht in ein Licht setzen. Ob die Beyspiele, die man als innere Ahndungen bey Thieren ansehen möchte, einen hinreichenden Beweiß geben, werde ich §. 22. genauer untersuchen.

§. 21. Beyspiele von äusserlichen Ahndungen der Thiere.

Äusserliche Ahndungen wären eintreffende Voraussehungen, oder Vorempfindungen des zukünftigen, durch Veranlassung eines äussern Gegenstandes, ob man schon den Zusammenhang davon

davon nicht einsiehet (§. 19.). Nun finden wir mancherley Beyspiele von solchen thierischen Handlungen, die zu erkennen geben, daß sie durch Veranlassung dieser und jener äusserlichen Empfindungen theils vermittelst des Gefühls, theils vermittelst des Gehörs, theils vermittelst des Geruchs und Gesichts, eine unangenehme oder angenehme Zukunft erwarten, und darnach handeln, ob sie schon den Grund und die Ursache selbst nicht genau wissen. Daher ich solche Handlungen nicht ohne Grund zu den äusserlichen Ahndungen der Thiere rechne, oder die beschriebene äussere Veranlassung bey den Thieren ist ihnen ein Anzeigen des Künftigen.

Was besonders die äusserlichen Ahndungen der Thiere betrift, die sich auf das Gefühl gründen, so rechne ich hieher die Voraussehungen der Witterung, welche auf ähnliche Art erfolgen, wie bey manchen Menschen die Voraussehung eines Donnerwetters, wenn es ihnen ängstlich und bange wird, erfolgt. Denn so, wie diese Aengstlichkeit von der äusserlichen Einwirkung der Luft in den menschlichen Körper abhängt, und ein besonderes Gefühl verursachet, worauf das Donnerwetter erfolgt; so kann auch die Luft in dem Körper der Thiere mancherley Gefühle erregen, worauf dieser und jener Er-

folg sich äussert. Wenn daher künftig eine ähnliche Einwirkung der Luft in den thierischen Körper entstehet, so ist es natürlich, daß das Thier auch wiederum einen ähnlichen Erfolg sich denket. (§. 2.) (m). Wenn ich oben (§. 14.) bemerkte, wie die Ameisen ihr troknendes Korn beym schönsten Wetter eintrugen, worauf alsdenn der Himmel sich mit Wolken umzog, und ein Regen erfolgte, so pflegt man dieß eine Ahndung der Ameisen vom Regenwetter zu nennen, und ich habe auch nichts dagegen; nur glaube ich, daß sie sehr natürlich aus der Einwirkung der Luft in die Ameisen begreiflich werde. Die Veränderung, welche die Ameisen an ihren Leibe von dieser Einwirkung fühlten, gab ihnen zu erkennen, es werde Regen erfolgen, wie ehemals bey ähnlichem Gefühl erfolgt sey. Ihr Gefühl war ihnen demnach ein Anzeigen des Regenwetters. Mancher wird wohl gar diese Ahndung für eine innere halten, wenn er glaubt, daß die Ameisen ohne äussere Einwirkung der Luft, auf die Voraussehung des Regenwetters ver-

(m) Ich setze voraus, daß man sich hierbey des ganzen §. 25. meines Buchs von Ahndungen und Visionen erinnere, weil ich das daselbst Ausgeführte hier nicht zu wiederholen gedenke.

verfielen, welches aber ungegründet ist. Thiere können noch viel genauer die Dünste der Luft empfinden, als die Menschen, wie ich am unten angeführten Ort ausgeführet habe, daher es nicht zu verwundern ist, wenn sie Nässe vermuthen.

Auf ähnliche Art sind verschiedene andere Ahndungen der Thiere von der Witterung zu erklären. Mit Vorbeygehung der Beyspiele, die ich in meinem Buche von Ahndungen und Visionen (n) beygebracht habe, will ich einige andere zur Erläuterung beyfügen. Die Mexikaner nennen eine gewisse Schlange, die eine glänzende und prächtige Haut hat, Kayser, auch Wahrsager, und behaupten, wenn Sturmwinde, grosse Krankheiten, Pest und ähnliche Unglücksfälle hereinzubrechen droheten, so zeige diese Schlange durch ein ganz besonderes Zischen, das verschiedene andere Arten von Schlangen zusammenrufe, es allemal an. Wenn die Bauern dieses herbe und übel klingende Zischen hörten, so würde ihnen immer sehr bange, und sie machten sich auf nichts als Unglück gefaßt (o). — Daß solche Thiere durch die Ver-

(n) § 25. S. 379. f. der ersten Auflage.

(o) Es kann Valmont de Bomare verglichen werden.

änderung in der Luft, Sturmwinde vermuthen können, ist nicht unbegreiflich und man führet noch andere dergleichen Beyspiele an. Daß aber das Zischen der Schlange ein Vorbote von Krankheiten u. s. w. seyn sollte, ist Aberglaube.

In den Eisländern von Kamtschatka sollen sich die Einwohner gewisser Hunde zu ihren Gefährten bedienen. Sie erwärmen und vertheidigen ihren Herrn während des Schlafs. Bey Sturmwinden weichen sie nicht leicht vom rechten Wege ab, und wenn man sich auch verirret, so finden sie doch selbigen durch Hülfe des Geruchs, sobald das Wetter wieder stille ist, gar leicht. Sie haben auch von einem Sturm immer vorher schon eine Ahndung, vermuthlich durch die Feinheit ihres Gefühls. Wenn das Ungewitter heranhahet, und sich etwa durch das Schmelzen oder Feuchtwerden des Schnees ankündigt; so hält der Hund mit Laufen ein, kratzt mit seinen Pfoten in den Schnee, und scheint seinem Herrn gleichsam anzudeuten, daß er sich eine Höhle darin machen soll, um sich gegen das Ungewitter zu schützen (p).

(p) Hist. des Voyages.

Schott (q) und aus ihm Pontoppidan (r) führen von dem Seeigel an, daß er, wenn er merkte, es werde ein Sturm kommen, oder die See unruhig werden, einen Stein anfasse, damit er schwerer werde, und sich am Grunde der See feste halten könne. Wenn das Seevolk dieses zuweilen bemerkt, so prophezeyhet es sich ganz gewiß einen Sturm. Schon zur Zeit des Plinius (s) ist dieß als bekannt angenommen worden.

Vom Hamster wird erzählt, so bald er sein Loch zugestopft habe, sey es ein Anzeigen, daß die Kälte eintreten werde.

Sollte die Erzählung des Aelian von den Ratzen gegründet seyn, daß sie, wenn ein Haus durch die Länge der Zeit untergraben worden, und einzustürzen drohe, die ersten wären, die solches gewahr würden, so müßte man diese Ahndung der Ratzen ebenfalls für eine äusserliche halten, indem sie aus den Veränderungen im Hause auf die Vermuthung fielen, es dürfte ihnen Schaden zugefügt werden. Denn sie sollen in solchem Fall ihre Löcher und alten Wohnun-

(q) In Phys. curios. L. X. c. XV.
(r) a. a. O. 2. Th. S. 322.
(s) Hist. nat. L. IX. c. 31.

gen verlassen, ins weite Feld laufen, und sich mit der größten Eilfertigkeit einen andern Aufenthalt suchen. Pontoppidan (t) gedenket ähnlicher Erzählungen, unter welchen aber gewiß einige der Wahrheit nicht gemäß sind. Er sagt: „Es gehet hier, wie anderwärts, die allgemeine Sage, daß kurz zuvor, ehe ein Schiff verunglückt, oder ein Hauß abbrennt, beyde sowohl Mäuse als Ratten solches verlassen sollen. Und hier in Bergen wird erzählt, daß man, als die grosse Feuersbrunst im Anfange dieses Jahrhunderts den besten Theil dieser Stadt verzehrte, kurz zuvor gesehen, wie die Ratten Haufenweis sich aus den Häusern theils ins Wasser begeben, theils auch übers Gebirge bey Sandvig in das nächstgelegene Kirchspiel Hammer den Bauern zur grossen Plage marschiret sind.„ — Diese Erzählung übersteigt offenbar die Thiereskräfte. Wie wollen die Mäuse im voraus wissen, daß Häuser abbrennen werden? Daher auch der Zusatz des Pontoppidans keiner Beantwortung bedarf, wenn er fortfährt: „Gesetzt nun, dieses wäre wahr, so wünschte ich von solchen Philosophen, die nichts, als was sich aus der Verknüpfung der Dinge beweisen läßt, für wahr annehmen wollen, zureichende Gründe in die-

ser

(t) In der Naturhist. v. Norweg. 2 Th. S. 57.

ser Sache zu hören, die aber in solchen zufälligen Dingen, oder eigentlichen Zufällen nicht können vorausgesetzt werden." (u).

(u) In einem Schreiben aus Meßina wurde am Ende des Februars dieses Jahrs gemeldet, daß zwey Katzen eines dasigen Handelsmanns, der sie in seinem Hause aufgezogen hatte, ein Anzeigen von dem daselbst in diesem Jahre sich ereigneten schrecklichen Erdbeben gegeben hätten. Aengstlich suchten diese Thiere vor der ersten Erschütterung sich durch den Fußboden des Zimmers durchzugraben. Da sie sich so vergeblich bemühten, öfnete ihnen der Hausherr die Thüre. Bey der zweyten und dritten Thüre, die sie ebenfals geschlossen fanden, wiederholten sie auch ihre vorige Arbeit, und da ihnen hierauf alle Freyheit verschaft wurde; so rannten sie gerade auf die Strasse und aus der Stadt zum Thore hinaus. Der Handelsmann, welcher nun aufmerksam worden war, folgte ihnen ebenfalls nach. Auf dem Felde sah er sie abermals wühlen und kratzen. Bald darauf empfand er das starke Beben, und sahe viele Häuser in der Stadt, nebst dem seinigen einstürzen, aber eben hiedurch rettete er sich selbst. Sollte diese Erzählung das Gepräge der Wahrheit an sich tragen, so müßte die Verfahrungsart der Katzen aus ihrem genauen Gehör (§.85.) oder Gefühl erkläret werden. Denn da es gar wohl möglich ist, daß unter der Erde manche Bewegungen, und

Von gewissen Seevögeln, (Möwen) gedenket auch Pontoppidan (x), wenn sie die Einbuch-

und manches Getöse erfolgen, ehe noch das Erdbeben ausbricht, und die Menschen solches bemerken; so konnten auch wohl die Katzen durch ihr zartes Gehör, verbunden mit ihrem Gefühl, einige Bewegungen unter der Erde empfinden. Diese Empfindung leitete sie vielleicht auf die Idee einer Gefahr, daher sie in den Fußboden zu graben, sich bemüheten, um theils den Gegenstand, von welchem die Bewegung herkam, kennen zu lernen, theils um sich gegen selbigen vertheidigen zu können. Da ihnen jedoch die Thüren geöfnet wurden, so suchten sie den sichersten Weg, und flohen auf die Strasse. Weil sie aber auch hier ähnliche Bewegungen empfanden, nahmen sie ihren Weg auf das Feld. Hier fühlten sie ohne Zweifel noch immer die ihnen drohende und ungewöhnliche Bewegung, weswegen sie auch hier zu graben sich bemüheten, um ihrem Feinde gehörig begegnen zu können. — So würde ich das Anzeigen oder die äusserliche Ahndung der angeführten Katzen erklären, wenn ich von der historischen Wahrheit der Begebenheit völlig überzeugt würde. Soviel siehet man inzwischen aus dem, was ich angeführet habe, ein, daß ein solches Anzeigen der Katzen sowohl als der Ratzen und Mäuse nicht die Naturkräfte dieser Thiere übersteige.

(x) a. a. O. 2 Th. S. 167.

buchten suchten, so wisse der Bauer, daß es Zeit sey, das Netz nach dem Seyfisch, Dorsch und andern Fischen, die der Vogel dahin verfolgt, wohin sie ziehen, zurechte zu machen.

Das Gehör ist auch eine Veranlassung zu äusserlichen Ahndungen der Thiere. Aelian führt hievon das Beyspiel des Fuchses an, der den Einwohnern Thraziens die Zeit zu erkennen gebe, wenn sie sich auf das Eis der Flüsse wagen können. Denn sobald sie Spuren von diesem Thiere in dem Schnee eingedrückt finden, stehen sie nicht weiter bey sich an, mit dem Hinübergehen einen Versuch zu machen. Wie machte es aber der Fuchs, die Festigkeit des Eises zu untersuchen? — Er legt sein Ohr darauf, und hört er kein Geräusch oder Bewegung unter demselben, so schließt er, daß es dick und stark ist, und geht herzhaft hinüber. Montaigne gedenkt auch dieses Zuges nach dem Plutarch, und setzt hinzu: „Hätten wir nicht Recht, zu urtheilen, daß ihm eben solche Gedanken einfallen, als uns? daß er urtheile und aus der Natur die Folgerungen ziehe: was Geräusch macht, bewegt sich; was sich bewegt, ist nicht gefroren; was nicht

gefroren ist, ist flüßig; und was flüßig ist, sinkt unter der Last ein. Denn dieses blos der Lebhaftigkeit seines Gehörs zueignen und ihm alle Ueberlegung und Folgerung absprechen, ist ein leeres Hirngespinnst.„ — Allein, wenn ich auch die Verfahrungsart des Fuchses als wahr annehme, so zweifle ich doch sehr, daß die daher gezogenen Folgen gegründet sind. Der Fuchs bedarf keiner solchen Schlüsse, wie Montaigne angiebt, vielmehr läßt sich seine Art zu handeln lediglich aus den Sinnen und aus seiner Gedächtnißkraft erklären. Der Fuchs erinnert sich, daß ehemals Wasser an dem Orte war, daß es rauschte, und er nicht darüber gehen konnte. Jezt kommt er an denselben Ort, und sieht Schnee auf dem Platze, der ihm sonst wegen des Wassers gefährlich war; dies bewegt ihn, die Sache zu prüfen, er horcht, um das Rauschen wahrzunehmen, und da er nichts hört, so vermuthet er eine Veränderung; Er probirt auch wohl mit dem Fusse, ob er feste ruhe, und da er dies findet, trägt er kein Bedenken, darüber zu gehen. Er weis aber nichts von Erfrieren des Wassers, er macht keine solche Schlußfolgerungen, wie Montaigne angiebt, vielmehr thut er nur das, was er sonst zu thun gewohnt ist, d. i. er schleicht mit Behutsamkeit u. s. w.

Sonst

Sonst rechne ich zu den Ahndungen durch Hülfe des Gehörs, auch die Fälle, wo ein Thier durch einen äusern Schall in Schrecken versezt wird, z. E. durch einen Schuß oder sonst ungewöhnlichen Schall. Daher die Pferde die Ohren spitzen ꝛc. Diese äuserliche ungewöhnliche Empfindung erregt also in dem Thiere die Idee von einer zukünftigen Gefahr, ohne jedoch den Grund hiervon einzusehen. Es ist also Ahndung.

In Ansehung des Geruchs und Gesichts gehören zu den äusserlichen Ahndungen der Thiere, diejenigen, wodurch sie erkennen, was ihnen in Absicht auf die Gesundheit nützlich oder schädlich sey. Sie haben unstreitig viele Kenntnisse von Kräutern und andern Mitteln, die ihnen zur Gesundheit und Arzeneyen dienen, wenn sie gleich den Grund nicht einsehen, warum dieses und jenes, unter den und jenen Umständen ihnen zuträglich ist. Ihre Sinne und Naturtriebe leiten sie nur, sich dieses oder jenes Mittels zu bedienen, daher sie durch Ahndungen gereizet werden. (§. 19.) Schon Plinius hat Beyspiele hiervon angegeben. Man führet sowohl von Seethieren, als auch von Landthieren Handlungen

lungen an, die dergleichen Ahndungen bestärken. Ich will selbige beyfügen, wenn gleich manche darunter noch nicht zur völligen Gewißheit dargethan sind, inzwischen sollten die Aerzte hierinn die beste Auskunft geben, ob nemlich dieses und jenes Kraut, dessen sich ein Thier bey Krankheiten bedienet, auch wirklich die Kraft besitze, die Krankheit zu heben, zu dessen Heilung das Thier selbiges zu gebrauchen scheint.

Das Wasserpferd oder Flußpferd, Nilpferd, Seepferd, Wasserochs (Hippopotamus) welches nach einiger Meinung der Behemoth seyn soll, pflegt seine Nahrungsmittel im Ueberflusse zu sich zu nehmen, und fühlt davon viele Unbequemlichkeiten. Es soll alsdenn sich dem Ufer eines Flusses nähern, wo es unter den harten Binsen die spitzigste aussuche, sich darauf lehne, und eine gewisse Ader an dem Schenkel eröfne. Wenn es sich durch dieses Mittel hinlänglichen Aderlaß verschafft hätte, verstopfe es die gemachte Oefnung mit Thon. Und auf solche Art heile es seine Betäubung und Erstarrung, womit es sonst häufig geplagt seyn würde. Man weis auch von den ordentlichen Pferden, daß sie sich selbst eine Ader aufbeißen, und folglich

eine Ahndung besitzen, der Aderlaß möchte ihnen dienlich seyn. Ein gewisser Schriftsteller (y) führet an, daß die Mexikaner die Kunst des Aderlassens von der mexikanischen Kuh (Beori, welche die Spanier Dante nennen) gelernet haben. Dieses Thier hat keine Hörner, und ist so groß als eine kleine Kuh. Acosta will sie lieber mit einem Maulesel vergleichen. Wenn dieses Thier zu viel Blut hat, öfnet es sich eine Ader an den Beinen, indem es sich an einen Stein reibt, und soviel Blut herausfließen läßt, als nöthig ist.

Von der Schildkröte wird behauptet, daß sie wilden Wohlgemuth (z) fresse, um neue Kräfte gegen die Schlangen zu sammeln, welches aber die Neuern leugnen, indem sie dieser Pflan=

(y) In Hist. des Voyages.

(z) Oder Borretsch, Borragen, Borago *Linn.* Es giebt verschiedene Arten davon. Der gemeine Apothekerborretsch, oder Herzblümlein, der eben Wohlgemuth heißt, (Borago officinalis *Linn.*) soll nach Boerhaave wegen seines Saftes bey Entzündungsfiebern und der Gicht nützlich seyn. Die herzstärkende Kraft aber, welche man diesem Kraute vor Alters zugeeignet hat, wird deswegen geleugnet, weil sie vielmehr etwas salpeterartiges besitzet, und kühlend ist.

Pflanze die herzstärkende Kraft absprechen. Sonst betrachtet man auch den Wohlgemuth als ein Heilungsmittel für den Storch.

Eine Kröte, wenn sie von einer Spinne gestochen wird, soll Wegebreit suchen, das die Wirkung habe, die schädlichen Folgen des Spinnenstichs zu verhindern, weil sie sonst von einander berste (a).

Die Schlange soll, um die alte Haut abzuwerfen, die während ihrer Unthätigkeit in dem Winter trocken worden, sich des Safts des Fen-

(a) Neuerer Zeit ist der innerliche Gebrauch bey Menschen eben nicht gewöhnlich. Aeusserlich aber bedienet man sich der frischen Blätter, oder des ausgepreßten Saftes, um die Geschwüre zu reinigen, die Wunden zu heilen und Entzündung zu zertheilen; vornehmlich, wenn dergleichen von dem Stiche der Insekten entstanden. Der Kräherfußartige Wegebreit, mit ausgezahnten Blättern und rundlichem Stängel, oder Kräherfuß, Coronopus sylvestris et hortensis, Plantago coronopifolia *Linn.* welche an den Seeküsten in Europa wächst, soll den Grieß abführen, auch nach Dampiers Berichte, gegen die Folgen des Bisses von tollen Thieren nützlich seyn. Diese jährige Pflanze erzieht man in den Gärten, und gebraucht sie zum Salat.

Fenchels bedienen (b), wodurch sie im Frühjahr wieder erfrischt werde, und einen neuen Glanz annehme. So hat auch die Schlange, wenn sie ihr Schlupfloch beym Ausgange des Winters verläßt, schwache und dunkle Augen, deswegen salbt und stärkt sie selbige mit dem Safte des Krauts, daß man im Griechischen Marathon nennet. Wenn ihre Schuppen rauh geworden sind, sprengt sie selbige ab, indem sie sich gegen die Stacheln des Wacholderstrauchs reibt.

Die Wiesel, die auf ihrer Ratzenjagd oft mit der Schlange Händel bekommt, frißt in dem schärfsten Kampf alle Raute, die sie nur antrift (c).

Das

(b) *Plin.* L. VIII. c. 27. L. XXI. c. 23. und D. *Schenk* in Marathrolog. c. 2. p. 7.

(c) Die Raute enthält reizende, erhitzende, zertheilende, schweißtreibende, magenstärkende Kräfte. Die Landleute halten solche für ein allgemeines Verwahrungsmittel und Gegengift, und bedienen sich daher der frischen Blätter nüchtern auf dem Butterbrode. Die Aerzte kennen die Wirkungen der Raute noch nicht genugsam.

Das kranke wilde Schwein soll sich mit Moos (d) oder mit Krabben, hauptsächlich solchen, welche die Wellen an das Ufer geworfen haben, heilen.

Es ist bekannt, daß Wolfswurz (e) den Thieren sehr schädlich. Die barbarischen Völker

(d) In der Arzneykunst ist der Gebrauch der Moose von geringem Werth, und vielleicht könnte man solche ganz entbehren. Daher ich auch für die Wahrheit der Kur bey den wilden Schweinen durchs Moos nicht haften will, sondern diese Sache den Aerzten zur genauern Prüfung überlasse.

(e) Heißt auch das grosse blaue Eisenhütlein, Narrenkappe, Münchskappe, Capuze, Fuchswurz, Teufelswurz, Ziegentodt, Hundstodt, Giftwurzel, Würgling, Napellenkraut, Napellus verus, oder cœruleus, Luparia, Aconitum Napellus *Linn*. Diese Pflanze ist jederzeit für giftig gehalten worden, und sowohl den Menschen als Thieren höchstschädlich. Daß Herr Störk, Herr Andrä (in einer Streitschrift zu Halle, unter dem Vorsitz D. Böhmers) und Hr. Reinbold (in einer Streitschrift zu Straßburg) Arzneyen daraus gemacht haben, kann dennoch eine Wahrheit seyn, weil ein Arzt auch Gifte zu einer Arzney brauchen kann, ob sie schon an und für sich immer Gifte bleiben.

ker werfen, wenn sie auf die Pantherjagd gehen wollen, diesen Thieren ein Stück Fleisch, woran Wolfswurz gerieben worden, zur Lockspeise vor. Sobald sie selbige gekostet haben, zieht sich ihre Kehle zusammen. Allein das Pantherthier hat ein Mittel in dem Menschenmist gegen diese Verlegenheit erfunden, und es soll auf denselben so begierig seyn, daß es, wenn die Hirten sich das Vergnügen machen, davon etwas in ein Gefäß zu thun, und selbiges höher an einen Baum hängen, als das Pantherthier reichen kann, nach diesem Gefäß in die Höhe springt, und diese Sprünge so lange wiederholt, bis es für Mattigkeit seinen Geist aufgiebt.

Von dem Elephanten wird erzählt, wenn er durch die Farbe der Blätter getäuscht, die seine Nahrung sind, irgend ein Chamäleon, das die Farbe anzunehmen wisse, aus Irrthum verschluckt habe, so wisse er sich, wenn gleich das Chamäleon das eigentliche Gift für Elephanten sey, doch zu helfen, indem er geschwinde nach dem ersten wilden Oelbaum laufe (f).

Wenn

(f) Chamäleon oder Lacerta Chamæleon *L.* ist ein kleines vierfüßiges Thier, das seine Farbe

Wenn die Bären von der Frucht der Alraunwurzel gefressen haben, sollen sie sich damit

be zu verändern pflegt, und einige Aehnlichkeit mit Eidechsen hat. Doch sind die Nachrichten von der Veränderung der Farbe dieses Thieres in den gewöhnlichen Reisebeschreibungen mit vielen Unwahrheiten vermischt. Man sagt gemeiniglich, daß der Chamäleon die Farbe derjenigen Gegenstände annehme, die ihm nahe wären. Allein Herr Hasselquist, welcher ein solches Thier eine Zeitlang lebendig bey sich gehabt hat, versichert in seiner Reise nach Palästina S. 350 der deutschen Uebersetzung, daß er ihm allerley gefärbte Sachen z. E. Blumen, Kleider, Gemälde und andere dergleichen Dinge vorgehalten, aber niemals eine Veränderung der Farbe habe hervorbringen können. Er bemerkte nur alsdenn, daß der Chamäleon eine andere Farbe annahm, wenn er ihn zörnig machte, oder ihn den Sonnenstralen aussezte. Seine gewöhnlichste Farbe war schwarzgrau, diese legte er bisweilen ab, und nahm eine gelbliche Farbe an, welche bald ins grünliche, bald ins weißliche verändert wurde. Niemals hat er gesehen, daß er eine rothe, blaue oder eine andere Farbe angenommen hätte. Mit diesen Bemerkungen stimmen auch die Beobachtungen des Hrn. Tesdorpfs überein, welche Hr. Klein in der natürlichen Ordnung und vermehr-

mit heilen, daß sie einige Ameisenhaufen ausle=cken, oder auch Bienenstöcke. Werden ihnen die Augen dunkel, lassen sie sich die Bienen ste=chen, um sich ohne Aderlaß des bösen Geblüts zu entledigen. Wenn er aus seinem Winterla=ger geht, soll er Aronwurzel fressen um die verschrumpften Gedärme wieder in Gang und Ordnung zu bringen, wie Plutarch er=zählt (g).

mehrten Historie der vierfüßigen Thiere §. 58. anführet.

(g) Die getrocknete Aronwurzel soll ein wirk=sames, zertheilendes, eröfnendes, seifenarti=ges Mittel seyn, daher es in den schleimich=ten Unreinigkeiten des Magens, zu Beförde=rung der Verdauung, in dem Keichhusten, bey Wechselfiebern, Verstopfungen der Einge=weide und verderbten Mischung der Säfte nützlich zu gebrauchen. Weil nun die Bäre nach dem langen Winterschlafe zuerst die Aronwurzel aufsuchen, um nach dem Plutarch der Verstopfung des Leibes abzuhelfen, so wol=len einige der frischen Wurzel eine laxirende Eigenschaft beylegen, und Tournefort meldet, wie ein französischer Arzt aus dem Marke der=selben eine Laxierlatwerge verfertiget welche in cachektischen Krankheiten die beste Wirkung gehabt hätte. In dem bekannten Magenpul=

Der Hirsch soll allen Giften widerstehen, womit sein Futter angesteckt seyn könnte, wenn er von dem Kraut Cinare frißt. Sonst sagt man von dem Hirsch, daß er eine Ahndung habe, das Kraut Dictam werde ihm dienlich seyn, wenn er mit einem Pfeil verwundet worden. Auch soll er sich mit diesem Kraute heilen, wenn er von einer Spinne oder einem andern giftigen Insekt gestochen worden. Noch hält man dafür, daß der Dictam auch ein vortrefliches Mittel wider die Schlangenbisse sey, welche Entdeckung man der Eidechse verdanken will, denn dieses Thier lebt mit den Schlangen in einem beständigen Krieg, und nimmt nach erhaltener Wunde zu besagtem Kraute seine Zuflucht, um neue Kräfte zu sammeln (h).

Dem

ver des Birkmanns welches bey Unreinigkeiten und Schwäche des Magens nützliche Dienste leistet, machet die Aronwurzel den besten und grösten Theil aus. Geßner verordnet den ausgepreßten Saft zu einer halben bis ganzen Unze allein, oder mit andern Kräutersäften vermischt zu nehmen. Die getrocknete Wurzel giebt man zu einem Skrupel bis zu einem Quentchen.

(h) Das Kraut Dictamnus heißt auch Diptam. Man hat zwey Arten davon 1) der weisse Diptam, oder gemeiner Diptam, Ascherwurz, Escher-

Dem egyptischen Storch, oder Ibis legt man die Ahndung bey, daß er bey Verstopfung,

Escherwurz, Eberwurzel, Schlechtwurzel, Spechtwurzel, Dictamnus albus offic. oder Fraxinella. Die Pflanze, besonders die mit den balsamischen Drüsen besetzten Theile besitzen allerdings Eigenschaften, die in der Arzeney gebraucht werden können. Man pflegt aber in den Apotheken nur die Wurzel, und auch davon nur die dicke Rinde aufzubehalten. Denn die Blätter, welche unter diesem Namen vorkommen, werden von dem Cretischen Diptam genommen. Man hat dieses Kraut, oder vielmehr die dicke, weisse, von Zäserchen gereinigte und zusammengerollte Schale der Wurzel, als ein Gegengift gerühmt, und zur Beförderung des Schweisses, Urins, und der monatlichen Reinigung angerathen, auch wohl wider die fallende Sucht, vornehmlich, wenn sie von Würmern entstanden, empfohlen. In den neuern Zeiten ist ihr Gebrauch ganz vernachläßiget worden. Herr Störk hat aber den Gebrauch wiederum erneuert. 2) Cretischer Diptam, Dictamnus creticus. Herr von Linné hat selbigen für eine Art Dosten ausgegeben, und Origanum dictamnus genennt. Er wächst auf den Berge Ida in der Insel Creta. Die frische Pflanze hat einen gewürzhaften Geruch, und Geschmack, und auch nach dem Trocknen behält sie etwas

sich mit seinem krummen Schnabel zu klistiren für dienlich erachte. Ueberhaupt werden viele Anzeigen von Arzneymitteln den Störchen zugeeignet. Zu beklagen ist nur, daß viele Erzählungen so ungewiß sind.

Die Schwalbe soll die kranken Augen ihrer Jungen mit Schwalbenkraut heilen, und folglich eine Ahndung haben, daß dieses Kraut den Augen zuträglich sey (i).

Die

von diesen Eigenschaften. Von den alten Aerzten wurde diese Pflanze hochgeschätzt, und zu vielen Gegengiften genommen, wie denn bekannt ist, daß in Creta die Gemsen, wenn sie mit Pfeilen geschossen worden, dieses Kraut fressen, wovon die Pfeile wieder ausfallen, und die Wunden heilen sollen. Heut zu Tage wird sie selten gebraucht, und glauben viele, der Thymian könne füglich dafür gewählt werden. Mehreres mag man lesen in dem neuen Schauplatz der Natur, 2. B. Artik. Diptam S. 338 - 341.

(i) Das Schwolbenkraut heißt auch Schöllkraut. Man hat das grosse und das kleine zu unterscheiden. Jenes führt auch den Namen grosses Schwalbenkraut, Mayenkraut, Goldwurz, Schönkraut, Augenkraut, Gilbwurzel, Spinnkraut, Chelidonium maius. Der rothgelbe Saft, der am häufigsten aus der Wurzel dringt,

Die Holztauben, die Heher, die Amsel, die Rebhühner reinigen sich jährlich mit Lorbeer-

dringt, und einen scharfen Geschmack hat, macht dieses Kraut den Aerzten schätzbar. Die ältern Aerzte bedienten sich des abgekochten Getranks von dem getrockneten Kraute als eine Blutreinigung bey der Gicht, Wasser-Bleich- und Gelbsucht, auch bey mehrern Krankheiten, welche Verstopfungen zum Grunde hatten, und durch den Schweiß oder den ververmehrten Abgang des Urins gehoben werden sollten. Mit dem innerlichen Gebrauche der frischen Pflanze oder des ausgepreßten Saftes hat man sich wegen der Schärfe des Saftes nicht abgeben wollen, und eben deswegen gieng man auch behutsam bey dem äusserlichen Gebrauche zu Werke. Der Saft wurde mit Wasser oder Milch verdünnt, und in das Auge getröpfelt, wenn solches mit einem Felle überzogen war. Das kleine Schöllkraut, das auch Scharbockskraut, Schmergel, Feigwarzenkraut, Biberhödlein, Rammenhödlein, Pfaffenhödlein, Blatterkraut, Goldsternblümlein, Schmalzsternblume, Gesselblume, wild Löffelkraut, Mäusebrod, Eppig, Pfennigkraut, ferner Chelidonium minus genennt wird, und beym Dillenius und Hrn. v. Haller Ficaria, vom Hrn. von Linné aber Ranunculus Ficaria betittelt worden, hat ebenfalls eine Heilskraft. Denn der Saft rei-

blättern, (k) so, wie die Turtel- und andere Tauben, die Hühner sich mit den Helxine (Glaskraut, l) die Enten, Gänse und andere Wasservögel mit dem Sideritis, (Gliedkraut m) die

tzet die festen Theile und verbessert die flüßigen, indem er solche auflöset und reiniget. Bey Verstopfungen des Gekröses, der Leber und Milz, wie auch wider den Gries in den Nieren hat dieser Saft einen Nutzen.

(k) Man hat verschiedene Sorten. Von dem gemeinen Lorberbaum, mit vierblätterichter Blüthe, Laurier, (ist Laurus nobilis Linn.) bedient man sich sowohl der Blätter als Beeren. Die Blätter haben einen starken gewürzhaften Geruch, scharfen etwas bittern, gelinde zusammenziehenden Geschmack. Man kann sie zu Pulver reiben, auch als einen Thee trinken, auch den davon bereiteten Trank zu den Klistiren gebrauchen. Sie sollen vornehmlich dem weiblichen Geschlechte zuträglich und wider die Mutterbeschwerungen nützlich seyn.

(l) Parietaria. Verschiedene legen diesem Kraute eine erweichende und Urintreibende Eigenschaft bey.

(m) Man hat verschiedene Arten. Ob aber dieß Kraut wirklich eine solche reinigende Kraft habe, ist streitig.

die Kraniche und andere Vögel dieser Art mit Binsen reinigen. Wenn der Rabe ein Chamäleon tödet, so ist dieser Sieg ihm auch tödlich, wenn er nicht in der Lorbeere Gegengift zu sich nimmt.

§. 22. Angebliche Beyspiele von innerlichen Ahndungen der Thiere.

Innerliche Ahndungen nennte ich solche Vorsehungen, die derjenige der sie besitzt, nicht aus äusserlichen Gegenständen hernimmt. (§ 19.) Daß solche bey Thieren wirklich anzutreffen, dürfte schwer oder gar nicht bewiesen werden können (§. 20.). Verschiedene Exempel die man von innern Ahndungen der Thiere angiebt, sind nicht sowohl innere als vielmehr äusserliche Ahndungen oder Anzeigen. Wenn z. E. die Ameisen ihr trofnendes Korn bey schönstem Wetter eintrugen (§. 14.) so werden viele glauben, selbige hätten eine innere Ahndung gehabt, es dürften ihre Körner Schaden leiden. Denn aus den äusserlichen Gegenständen und Umständen konnten sie doch wohl keinen Regen vermuthen, da alles hell und heiter war. Da aber bekannt ist, daß das Vieh überhaupt in den äusserlichen Sinnen viele Vorzüge vor den Menschen habe

 (§. 3.

(§. 3. 5. 6. 7.) so können auch die Ameisen ein so zartes Gefühl besitzen, vermöge dessen sie die in der Luft befindlichen zarten Dünste empfinden können, welche Menschen wahrzunehmen nicht fähig sind. Ja, was noch mehr, diese Thiere können auf ähnliche Art, wie verschiedene Menschen, bey grosser Hitze der Luft, eine Beängstigung fühlen, und sich erinnern (§. 8. 9. 10.) daß ehemal auf eine solche Bänglichkeit und Beklemmung Regen oder Donnerwetter erfolgt sey, daher associirt die Imagination auch bey den Thieren mit dem Gefühl der Beklemmung die Idee vom Regen, und dieß bewegt sie ihre Früchte einzutragen. Ich habe in meinem Buche von Ahndungen und Visionen (§. 25. II.) gezeigt, daß zu der Zeit, wenn Donnerwetter entstehet, viele wässerichte und brennliche schweflichte Dünste in der Luft sind. Die wässerichten nehmen wegen ihrer Leichtigkeit die höhern, die schweflichten Theilchen aber, wegen ihrer Schwere die untern Gegenden ein. Daher wir die letztern durch unsern Athen einziehen, wodurch eine stärkere Wärme, Ausdehnung und grössere Spannung unserer Fasern, wie auch eine stärkere Ausdünstung, Schweiß, Abmattung und Beklemmung entstehet, aus der man auf das bevorstehende Donnerwetter schliesset,

weil ehemals eine ähnliche Folge wahrgenommen worden. Ein ähnliches Verhältniß hat es mit den Thieren. Ja, diese können wohl noch sicherere Anzeigen der Witterung haben, weil sie mehr als der Mensch den Sinnen und sinnlichen Eindrücken folgen, und nicht, wie der Mensch, durch mancherley Zerstreuungen die Eindrücke in den Körper verdunkeln. Eben so lassen sich die Voraussehungen der Thiere in Ansehung des stürmenden Wetters, der Kälte u. s. w. (§. 21.) aus ihren Sinnen erklären.

Doch ich wende mich zu der Beurtheilung dererjenigen Beyspiele, die man zum Beweis innerer Ahndungen aufstellen möchte. Zu solchen rechne ich das Beyspiel des Plutarchs von den Krokodillen. Diese Thiere legen wie die Schildkröten ihre Eyer in den Sand, und wissen den Ort genau wieder zu finden, wo sie selbige hingelegt haben. Das merkwürdigste aber ist, daß die Krokodille ihre Eyer just so hoch legen, als erforderlich ist, wenn der ausgetretene Nil, der das Land überschwemmt, solche Eyer nicht wegschwemmen soll. Es scheint demnach, daß sie schon zum voraus wüßten, wie hoch der Nil austreten werde, und daß sie schon

zum

zum voraus ausgemessen hätten; was unter Wasser gesetzet werden möchte. Daher auch der Bauer, der ein Krokodillennest findet, daraus untrüglich wissen soll, wie hoch der Fluß im nächsten Sommer steigen, und aus seinem Bette treten werde. Ist nun hieraus nicht offenbar, daß der Krokodill eine innere Voreempfindung haben müsse, wie hoch der Nil austreten werde? dennoch kann er dies nicht aus der äusserlichen Empfindung wissen, folglich besitzet er eine innerliche Ahndung, wie hoch der Nil austreten werde. — Allein einmal ist Plutarch nicht der glaubwürdigste Schriftsteller bey Gegenständen, welche die Naturgeschichte betreffen. Zweytens, ist die Frage, ob nicht zuweilen Krokodilleneyer weggeschwemmt worden, und der Nil höher ausgetreten sey, als die Eyer gelegen. Denn daß man bey vielen Nestern gefunden, wie der Nil niedriger gelaufen, als die Eyer gelegen haben, berechtiget uns nicht auf alle Krokodilleneyer zu schliessen. Ich glaube daher, man könne aus diesem Beyspiele keinen sichern Schluß auf eine innere Ahndung der Krokodille machen.

Sonst führt schon Aelian das Beyspiel von den Mäusen an, die vor dem Einsturze eines

Hauses sich aus dem Hause wegbegaben, woraus manche eine innere Ahndung derselben herleiten. Allein einmal scheint die historische Wahrheit dieser Erzählung auch noch nicht zu einer beruhigenden Gewißheit gebracht zu seyn. Zweytens, wenn auch die Geschichte als wahr angenommen würde, so könnten doch wol die Mäuse vermittelst ihrer äusserlichen Empfindungen auf die Gedanken geleitet werden, es dürfte das Haus einfallen, wie ich oben bemerkt habe. (§ 21.) Wenn freylich Pontoppidans Erzählung gegründet wäre, daß die Mäuse den Brand eines Hauses vorher wüßten, (§. 21.) so würde ich selbst den Mäusen innere Ahndungen beyzulegen, kein Bedenken tragen. Ich leugne aber die Wahrheit hiervon, bis daß man bessere Beweisgründe aufstellet.

Eben so wenig überzeugt mich das Beyspiel der Ameisen, welche vorher wissen sollen, ob eine Hungersnoth einbrechen werde, indem sie alsdenn ihren Fleiß und Geschäftigkeit, Vorrath zu verschaffen, verdoppeln sollen. Es fehlt hiervon der Beweis.

Auch beruft man sich auf das Exempel vom Kukuk, wenn man sagt (n) es sey nicht Gleich-

(n) Siehe Valmont de Bomare.

gültigkeit, daß er sein Ey in die Nester irgend eines andern kleinen Vogels, als des Hänflings, der Meise, des Finken, der Lerche, u. s. w. lege, sondern Nothwendigkeit. Die Bauart seines Magens würde sein Sitzen auf dem Ey für seine Brut gefährlich machen. Bey allen andern Vögeln ist der Magen fest mit dem Rücken verbunden, und gänzlich mit dem Eingeweide bedeckt, das, indem es unmittelbar auf den Eyern liegt, fähig ist, dem Druck, den es auszustehen hat, ohne Gefahr nachzugeben; an statt daß der Magen des Kukuks sich in dem untern Theil des Bauchs befindet, und ganz und gar das Eingeweide bedeckt, welches denn diesen Theil seines Körpers schwer, hart und unausdehnbar macht. Vermöge dieser Kenntniß seiner Unfähigkeit zum Ausbrüten, bemächtiget sich der Kukuk eines fremden Nestes, und nimmt bisweilen, wenn er Eyer darinn findet, solche heraus, um sein Eigenthum an ihre Stelle zu legen, nachher verläßt er es. Dann brütet der Vogel, dem das Nest zugehört, das Ey des Kukuks aus, sorgt für das Junge, wenn es ausgekommen ist, und ernährt es, bis es stark genug worden, sich in die Luft zu schwingen (o). — Aus dieser Begeben-

(o) Der Kukuk legt nur in jedes Nest der kleinern Vögel ein einziges ziemlich kleines Ey, wel-

gebenheit will man die Schlußfolge herleiten, daß der Kukuk eine innere Vorempfindung und inne-

re

welches die fremde Mutter ausbrütet, füttert und aufzieht. Viele Alte und Neuere haben vorgegeben, der junge Kukuk fresse, wenn er etwas herangewachsen sey, seine Pflegemutter, oder den kleinen Vogel, der ihn ausgebrütet habe. Daher wird er als ein Bild undankbarer Kinder gegen ihre Eltern angeführt. Aber dieß ist unbewiesen, und vielmehr eine Erdichtung. Denn eigentlich raubt der Kukuk keine Vögel. Herr Kleins Beobachtung giebt in dieser Sache gehöriges Licht. Er fand in seiner Jugend ein Kukuksey in einem Grasemückenneste. Als der junge Kukuk ausgebrütet und etwas befiedert war, sezte er ihn, sammt dem Neste in einen hölzernen Vogelbauer, und ließ solchen an demselbigen Orte im Garten stehen. An einem Morgen bald darnach fand er die Grasemücke zwischen den Sprossen stecken, und der Kukuk hatte ihren Kopf und Hals im Rachen, und schluckte beständig daran, konte aber den Vogel nicht durch die Sprossen ins Gebauer ziehen, weil der Körper nicht durchgieng. Er giebt hiervon folgenden Grund an: Wenn der Kukuk von den kleinen Vögeln gefüttert wird, die ihm den Schnabel und Kopf in sein weites Maul stecken; so geschiehet es bisweilen, daß er aus Freß-

be-

re Ahndung besitze, er werde sein Ey nicht selbst ausbrüten können. Allein, kann denn nicht der Kukuk aus seiner äusserlichen Empfindung wissen, daß er wegen seiner Leibesbeschaffenheit nicht fähig sey, ein Ey auszubrüten? Vielleicht hat er einmal bey Legung seines Eyes seine Unbequemlichkeit empfunden u. s. w. Auf solche Art gehöret seine Ahndung eher zu den Aeusserlichen als Innerlichen.

Aus den bisher ausgeführten Sätzen glaube ich berechtiget zu seyn, den Thieren die innern Ahndungen ableugnen zu dürfen.

§. 23.

begierde den kleinen Kopf der Pflegemutter mit ergreift, und ihn wie das andere Futter, hinterschlingen will. Wenn die kleinen Vögel frey, und nicht eingeklemmt sind, wie hier die Grasemücke, und den Kopf nicht etwan zu tief in des jungen Kukuks Rachen gebracht haben, so wird ein solches Verschlingen schwerlich statt haben. Denn sie helfen sich sicherlich heraus, und der Kukuk der in seinem Halse und Schnabel nichts Bewaffnetes hat, muß nachgeben. Indessen mögen wohl Fälle vorkommen, da auf diese Weise ein kleiner Vogel vom Kukuk ums Leben kommt.

§. 32. Thiere sind oft Lehrmeister der Menschen.

Wenn man die bisher gegebenen Beyspiele erweget, so glaube ich aus selbigen die Folge rechtfertigen zu können, daß die obschon unvernünftigen Thiere in vielen Fällen als unsere Lehrmeister betrachtet werden können. Denn sollten nicht die äusserlichen Ahndungen der Thiere, oder ihre Anzeigen (§. 21.) auch den Menschen dienlich seyn, um aus selbigen die Witterung, auch wohl Gesundheitsmittel im voraus erkennen zu können? Vielleicht hat der Mensch sogar einige Künste den Thieren zu danken. Der Bau der Biber kann die Menschen zuerst auf die Erfindung der Teiche und auf den Gebrauch der Pfähle geleitet haben. Das Schwalbennest hat vielleicht dem Bauer die Kenntniß verschaft, Leimen- und Kothwände in Nachahmung zu verfertigen. Das Gewebe einer Spinne ist eben nicht eine ungeschickte Veranlassung zum Spinnen, auch wohl den Fischern zum Fang der Fische in Netzen gewesen. Jedoch, ein nachdenkender Leser wird von selbst viele andere ähnliche Folgen zu bilden fähig seyn, wohin auch besonders gehöret, daß die Thiere, wenn man ihre Handlungen genau

überdenkt, unmöglich blos maschinenmäsig handeln können, vielmehr in mit Willkühr begabtes und denkendes Wesen besitzen müssen. Und dies ist auch ein Hauptzweck der gegenwärtigen Abhandlung, daher ich damit meiner Schrift ihr Ziel bestimmen will, und ihr

Ende.

Register
der vornehmsten Namen und Sachen.

A.

Abgottschlange, ihre List S. 359 f.
Adler siehe Bergadler. Fischadler.
Aesculap, in dem Tempel desselben, bemerkt der zur Wache gestellte Hund Capparas die Diebe S. 140 f.
Affen, ihre Handlungen S. 174 f. helfen sich S. 179. man kann ihnen Künste beybringen S. 180 f ahmen den Menschen nach S. 181. 205 f. bestrafen ihre Verbrecher S. 184. handeln vorsichtig S 224. wie sie die Austern verzehren S. 338. wahrsagende Affen 412.
Ahndungen, innere und äussere was? 416
Ameisen ihre Vorhersehung durch merkwürdige Handlungen bewiesen S. 281. f. sind ein Anzeigen der Witterung und des bevorstehenden Regens S 299. die weise Ameise und ihre Verrichtung S. 323 f.
Ameisenlöwe, wie er bauet S. 332.
Aras s. Papagey.

Aubri von Montdidier, dessen Hund entdeckt die Mordthat seines Herrn S. 132 f.
Auerhahn hat Gehör, ob er schon in der Liebeshitze nicht zu hören scheint S. 75.
Augen, ob aus selbigen sowohl bey Thieren als Menschen schädliche und tödliche Blicke oder Ausflüsse gehen S. 38 f. viele Augen haben manche Thiere S. 81

B.

Bär, s. Grasebär.
Bergadler, wie er mit List einen Hirsch besiege S. 348 f.
Beschreien Menschen und Kinder, ein Aberglauben S. 40
Biber, wie sie künstlich bauen S. 276 f. ob sie andere Biber zu ihren Sklaven machen 395.
Bombardier, wie er durch einen Knall sich vertheidiget S. 342
Büffel iu Italien, wie sie zum Pfluge aus den Hölzern durch Hunde geholet werden S. 142

C.

Capparas, ein Hund in dem Tempel Aesculaps, was von ihm Plutarch erzählt S. 140 f.
Carabus crepitans s. Bombardier
Chamäleon, ob es Gehör habe S. 74
Coase s. Stinkthiere.

D.

D.

Dankbarkeit pflegt man den Löwen beyzulegen S. 160 f. desgleichen dem Adler 411. von einem Storche e. d.

E.

Eichhörnchen handelt nach grosser Einsicht S. 229 f.
Elephanten, ob sie die Sprache der Menschen verstehen S. 66 f. haben Gedächtniß S. 152 f. Ob sie Mitleiden haben S. 157 f. handeln vorsichtig S. 223
Elster soll nach Plutarch viele Töne nachahmen S. 185
Empfindungskraft S. 3. besitzen die Thiere S. 9 f.

F.

Fischadler wird oft von grossen Fischen in die Tiefe des Wassers gezogen S. 348
Fische haben Geruch S. 28. Gehör S. 50. siehe Seefische.
Frösche, egyptische, ihr Verfahren gegen die Hyder 379.
Fuchs ist mißtrauisch S. 27. bedienet sich mancher Vorbauungsmittel S. 221 f. wie er sich der Flöhe entlediget S. 340. wie er mit List die Fischotter fängt S. 341. ferner die Krähe S. 342. wie er sich mit seinen in Urin getauchten Schwanze vertheidiget S. 342.

G.

Gans ist wachsam S. 48. daher sie die Römer ehrten ebend. die graue, oder Trappgans beweiset Vorsicht in ihrem Zuge S. 237.

Gedächtnißkraft S. 2. 87. verschiedener Thiere S. 118 f. S. 129 f. der Pferde S. 150 f. der Elephanten S. 152 f. des Löwen S. 159. der Katzen S. 167 f.

Gegenwärtiges, was es sey S. 1.

Gehör der Thiere, ob es unvollkommener als bey Menschen S. 14 f. sie haben vorzügliches Gehör S. 47 ist auch den kriechenden Thieren eigen S. 48 haben die Fische S. 50 haben die Vögel S. 50 f. 201 Manche Thiere scheinen kein Gehör zu haben, ob sie schon wirklich diesen Sinn besitzen S. 72 f. Raupe scheint kein Gehör zu haben S. 73 ob die Schaalthiere solches besitzen S. 73 ob Chamäleon Gehör habe S. 74 oft scheinen Thiere in einen besondern Zustande kein Gehör zu haben, da sie doch wirklich ein solches besitzen 74 f. s. Auerhahn. kommt den Vögeln zu S. 184 f. 201 s. Elster, ist eine Veranlassung zu äusserl. Ahndungen der Thiere. 433.

Geruch, vorzüglichen besitzen die Thiere S. 9 f. die Hunde S. 19 f. s. Hunde. des Wolfs s. Wolf. der Raubthiere s. Raubthiere. der Fische s. Fische. der Wasserinsekten s. Wasserinsekten. der Krebse, s. Krebse. der Schnecken s. Schnecken. der Käfer s. Käfer. des Papilion s. Papilion. der Menschen S. 31.

Geschmack, vorzüglichen der Thiere S. 15.

Gesicht.

Gesicht, ob es bey Thieren unvollkommener als bey den Menschen sey S. 13 f. ob durch das Sehen gewisser Thiere schädliche Ausflüsse in die gesehenen Gegenstände erfolgen S. 38. 375 f. Augen. Thiere besitzen oft ein weit schärferes Gesicht, als die Menschen S. 76 besonders Raubthiere, Raubvögel ebend. auch der Luchs, die Katzen S. 79, wovon zugleich die Ursach angegeben wird, ebend.

Gottesurtheile s. Ordalien.

Grasebär handelt vorsichtig S. 227.

H.

Hase weiß künftigen Gefahren vorzubeugen S. 350 383.

Haselmaus liegt im Winter schlafend in einer Höhle S. 196.

Hauche, schädliche der Thiere und Menschen S. 39.

Hermelin handelt mit Klugheit S. 230.

Hirsch hat Gedächtniß- und Urtheilungskraft S. 121 er kann wie ein Hund abgerichtet werden S. 147 f. lernt Kunststücke ebend. handelt vorsichtig S. 222 384.

Horchen kommt den Thieren zu S. 47.

Hühnerhund hat Gedächtniß und Urtheilungskraft S. 118.

Hunde haben ausgezeichneten Geruch S. 19 f. spüren Menschen von weiten aus S. 24 48 haben vorzügliches Gehör S. 47 können zu Schildwachten gebraucht werden S. 47 wie sie abgerichtet werden können S. 67 f. 200 einer holet bey dem Speisewirth Essen, und verthei-

digt es wider andre S. 105 Ein anderer trägt Brief: ebend. verschiedene wissen das Verlohrne zu suchen S. 106 haben Gedächtniß S. 130 f. Ein Hund wird für ein Gespenste gehalten ebend. Sonderbare Begebenheit des Hundes, der dem Aubri von Montdidier zugehörte und den Mörder seines Herrn entdeckte S. 132 f. Eine andere ähnliche Geschichte von einem Hunde S. 136 f 139 f. suchen Rache gegen Diebe thätig zu beweissen S. 140 f. holen die Büffel zum Pfluge aus den Wäldern S. 142 f. Ein Hund zieht an einem Glöckchen im Kloster, um sich Essen zu verschaffen S. 143 Ein Hund entdeckt einen Dieb auf dem Jahrmarkt von St. Germain S. 144 f. Ein Hund lernet von einem Menschen durch Nachahmung an eine Thüre klopfen S. 204 f.

J.

Ichneumon, wie er mit List die Eyer frißt S. 352.
Insekten, manche haben viele Augen S. 81.

K.

Käfer, haben Geruch S. 29.
Katze, warum einige Menschen durch ihre Gegenwart in Ohnmacht fallen S. 38 Ob sie tödliche Blicke besitze S. 41 hat scharf Gesicht S. 79 daß sie Gedächtniß habe S. 167 f. Siehe Meerkatze. Ihre Sorgfalt wegen künftiger Widerwärtigkeiten S. 340 einer Katze Betragen unter der Luftpumpe, 380 zwey Katzen sollen

len in Messina Anzeigen vom Erdbeben gegeben haben. 431 Anm.
Klapperschlange macht Thiere durch ihre giftigen Ausdüftungen betäubt S. 44. Ob sie eine Anziehungskraft besitze S. 45. Ob sie durch ihren Gestank Thiere betäube S. 46.
Klappmützen, eine Art von Seehunden handeln vorsichtig S. 231.
Krabben siehe Taschenkrebse.
Kraniche, das besondere in ihrer Wanderung S. 112. halten Wache S. 236.
Krebse haben Geruch S. 28.
Kröte, ob sie tödende Blicke besitze S. 42.
Kukuk, warum er sein Ey in das Nest eines andern kleinen Vogels lege. 454.

L.

Lachse sind für den Schall scheu S. 50.
List der Thiere, besonders einer Katze S. 167 f. einer Meerkatze S. 172 f. eines Maulesels S. 173.
Löwen, haben Gedächtniß S. 159 f. ob sie dankbar sind S. 160 f.
Luchs hat scharf Gesicht S. 79 wovon die Ursach angegeben wird ebend.

M.

Macair, des Ritters Mordthat an einem Hrn Aubri, wird durch des letztern Hund entdeckt S. 132 f. dieser Ritter muß sich mit diesem Hunde duelliren S. 134 f.

Mahomeds Taube, was davon gesagt wird S. 187.
Manguste siehe Ichneumon.
Maschine redende S. 69 f. Schachspieler S. 70.
Maulesel des Thales, was von seiner List erzählt wird S. 173.
Meerkatze soll Schach gespielt haben S. 172 f.
Menschen haben zuweilen vorzüglichen Geruch S. 31 f. wilde, oder in der Wildniß erzogene, Beyspiele davon ebend. f. Manche fallen in Ohnmacht wegen einer verborgenen Katze S. 38 siehe Katze.
Murmelthier bestrafen Diebstahl S. 60. legt sich im Winter in eine Höhle S. 196.

O.

Ordalien der Alten S. 134. dahin gehört ein Duell, das ein Ritter mit einem Hunde eingehn muß ebend.

P.

Papagey, Fabeln von seiner Sprache S. 55 f. dessen Treue S. 353
Papilion hat Geruch S. 30
Pferde haben vorzügliches Gehör S. 47. sie horchen ebend. Ein Pferd holet ein Schnupftuch, wie ein Hund S. 107. lernen mancherley Kunststücke S. 150 f. haben Gedächtniß ebendas. f. handeln vorsichtig S. 217 f.
Pharaoratze siehe Ichneumon.
Pinna marina, was von ihr erzählet wird S. 234

Prävisionen s. Voraussehungen.
Pyrrhus, König von Epirus, ihm werden durch einen Hund Mörder entdeckt S. 139 f.

R.

Rache üben Thiere aus S. 189
Ratzen sollen Ahndungen haben S. 429 f.
Raubthiere haben starken Geruch S. 26 f. auch scharfes Gesicht S. 76
Raupe scheint kein Gehör zu haben S. 73. hat an jeder Seite 6 Augen, folglich zusammen 12 Augen S. 81
Rehschlange s. Abgottschlange.
Reiger halten Wache S. 235
Riesenschlange s. Abgottschlange.

S.

Schaalthiere, ob sie Gehör haben S. 73 f.
Schachspieler, eine künstliche Maschine S. 70
Schlafratte liegt im Winter in einer Höhle S. 196
Schlange hat Gehör S 48. kann zahm gemacht und abgerichtet werden ebend. f. eine gewisse Schlange wird von den Mexikanern für einen Wahrsager gehalten S. 427
Schnecken haben Geruch S. 28. vierhörnichte haben 4 Augen S. 81
Schrecken, woher er bey Thieren entstehen könne, und wie er ihnen tödlich sey S. 42 f.
Schwalbe kommt im Frühjahr zuweilen in ihr altes Nest S. 108. ob sie im Winter schlafe? die

die verschiedenen Meinungen hiervon S. 196 f.
Seebäre üben sich im Streite S. 246. haben eine Art der Sprache S. 261
Seefische begeben sich nach entlegenen Küsten, wenn sie laichen wollen S. 196
Seehunde s. Klappmützen.
Seele der Thiere ist immateriell S. 10 f.
Seelöwen, wie sie handeln S. 270
Seeotter handelt vorsichtig S. 232. sucht sich durch Schmeicheley aus der Gefahr zu retten S. 272 hat Gedächtniß S. 274
Seerabe, dessen List S. 356
Siebenschläfer liegt im Winter in einer Höhle S. 196
Sinnen der Thiere s. Gehör, Geruch, Gesicht. Sind ihnen sicherere Wegweiser als den Menschen S. 84
Spinnen, Keller- und Gartenspinnen haben 6 Augen S. 81. andere 8 Augen, einige 10. ebd. Siehe Insekten.
Sprache, eine Art derselben kommt den Thieren zu S. 51 f. Fabeln von ihrer Sprache S. 55 f. ob Wölfe eine solche besitzen S. 61 f. Sie haben keine Sprache, wie die Menschen S. 55 f. 63 f. Eintheilung der Sprache S. 63 f. Siehe Seebäre.
Steckmuschel s. Pinna marina.
Stinkthiere S. 344 f.
Störche geben sich einander ihre Gedanken zu erkennen S. 53. halten Gericht über ihre Verbrecher S. 56 f. bestrafen den Ehebruch S. 58 f. halten Wache S. 237

T.

Taschenkrebse, mit welcher Vorsicht sie Austern verzehren S. 339
Taube, was man von einer erzählet, die Mahomed abgerichtet haben soll S. 187
Tempel des Aesculaps, in selbigem bemerkt ein Hund Diebe S. 140 f.
Thiere, ob sie Voraussehungen haben können S. 8 191. haben Empfindungskraft, vorzüglichen Geruch S 9. f. ihre Seele ist immateriell S. 10 f. ihr Gesicht ist schwächer als bey Menschen, doch ist dieß mit Einschränkung zu verstehen S. 13. Siehe Gesicht. ob dieß auch vom Gehör gelte ebend. ferner vom Geschmack S. 15. können dem Menschen zum Unterrichte dienen, ob eine Frucht schädlich S. 16. Einwurf, daß manche Thiere kein n Geruch haben, wegen Mangel des Geruchswerkzeugs S. 29. haben vorzügliches Gehör S. 47. Siehe Gehör der Thiere. sie horchen S. 47. kriechende haben auch Gehör S. 4. 8. haben eine Art der Sprache S. 51. halten Gericht s. Störche, Murmelthier, Affen. Verstehen nicht die Worte der Menschen, wie sie die Menschen verstehen, ob sie schon Gedanken damit verbinden S. 65. haben scharfes Gesicht S. 76. manche haben viele Augen S. 81 f. wissen durch die Sinne das dienliche vom undienlichen Futter zu unterscheiden S. 86. haben Gedächtniß S. 87 f. 129 f. Reimarus Gegenmeinung wird widerlegt S. 96 f. ihre Wanderung S. 109. ob Thiere Urtheilungskraft haben S. 117 f.

ahmen den Menschen nach s. Affen. handeln aus Nachahmung und Unterricht, auch wohl unter einander S. 201. Reimarus leugnet solches ebend. stellen Wachen aus S. 183. Thiere üben an ihren Feinden Rache aus S. 189. haben Vorhersehungen s. Voraussehungen. lassen sich abrichten S. 200. Siehe Hunde. Thiere handeln vorsichtig S. 216 f. wenden Mittel an, künftige Absichten zu erreichen S. 240 f. Nicht alle Voraussehungen der Thiere sind aus dem Gegenwärtigen und Vergangenen zu erklären S. 213 f. Thiere lauern S. 241. ob ihre Handlungen aus dem Schmerz oder einer Krankheit herzuleiten S. 241. Manche Thiere üben sich im Streite von Jugend auf S. 246. Siehe Seebäre. Suchen sich durch Schmeicheleyen aus der Gefahr zu retten S. 272. Siehe Seeotter. Ob die Thiere aus blosem Instinkt handeln S. 275. haben deutliche sinnliche Kenntniß S. 294. Thiere scheinen durch ihre Handlungen eine Gegenwart des Geistes zu beweisen S. 355. kriechende, haben Voraussehungen S. 358. Setzen denenjenigen Hindernisse, was ihnen künftig schädlich seyn könnte S. 376. bedienen sich der Verstellung, um bevorstehende Gefahren abzuwenden S. 382. Stehen sich unter einander bey, und rufen sich bey bevorstehenden Gefahren zu Hülfe S. 389. ob die Thiere Verstand und Vernunft haben S. 398. ob sie äusserer und innerer Ahndungen fähig sind S. 419. Beyspiele von äusserlichen Ahndungen S. 424. haben viele Kenntnisse von Kräutern und andern Mitteln S. 435 f.

Beyspiele von innerlichen Ahndungen 449 f.
Thiere sind oft Lehrmeister der Menschen S. 457
Tiger, List eines S. 385
Träume haben die Thiere S. 90
Trappgans s. Gans.
Truthenne ihr Verfahren bey Erblickung der Raubvögel S. 51

U.

Urtheilungskraft der Thiere S. 117. der Hühnerhunde S. 118. des Wolfs S. 119. des Fuchses ebend. des Hirsches S. 121. die Einwürfe des Reimarus werden dagegen beantwortet S. 123

V.

Vergangenes, was es sey S. 1
Vieh siehe Thiere.
Vielfraß, dessen List, 385
Vipern, ob sie vom Speichel der Menschen sterben 387
Vögel haben Gehör, und sind zur Musik aufgelegt S. 51. 201. haben scharfes Gesicht S. 76. 184. Siehe Gehör der Thiere. haben manches vorzügliche in Augen S. 76 f. üben Rache aus S. 189.
Voraussehungen, wie sie gewöhnlichermasen bey den Menschen entstehen S. 1 f. sind Erfolge des Vergangenen und Gegenwärtigen S. 4. auch bey den Thieren S. 208. Regel, nach der sie erfolgen S. 5. gründen sich auf einen Schluß ebend. wenn eher sie gewiß sind? S. 6 f. ob unvernünftige Thiere der Voraussehungen fähig sind, S. 8. 101. 192 f. ob alle Voraussehungen der Thiere sich in der Empfindung und in der

Erinnerung gründen S. 195 f. 213 f. 262. der Seefische S. 196. Mancherley Gesichtspunkte, aus welchen die Vorhersehungen der Thiere bewiesen werden können, S. 215 f. Nicht alle können bey Thieren aus der Gedächtniß- und Empfindungskraft erkläret werden S. 213 f.
Vorsichtig handeln die Thiere S. 217 f.

W.

Wanderung der Thiere, was davon zu halten S. 109 f.
Wasserinsekten haben Geruch S. 28
Wasserkäfer haben Geruch S. 29.
Wassermutter s. Abgottschlange.
Wolf, dessen vorzüglicher Geruch S. 25 f. handelt oft so, daß es scheint, er rede es mit andern ab, eine Absicht auszuführen S. 61 209 f. hat Gedächtniß und Urtheilungskraft S. 119. handelt vorsichtig S. 226. wie er mit List wider einen Maulesel kämpft S. 346.

Z.

Ziegenbock; wie er sich gegen einen Luchs vertheidiget S. 229
Zukünftiges, was es sey S. 2

Druckfehler.

S. 23. Z. 4. das l. daß. S. 25. Z. 15. bey den l. bey dem. S. 28. Z. 5. eine l. einen. S. 28. Z. 7. von l. vor. S. 33. Z. 9. Hundes l. Hemdes. S. 50. Z. 14. das l. daß. S. 76. Z. 7. selbige l. selbigen. S. 103. Z. 22. haben l. habe. S. 113. Z. 6. von unten auf, durchmusterem l. durchmusterten. S. 127. Z. 12. das l. daß. S. 207. Z. 13. ihm l. ihnen. S. 215. Z. 9. 10 Zeichen l. Zeugen. S. 267. Z. 6. von unten auf, das Gehirn l. das ganze Gehirn.

